

Yvonne Wechuli



Perspektiven auf Gefühle in den Disability Studies

Ein explorativer Überblick
über Begriffe und Konzepte

Yvonne Wechuli

Perspektiven auf Gefühle in den Disability Studies

Diese Publikation ist an der Universität zu Köln entstanden und wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität zu Köln finanziert.

Dieses Buch wurde von der Hans-Böckler-Stiftung durch einen Druckkostenbeitrag gefördert.

**Hans Böckler
Stiftung** 

Mitbestimmung · Forschung · Stipendien

Yvonne Wechuli

Perspektiven auf Gefühle in den Disability Studies

Ein explorativer Überblick
über Begriffe und Konzepte

Budrich Academic Press
Opladen • Berlin • Toronto 2026

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2026 Dieses Werk ist bei der Barbara Budrich Academic Press GmbH erschienen
und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International
(CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und
Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten
Lizenz. Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de
www.budrich-academic-press.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese
ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete
Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende
Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen
Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk
verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen
etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers
müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts,
auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen
Download bereit (<https://doi.org/10.3224/96665113>).
Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die
Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-96665-113-4 (Paperback)
eISBN 978-3-96665-882-9 (PDF)
eISBN 978-3-96665-876-8 (E-PUB)
DOI 10.3224/96665113

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Inhalt

Vorwort und Dank.....	9
Einleitung	11
1 Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt.....	31
1.1 Verdrängung von Gemeinsamkeiten	36
1.1.1 Projektion von Verletzlichkeit.....	37
1.1.2 Spaltung von Un/abhängigkeit.....	42
1.1.3 Abjektion unkontrollierbarer Körper	46
1.1.4 Zusammenfassung	55
1.2 Entinnerung von Differenz und sozialer Ungleichheit.....	56
1.2.1 Verpflichtende Nichtbehinderung.....	58
1.2.2 Umstrittene Unterstützungswürdigkeit.....	66
1.2.3 Glaube an eine gerechte Welt und grausamer Optimismus.....	73
1.2.4 Ausblendung des Zusammenhangs zwischen Behinderung und Armut	77
1.2.5 Zusammenfassung	85
1.3 Fetischisierung außergewöhnlicher Körper.....	87
1.3.1 Voyeuristisches Begehr.....	88
1.3.2 Freakshows	92
1.3.3 Vereinnahmtes Leiden	97
1.3.4 Inspirationsporno	104
1.3.5 Zusammenfassung	109
1.4 Zwischenfazit	110
2 Behindernder Affekt.....	115
2.1 Emotionsarbeit und Gefühlsnormen.....	120
2.1.1 Psycho-emotionaler Disablismus als Auslöser von Emotionsarbeit	122
2.1.2 An behinderte Menschen gerichtete Gefühlsnormen	141
2.1.3 Auswirkungen von Emotionsarbeit	156
2.1.4 Zusammenfassung	165

2.2 Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen	166
2.2.1 Verpflichtende Able-mindedness	168
2.2.2 Pathologisierung von Gefühlen als Beeinträchtigungsfolgen	174
2.2.3 Epistemologische Behinderung durch Unterstellung von Hysterie	178
2.2.4 Fetischisiertes Begehrten	184
2.2.5 Zusammenfassung	188
2.3 Materielle Auswirkungen auf Leib und Leben.....	189
2.3.1 Bedrohter Lebensunterhalt.....	191
2.3.2 Bedrohte Zugehörigkeit	195
2.3.3 Bedrohte Unversehrtheit	201
2.3.4 Bedrohtes Leben	209
2.3.5 Zusammenfassung	216
2.4 Zwischenfazit	217
3 Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft	221
3.1 Passing, Maskerade und Kuvrieren	223
3.1.1 Passing: als nichtbehindert durchgehen	225
3.1.2 Maskerade: als behindert durchgehen.....	234
3.1.3 Kuvrieren: als Superkrüppel durchgehen	244
3.1.4 Zusammenfassung	255
3.2 Disability Pride und Crippling.....	258
3.2.1 Feiern von Differenz.....	263
3.2.2 Unterlaufen von Normen	266
3.2.3 Affirmative Rahmungen von Verbundenheit und Begehrten	274
3.2.4 Elitäre Ausgrenzungen.....	279
3.2.5 Zusammenfassung	283
3.3 Reclaiming	285
3.3.1 Repräsentationen nuancierter Subjektivität	289
3.3.2 Überleben in einer dis/ableistischen Gesellschaft.....	297
3.3.3 Emanzipatorische Wissensproduktion.....	303
3.3.4 Rezeption als kommodifiziertes inspirierendes Narrativ	310
3.3.5 Zusammenfassung	313

3.4 Zwischenfazit	314
4 Perspektiven auf Gefühle in den und für die Disability Studies: ein Fazit.....	321
4.1 Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Arbeit.....	322
4.2 Kritische Einordnung des eigenen Vorgehens	324
4.3 Anwendungsbeispiel für die erarbeiteten Begrifflichkeiten: COVID-19-Pandemie	326
4.4 Ausblick auf Forschungsdesiderata und sich anschließende Fragen.....	330
5 Literaturverzeichnis	339

Vorwort und Dank

Kein Buch wird allein in einem stillen Kämmerlein verfasst – auch wenn ich den Luxus ruhiger und geschlossener Räume über den Promotionsprozess zu schätzen gelernt habe. Dank gebührt zunächst einmal meinen beiden Betreuer:innen und zwar für je unterschiedliche Aspekte. Markus Dederich möchte ich dafür danken, dass er mich über einen mittlerweile wirklich langen Zeitraum dahingehend betreut hat, dass er mir sowohl Freiräume gelassen hat, das mich umtriebende Thema auszugestalten, aber auch immer beratend, manchmal tröstend zur Seite stand und stets in Erinnerung behalten hat, mit welchen Anliegen ich in diesen Prozess eingestiegen bin. Marianne Hirschberg ist zu einem vergleichsweise späten Zeitpunkt in die Betreuung eingestiegen. Bei ihr möchte ich mich dafür bedanken, mir zeitliche Freiräume im Rahmen meiner Anstellung zur Verfügung gestellt zu haben und dafür, die Betreuung einer Arbeit übernommen zu haben, bei der einige Entscheidungen schon getroffen waren, aber dennoch konstruktiv und präzisierend mitzudenken, sodass diese Arbeit zu einem guten Ende gebracht werden konnte.

Manuela Beyer, Laura Dobusch, Jennifer Eckhardt, Mary Holmes, Rebecca Maskos und Åsa Wettergren haben zu unterschiedlichen Zeitpunkten Teile dieser Arbeit gelesen und mir dazu wertvolle Rückmeldungen gegeben. Ebenso konnte ich Auszüge in verschiedenen Gruppierungen immer wieder vorstellen und diskutieren, allen voran in den Kolloquien von Markus Dederich und Marianne Hirschberg, aber auch etwa im Forschungskolloquium von Anne Waldschmidt, der Vortragsreihe „Emotion Seminar at Gothenburg University“ oder einem selbst organisierten Kolloquium an der Pwani University. Sarah Karim, Marie Sépulchre und Robert Stöhr haben jeweils ein Kapitel systematischer gelesen. Ihnen danke ich sehr dafür, so viel Zeit und Energie investiert zu haben, um mir hierzu kluge und konstruktive Hinweise zu geben! Und Jana York hat sich dankenswerterweise für ein Endlektorat angeboten, das ich mich wahrscheinlich nicht anzufragen getraut hätte. Eine so eingespielte kollegiale und freundschaftliche Beziehung ist auf den letzten Metern Gold wert und hat maßgeblich dazu beigetragen, dass diese Arbeit in der hier gedruckten Endfassung vorliegen kann. Da sie auch schon das Exposé zu dieser Arbeit Korrektur gelesen hat, schließt sich damit ebenfalls ein kleiner biografischer Kreis.

Diese Monografie wurde an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln im Dezember 2024 als monographiebasierte

Dissertation mit Teilstudien erfolgreich verteidigt. Der Universitätsbibliothek danke ich für die Möglichkeit, diese Arbeit im Open Access erscheinen zu lassen durch eine Förderung des Publikationsfonds der Universität zu Köln. Mareike Breiding gebührt Dank für die Unterstützung beim Satz der Druckfassung.

Der Hans-Böckler-Stiftung danke ich für die mehrjährige finanzielle Unterstützung, ohne die ich diese Arbeit höchstwahrscheinlich nicht hätte fertigstellen können – und ebenso für den großzügigen Druckkostenzuschuss. Darüber hinaus habe ich über den Stiftungskontext wertvolle Kontakte gefunden, allen voran zu Frederik Metje und Christofer Schmidt, mit denen ich in einer selbstorganisierten Arbeitsgruppe die Muße finden konnte, Grundlagenfragen der Emotionstheorie und Affektforschung zu diskutieren. Aber auch zu Robel Afeworki Abay, mit dem mich geteilte Forschungsinteressen in der Peripherie dieser Arbeit verbinden. Darüber hinaus ermöglichte mir die Stiftung einen Forschungsaufenthalt in Sheffield, aus dem sich mit Rebecca Maskos ein intensiver Austausch zu Grundlagenfragen ergab, der zumindest in meinem aktuellen Berufsalltag undenkbar scheint.

In die Zeit dieser Promotion fallen mehrere Umzüge. Meiner Münchener Wohngemeinschaft und insbesondere Desiré und Martin Kudla möchte ich dafür danken, meinen Blick für die Bedeutung vermeintlich kleiner Dinge geschärft zu haben. Michaela Böhme, Andreas Denno, Jessica Schlauß, Lisa und Jürgen Steinfeld haben mich zu unterschiedlichen Zeiten dieser Arbeit beherbergt – Zeiten, die ich jeweils sehr ge-lossen und mich ein bisschen zu Hause gefühlt habe.

Meiner Familie und Schwiegerfamilie gebührt Dank für ihre praktische Unterstützung bei Umzügen, Fahrdiensten, leiblicher Versorgung, aber auch Verständnis für meine oft anwesende Abwesenheit und in den letzten beiden Jahren auch für Unterstützung bei der Kinderbetreuung, insbesondere auch meiner Schwägerin Doreen Nafula Wanjala. Meinem Mann Stanley Wechuli Wanjala danke ich für sein unerschütterliches Vertrauen in meine fachliche und methodische Kompetenz und Unterstützung auch in schweren Zeiten: true to me in good times and in bad, in sickness and in health!

Gewidmet ist diese Arbeit meiner Mutter Rita Hesterkamp, die offen zugibt, dass sie schon lange nicht mehr ohne Erklärung versteht, was ich in meiner wissenschaftlichen Arbeit eigentlich genau mache, auch wenn wir uns ab und zu angeregt über eben diese Inhalte meiner Arbeit unterhalten. Nichtsdestotrotz unterstützt sie mich in jedem Schritt meiner hiermit abzuschließenden wissenschaftlichen Ausbildung bedingungslos und ohne Erwartung einer Gegenleistung.

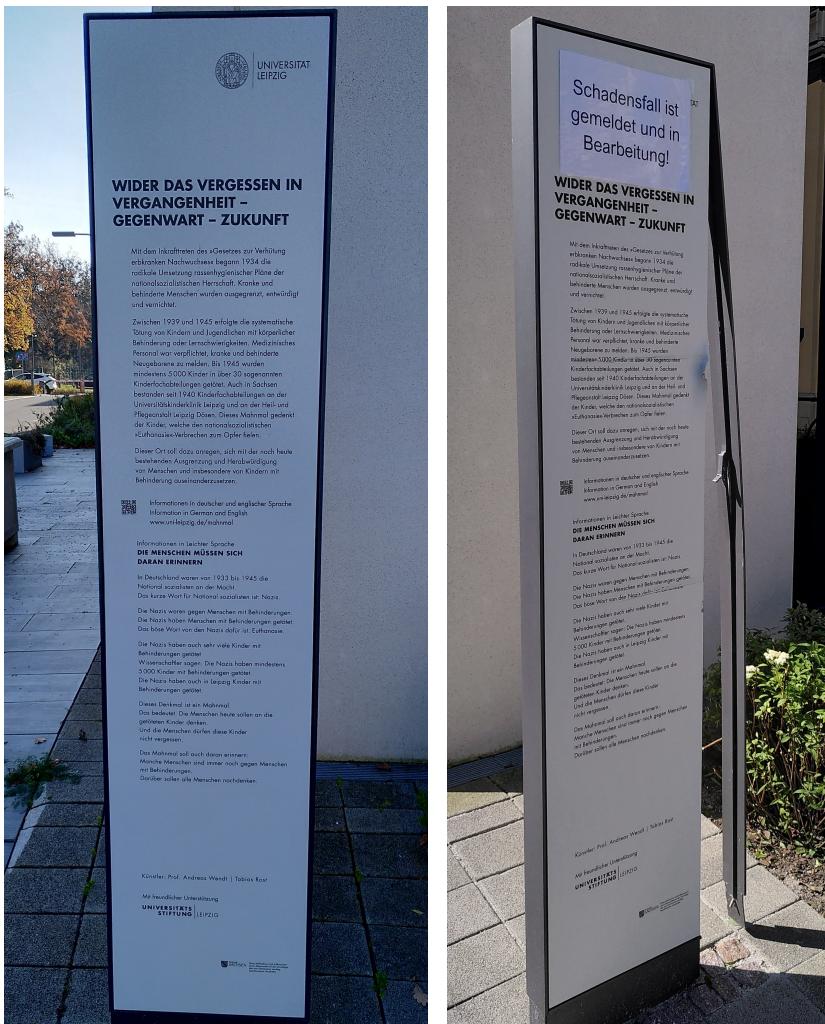
Einleitung

Leipzig, den 15. Juni 2024. Am bildungswissenschaftlichen Zentrum der erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig ist eine Gedenktafel zu den nationalsozialistischen *Euthanasie*-Verbrechen aufgestellt (siehe Abbildung 1). Die Tafel informiert über die Verbrechen der Vergangenheit, stellt aber auch einen Bezug zur Gegenwart her – in schwerer wie in Leichter Sprache. Mit Letzterer ist hier auch eine Gruppe adressiert, die zwischen 1939 und 1945 mit großer Wahrscheinlichkeit Opfer dieser Verbrechen geworden wäre. Die Tafel ist beschädigt worden: der Rahmen wurde aufgebrochen; es sieht so aus, als ob jemand erfolglos versucht hat, die komplette Tafel herauszubrechen. Mehrere Stellen des Textes sind stattdessen zerkratzt, vermutlich um sie unlesbar zu machen, etwa der Teilsatz in Leichter Sprache, in dem der Begriff „Euthanasie“ als „böses Wort“ bezeichnet wird. Auch der Teilsatz in schwerer Sprache, der die Anzahl der Opfer dieser Verbrechen auf „mindestens 5.000 Kinder“ beziffert, ist beschädigt. Oberhalb des Textes ist eine Notiz auf die Tafel geklebt, dass die Beschädigung gemeldet sei und bearbeitet werde. Weder die Gedenktafel noch die Notiz tragen ein Datum.

Die vorliegende Arbeit dreht sich um Gefühle im Kontext von Nicht-/Behinderung – und nicht etwa zentral um eine Aufarbeitung der nationalsozialistischen *Euthanasie*-Verbrechen. Ganz im Gegenteil nimmt die Beschäftigung mit *Euthanasie* (siehe Kapitel 2.3.4) aufgrund des weiter unten näher beschriebenen gewählten Vorgehens nur einen marginalen Teil der folgenden etwa 350 Textseiten ein. Und dennoch ist der Verweis hier von Bedeutung, denn er zeigt an, worum es mir bei der Beschäftigung mit Gefühlen geht, und zwar zentral darum, dass Gefühle Konsequenzen haben.

Die Vermittlung dieses einfach wirkenden Grundgedankens ist mir zumindest zu Beginn meines ca. achtjährigen Promotionsprozesses nicht immer gelungen. Stattdessen musste ich mich bei Vorträgen oder Publikationsversuchen häufig stark rechtfertigen, warum ich mich überhaupt mit diesem Thema beschäftigen wolle, was die Relevanz einer sozial- oder kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Gefühlen im Kontext von Behinderung sei oder warum dies eine Forschungslücke für die Disability Studies, wie auch für die sich auf sie berufenden, stärker anwendungsbezogenen Forschungsfelder wie etwa die inklusive Pädagogik sei.

Abbildung 1: Gedenktafel in repariertem (links) bzw. beschädigtem (rechts) Zustand zu nationalsozialistischen „Euthanasie“-Verbrechen



Quelle: Nico Leonhardt 2025, 2024

Um noch einmal auf die beschädigte Gedenktafel zurückzukommen: Welche Gefühle sind nun hier bei wem im Spiel? Neben den Opfern und Täter:innen der Vergangenheit lassen sich verschiedene fühlende Subjekte in der Gegenwart ausmachen: etwa die Künstler:innen und Kurator:innen, die Studierenden und Lehrenden an der erziehungswissenschaftlichen Fakultät – die durchaus durch Bemühungen geprägt ist, Hochschule inklusiver sowie Wissenschaft und Forschung partizipativer zu gestalten¹, behinderte Menschen², die Universitätsverwaltung und die für den Vandalismus verantwortlichen Täter:innen. Davon abgesehen, dass sich über eine Beschreibung der beschädigten Gedenktafel als Artefakt keine sicheren Informationen über subjektiv empfundene Gefühle ausmachen lassen, sind die genannten Gruppen weder homogen noch durchgehend trennscharf. So kann es sein, dass der Vandalismus von Studierenden – oder gar Lehrenden – verübt wurde. Und in allen Gruppen lassen sich Personen mit unterschiedlichem Behinderungsstatus vermuten. Die Annahme liegt nahe, dass die Täter:innen der Gegenwart sich an dieser Gedenktafel in irgendeiner Weise gestört haben. Für die Gruppe behinderter Menschen lässt sich erwarten, dass der hier beschriebene Vandalismus eine gruppenbezogene Botschaft sendet, die auch ankommt. In der Forschung über an behinderte Menschen gerichtete *Hassverbrechen* – als das man diesen Vandalismus meines Erachtens fassen kann – ist bekannt, dass derartige Verbrechen von den Opfern als schmerzhafter empfunden werden als nicht auf bestimmte Gruppen abzielende Verbrechen (siehe Kapitel 2.3.3). Aber auch die anderen Gruppen sind gefühlsmäßig beteiligt. Dass die Universitätsverwaltung eine Notiz anbringen ließ, lässt darauf schließen, dass mehrere Beschwerden eingingen, was von einer Empörung – etwa über den Täter:innen unterstellten *Hass* auf behinderte Menschen – zeugen könnte. Diese Auflistung ließe sich fortführen und ausdifferenzieren. In ihrer Begrenztheit verdeutlicht sie dennoch einen weiteren Grundgedanken dieser Arbeit. Die hier den verschiedenen Gruppen relativ plakativ zugeschriebenen Gefühle sind nicht kontextlose, individuelle Empfindungen, sondern in dem beschriebenen Beispiel historisch verortet und darüber hinaus aufeinander bezogen.

Im Folgenden leite ich zunächst die Relevanz meiner Themenstellung noch einmal auf wissenschaftliche Art und Weise her, erläutere darauf hin meine theoretische Verortung (in Bezug auf Affekt, Emotionen und

1 Siehe etwa <https://www.partizipative-lehre.de/>

2 Beispielsweise sind hier Menschen mit Lernschwierigkeiten zu nennen, die als Bildungsfachkräfte für partizipative Lehre im Rahmen des oben genannten Projekts an die Universität Leipzig kommen.

Gefühle sowie auf die Disability Studies) und mein methodisches Vorgehen und gebe zuletzt einen Überblick über Zielsetzung und Aufbau dieser Arbeit wie auch über die in den verschiedenen Kapiteln jeweils erkenntnisleitenden Fragestellungen.

Relevanz der Themenstellung

Diese Monografie bietet einen Überblick über die Theoretisierung der Disability Studies zu Affekt, Emotionen und Gefühlen, um eine geteilte Terminologie für dieses weite Forschungsfeld vorzuschlagen. Wie im Verlaufe der Arbeit deutlich wird, kann eine Beschäftigung mit gefühlsbezogenen Themen in den Disability Studies sehr unterschiedliche Facetten umfassen, die bisher meist in miteinander unverbundenen Teildiskursen diskutiert werden.

Dabei lässt sich zunächst fragen, warum die Disability Studies Affekt, Emotionen und Gefühlen Aufmerksamkeit schenken sollten. Die vorliegende Arbeit basiert auf der Überzeugung, dass Gefühlen bei der Herstellung von Behinderung als negativ wahrgenommener Differenz eine wesentliche Bedeutung zukommt (siehe z.B. Shildrick 2007b, 2010; Siebers 2009; Shakespeare 2011; Hughes 2012a, 2020; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Behinderte Menschen müssen in ihrem Alltag mit der gefühlsmäßigen Belastung umgehen, die ihnen eine dis/ableistische Gesellschaft auferlegt (Cahill/Eggleson 1994; Thomas 1999, 2007; Hutson 2010; Soldatic/Morgan 2017; Liddiard 2018; Reeve 2020; Burch 2021c; Douglas et al. 2021). Dann wiederum wird diskutiert, dass Gefühle eine wichtige Rolle für einen sozialen Wandel spielen (Lorde 1997b; Summers-Effler 2002; Scherke 2009) – auch innerhalb der Disability Studies (Siebers 2009; Johnson/McRuer 2014a; Shildrick 2017; Goodley 2021). Sie prägen beispielsweise maßgeblich Prozesse der Inklusion oder Exklusion (Dederich 2018b) oder auch alltägliche Diskriminierungserfahrungen, die oft außerhalb der Reichweite von Gesetzgebung und Politik wie Quotenregelungen oder Antidiskriminierungsgesetzen verbleiben (Campbell 2008; Meekosha/Shuttleworth 2009). Das Streben nach einer inklusiveren oder weniger dis/ableistischen Gesellschaft erfordert daher einen kulturellen Wandel (Dederich 2018b, 2015), für den auch Fragen der Repräsentation von Behinderung von Bedeutung sind, wie Michael Bérubé (2015: 153) hier beispielhaft erläutert:

[T]he idea that people with physical disabilities are angry and embittered, and the idea that people with intellectual disabilities are incapable of understanding, empathy, or self-reflection, speak to the social organization of disability – regardless of whether or not those social arrangements and injustices are literally caused by vicious, inaccurate representations.

Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel einer theoretischen Sensibilisierung, auf die sich ein solcher Kulturwandel stützen könnte und bezieht hierzu Ergebnisse kulturwissenschaftlicher Analysen von Artefakten bzw. künstlerischen Darstellungen von Behinderung z.B. in Belletristik und darstellender Kunst mit ein.

Viele Autor:innen der Disability Studies beklagen jedoch einen Mangel an Auseinandersetzung mit Affekt, Emotionen und Gefühlen³ (siehe z.B. Shakespeare 1994; Watermeyer 2009; Donaldson/Prengast 2011). Einige Autor:innen liefern sogar eine Erklärung für diese Auslassung – und zwar seien gefühlsbezogene Themen in den Disability Studies infolge der Fokussierung auf Umweltbarrieren im Rahmen des sozialen Modells von Behinderung zurückgewiesen worden (Watermeyer 2014). Nichtsdestotrotz ist die Beschäftigung mit der Erfahrungswelt behinderter Menschen für die Disability Studies keineswegs neu. Vielmehr lässt sich in den Disability Studies ein umfangreiches Archiv dieser Auseinandersetzung verorten (Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018), das sich dennoch bisher nicht in einer umfassenden Theoriebildung zu Affekt, Emotionen und Gefühlen in den Disability Studies widerspiegelt. Ein Beispiel hierfür ist die angekündigte letzte Ausgabe des Disability Studies Readers von Lennard Davis (Davis/Sánchez/Luft 2025), der Nachdrucke von Grundlagen-Texten der Disability Studies zusammenstellt und weder die Begriffe Affekt, Emotion und Gefühl noch distinkt benannte Emotionskonzepte – wie Angst, Mitleid oder Ekel (Hughes 2020) – indiziert. Folglich gibt es innerhalb der Disability Studies bisher keine gemeinsame Rezeption von Theorien über Affekt, Emotionen oder Gefühle und keine geteilte Terminologie. Veröffentlichungen mit gefühlsbezogenen Themen zeichnen sich eher nicht durch wechselseitige Verweise aus, sondern werden häufig

3 Gleichermaßen bleibt das Thema Behinderung in der Theoretisierung von Affekt und Emotionen ein Randthema. Sara Ahmed (2017) denkt öffentlich über den marginalen Platz von Behinderung in ihrer Theorie der Emotionen nach (siehe Kapitel 1.2). Vor meiner eigenen Veröffentlichung, die auf den Kapiteln 3.2 und 1.1 dieser Monografie beruht (Wechuli 2022), wurde in „Emotions and Society“ (ISSN 2631-6897), der mit dem Forschungsnetzwerk Emotionssoziologie der Europäischen Soziologischen Gesellschaft (RN11) verbundenen wissenschaftlichen Zeitschrift, kein Beitrag zu Behinderung oder behinderten Menschen veröffentlicht. Jasbir Puar (2017) bezieht sich in ihrer affekttheoretischen Arbeit zentral auf Behinderung. Autor:innen der Disability Studies haben jedoch darauf hingewiesen, dass ihre Rezeption konstitutiver Begriffe der Disability Studies – etwa von Behinderung – unvollständig erscheint (siehe Kapitel 1.2.4).

innerhalb eher in sich geschlossener Teildiskurse verhandelt, wie beispielsweise zu *Freakshows*, zu *Hasskriminalität*⁴ oder zu Beschämung als Governance-Technik. Zudem explizieren nur wenige Disability-Studies-Autor:innen ihr Verständnis von Affekt, Emotionen oder Gefühlen (nennenswerte Ausnahmen siehe z.B. Hughes/Paterson 1997; Donaldson/Prendergast 2011; Kolářová 2012; Fritsch 2013b; Cheyne 2016; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018; Sheppard 2020a; Burch 2021c; Goodley et al. 2022).

Theoretische Verortung: Affekt, Emotionen, Gefühle

Ich möchte mein eigenes Verständnis an dieser Stelle transparent machen. Und zwar plädiere ich dafür, zwischen Affekt, Emotionen und Gefühlen zu unterscheiden – in Anlehnung an die interdisziplinäre Begriffsarbeit des Sonderforschungsbereichs „Affective Societies“⁵. Weiterhin verstehe ich Affekt, Emotionen und Gefühle als soziokulturelle Phänomene (Scherke 2009; Wetherell 2012; Ahmed 2014b). Das heißt etwa, ihre politische Funktion (Ahmed 2014b), ihre soziale Entstehung sowie ihre Wirkung auf einen sozialen Wandel (Scherke 2009) und ihre performative Einschreibung als Habitus in Subjekte und als Artefakte in Dinge (Wetherell 2012) anzuerkennen. Aus soziologischer (wie auch aus kulturwissenschaftlicher) Perspektive bedürfen Affekt, Emotionen und Gefühle in Bezug auf Behinderung einer Erklärung (Scherke 2009).

Im Laufe des Verfassens dieser Arbeit bin ich unzählige Male gefragt worden, mit wessen Affekt, Emotionen und Gefühlen ich mich beschäftige – mit den Emotionen behinderter Menschen *oder* mit den Emotionen nichtbehinderter Menschen in Interaktion mit behinderten Menschen. Doch gerade diese scheinbar eindeutige und einfache Verortung in dem einen oder anderen Subjekt lässt sich mit zeitgenössischen Emotions- oder Affekttheorien nicht mehr überzeugend stützen (Ahmed 2014b; Wetherell 2012). Die vorliegende Arbeit folgt einem derartig relationalen Verständnis von Gefühlen und plädiert in Bezug

4 Ich verwende in dieser Arbeit Kursivdruck, um mich von geläufigen Begrifflichkeiten abzugrenzen, wenn sie entweder als verletzend empfunden werden können oder aber dem gegenwärtigen Stand der Theoriebildung folgend wahrscheinlich nicht zutreffen. Den feststehenden Begriff der *Freakshow* setze ich also hier kursiv, um mich von der abwertenden Bezeichnung *Freak* zu distanzieren (siehe Kapitel 1.3.2), während ich den ebenfalls feststehenden Begriff *Hasskriminalität* teilkursiv setze, um den von mehreren Autor:innen der Disability Studies aufgeworfenen Zweifel daran auszudrücken, dass Täter:innen derartiger Verbrechen *Hass* empfinden (siehe Kapitel 2.3.3).

5 Siehe <https://www.sfb-affective-societies.de/>

auf diese angenommene Relationalität darüber hinaus dafür gegenseitige Verantwortlichkeit (Kremsner/Poyer 2018; Price 2021) für die Wirkungen von erlebten Gefühlen (siehe z.B. Wetherell 2012; Ahmed 2014a) zu kultivieren.

Die wissenschaftliche Diskussion über Affekt und Emotionen kann als weitläufig, gar chaotisch bezeichnet werden. Aufgrund der unterschiedlichen disziplinären Traditionen und Denkschulen⁶ scheint es keinerlei Einigkeit zu geben, nicht einmal über grundlegende Begriffe (Merker 2009), wie das folgende Beispiel zeigt:

I would suggest that my own attempt to re-theorise emotions includes analysis of those processes that some have used the term ‘affect’ to describe. Emotions, in other words, involve bodily processes of affecting and being affected, or to use my own terms, emotions are a matter of how we come into contact with objects and others (Ahmed 2014b: 208).

Einige Autor:innen verwenden die Begriffe Affekt, Emotion und Gefühl alle oder teilweise synonym, während andere sie differenzieren, und zwar wiederum nach unterschiedlichen Kategorien wie der Bewusstseinsebene (Massumi 2002), der zeitlichen Persistenz oder dem Vorhandensein oder Fehlen eines Objekts (Landweer 1999).

Hier wird nicht der Versuch unternommen, einen Beitrag zur Theoretisierung der grundlegenden Terminologie von Affekt, Emotionen und Gefühlen zu leisten, die Gegenstand hitziger Debatten ist (Scheve 2009). Um dennoch einen kohärenten konzeptionellen Rahmen bereitzustellen, greife ich auf die interdisziplinären Arbeiten zur Terminologie des Sonderforschungsbereichs „Affective Societies“ (Slaby/Scheve 2019a) zurück⁷. Warum – und wann – spreche ich also von Affekt, Emotionen und Gefühlen? Ich unterscheide Affekt als eine vorkategoriale und relationale Dynamik (Scheve/Slaby 2019) von Emotionen, die auf distinkte und soziokulturell verständliche Weise benannt werden

6 So stammt der Begriff Emotion aus der empirischen Psychologie (Frevert 2011b), einer Disziplin, die die philosophische Ideengeschichte zu Gefühlen nicht rezipiert hat, die nicht als Selbstzweck – etwa im Rahmen einer Gefühlsphilosophie, sondern im Kontext anderer Fragen der praktischen Philosophie diskutiert wurde, beispielsweise im Bereich der Rhetorik oder Ethik (Landweer/Renz 2008; Merker 2009). Hilge Landweer, Ursula Renz und Alexander Brungs (2008) geben einen umfassenden Überblick über die klassischen Emotionstheorien in der Philosophie und Katharina Scherke (2009) über die soziologische Theoriebildung vor der Etablierung der Emotionssoziologie genannten Subdisziplin.

7 Ich wähle meine eigene terminologische Praxis, korrigiere aber weder Zitate noch feststehende Begriffe für Konzepte aus den Disability Studies (wie etwa *psycho-emotionalen* Disablismus). Ebenso wenig korrigiere ich die Terminologie, mit der behinderte Menschen in wörtlichen Zitaten bezeichnet werden, und übernehme das von den Autor:innen gewählte Geschlecht und Pronomen, sofern bekannt.

(ebd.) – beispielsweise als Angst, Mitleid, Ekel oder Melancholie. Weiter verwende ich den Begriff des Gefühls, um Subjektivität, Intentionalität und Erfahrung hervorzuheben (Thonhauser 2019). In einem Spinozistisch-Deleuzianischen Verständnis lässt sich das, was als Affekt bezeichnet wird, nicht vollständig in Worte fassen. Affekt beschreibt eine Verwobenheit von (1) Körper und Geist, von (2) aktiver Beteiligung (affizieren) und rezeptiver Beteiligung (affiziert werden) sowie mit (3) Machtverhältnissen (Slaby/Mühlhoff 2019). Für kommunikative Zwecke lassen sich affektive Erfahrungen zu kulturell etablierten Emotionskonzepten gruppieren (Scheve/Slaby 2019).

Die Unterscheidung zwischen *als solchen* benannten Emotionskonzepten und Affekt ist für die vorliegende Arbeit insofern relevant, als davon ausgegangen werden kann, dass die Benennung eines Phänomens seine Komplexität reduziert und eine soziokulturell und historisch spezifische Bedeutung transportiert. “The reflexive act of giving names to emotions [...] gives them an ontology that fixes their volatile, transient, and context-based nature” (Illouz 2008: 141). Ähnliche Unterscheidungen wurden in den Disability Studies bereits vorgeschlagen: “My understanding of the highly debated terms ‘affect’ and ‘emotion’ devolves on a distinction between affect as a non-personal, visceral and precognitive state, and emotion as an intentional and personal state, socially projected” (Shildrick 2015: 37).

Die Unterscheidung zwischen Emotionen und Gefühlen ist für die vorliegende Arbeit ebenfalls von Bedeutung. Im Vergleich zu Affekt und Emotion ist Gefühl der breiteste der drei Begriffe und gilt als Überbegriff für alle Formen des gefühlten Erlebens. Dabei impliziert der Begriff des Gefühls notwendigerweise Intention und Selbstbewusstsein (Thonhauser 2019). Ich verwende den Begriff des Gefühls insbesondere, um die subjektive Erfahrung zu betonen, wie sie in den Disability Studies von behinderten Menschen selbst beschrieben wird.

Anstatt völlig unterschiedliche Phänomene zu beschreiben, bezeichneten Affekt, Emotionen und Gefühle eher verschiedene Perspektiven auf *dasselbe* Phänomen. Eine nichtbehinderte Person könnte durch die Begegnung mit einer Rollstuhlnutzer:in etwaig aufkommende Gefühle detailliert aus Perspektive der ersten Person beschreiben. In diesem fiktiven und bewusst plakativen Beispiel könnte diese subjektive Beschreibung etwa so lauten: „Ich muss schlucken, irgendwie bleibt mir die Luft weg. Und dann sehe ich ihr Gesicht ganz klar vor meinem inneren Auge – meine verstorbene Großtante. Die Erinnerung an die vielen Stunden, die ich bei ihr im Krankenhaus verbracht habe – sie hat Schmerzen, überall Schläuche. Diese schwierige Episode unseres Familienlebens beginnt für mich damit, dass sie die Energie zu laufen, nicht mehr aufbringen kann. Der Anblick eines Rollstuhls triggert

mich“. In der hier vorgenommenen Unterscheidung wird mit dem Begriff des Gefühls also die subjektive Perspektive betont, die sich durch komplexe Erzählungen ausdrücken lässt. Um diese Gefühle besser zu kommunizieren und diese Begegnung mit ähnlichen Begegnungen vergleichbar zu machen, könnten sie *als* Emotionen wie z.B. Trauer kategorisiert werden. Diese Benennung verortet subjektive Gefühle in einem soziokulturellen Kontext und ruft eine Reihe von Assoziationen zu Verhaltensweisen (etwa Weinen) und Erklärungszusammenhängen (etwa Verlusterfahrungen) auf. Der Begriff der Emotion fokussiert hier also eine distinkte Benennung als etwas und die mit dieser Benennung verbundenen soziokulturellen Assoziationen. Der Fokus auf Affekt hebt zuletzt relationale Prozesse hervor. Vielleicht wird aus Perspektive der Rollstuhlnutzer:in in dem obigen Beispiel nicht deutlich, was die nichtbehinderte Person fühlt, wenn beispielsweise die fiktive Erzählung nicht versprachlicht wird. Es könnte in der Interaktion ebenso wenig klar werden, zu welchen distinkt benannten Emotionskonzepten sich diese gefühlsmäßige Reaktion zusammenfassen lässt. Aber auch ohne eine konkrete Benennung oder detaillierte Schilderung können wechselseitige Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens ablaufen. Vielleicht hängt eine schwer greifbare, irgendwie aufgeladene Stimmung in der Luft. In dieser Arbeit versuche ich Prozesse nachzuzeichnen, wie behinderte Menschen in derartigen Interaktionen affiziert werden, und diese anhand ähnlich ablaufender Affizierungsprozesse zu beschreiben, nämlich etwa als verschiedene Facetten von Emotionsarbeit. Im obigen Beispiel könnte die Rollstuhlfahrer:in etwa den unterschwelligen Auftrag wahrnehmen, die nichtbehinderte Person aufzumuntern. Dies lässt sich als Emotionsarbeit beschreiben. Dabei ist Emotionsarbeit als Arbeit zu verstehen, die Zeit und Energie bindet, und zwar unabhängig davon, an welcher Emotion (etwa Traurigkeit oder Wut) gearbeitet werden soll.

Theoretische Verortung: Disability Studies

Zentrale Publikationsorgane der Disability Studies fungieren als Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit. Zugleich prägen zentrale Perspektiven der Disability Studies meinen eigenen theoretischen Zugang. Daher möchte ich an dieser Stelle auch mein Verständnis der Disability Studies explizieren. Und zwar lassen sich die Disability Studies als ein quer zu verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen liegendes Forschungsfeld beschreiben (Brehme et al. 2020). Weiter können die Disability Studies als sogenannte Standpunkt-Epistemologie gelten, zu denen sich beispielsweise auch die Gender, Queer oder

Postcolonial Studies zählen lassen. Diese produzieren Wissen von einem bestimmten, auf eigener Erfahrung beruhenden, Standpunkt aus. Statt irgendwie geartete Objektivität anzustreben wird (in feministischer Tradition) eine positionierte Argumentation angestrebt, die sowohl ermächtigende als auch die jeweilige zentrale Differenzkategorie hinterfragende Aspekte enthält (Boger 2017). Wird Behinderung (als hier zentrale Differenzkategorie) nicht hinterfragt, sondern als epistemologisch gegeben betrachtet, wird sie häufig mit funktionaler Beeinträchtigung gleichgesetzt, wobei letztere die ökonomische und soziokulturelle Ausgrenzung behinderter Menschen vermeintlich hinreichend erklärt (Dobusch/Wechuli 2020). Damit verbunden ist häufig ein *tragisches* Narrativ von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4). Ein solches Verständnis von Behinderung ist von Behindertenbewegungen, die die Disability Studies zentral geprägt haben, stark kritisiert worden. Schließlich individualisiert es das soziale Problem Behinderung – gemeint ist, dass behinderten Menschen selbst die Verantwortung überlassen wird, Lösungen für Probleme zu finden, die sich etwa aus einer ausgrenzenden Umweltgestaltung oder sozioökonomischen Benachteiligung ergeben. Darüber hinaus naturalisiert ein solches Verständnis von Behinderung soziale Ungleichheit, d.h. lässt soziale Ungleichheit als naturgegeben erscheinen (Union of the Physically Impaired Against Segregation/The Disability Alliance 1976; Köbsell 2016; Brehme et al. 2020). Von einem subalternen (Spivak 1988) Standpunkt aus argumentierend generieren die Disability Studies also alternatives Wissen über Behinderung, das sowohl auf politische Prozesse als auch auf akademische Wissensproduktion zurückwirkt (Dobusch/Wechuli 2020). Dieses alternative Wissen über Behinderung äußert sich etwa in einer Verschiebung des Aufmerksamkeitsfokus auf die soziokulturelle Bevorzugung von Behinderung antagonistisch gegenübergestellten Konstruktionen wie Nichtbehinderung, Fähigkeit, Gesundheit oder Normalität (siehe z.B. Davis 1995; Wendell 1996; Kafer 2003; Campbell 2009; Buchner/Pfahl/Traue 2015).

Methodisches Vorgehen

Diese theoretische Arbeit zielt darauf ab, eine (noch ausstehende) gemeinsame Sprache für gefühlsbezogene Themen in den Disability Studies vorzuschlagen. Da es in den Disability Studies bisher keinen übergreifenden Diskurs über Gefühle gibt (und daher auch keine geteilten Begrifflichkeiten), bietet sich die Durchsicht der Archive von Fachzeitschriften an. Um relevante Zeitschriften zu identifizieren, habe ich eine weit gefasste Definition der Disability Studies zugrunde gelegt, die

alle sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungen zum Thema Behinderung und nicht nur aktivistische Forschung im Zusammenhang mit Behindertenbewegungen umfasst (Waldschmidt 2020). Konkret habe ich die Schlagworte „Disability Studies“ und „Disability Research“ sowie zur ergänzenden Überprüfung „Disability“⁸ in die Elektronische Zeitschriftenbibliothek⁹ eingegeben, einen zentralen Dienst der deutschen Universitätsbibliotheken, der Informationen über (nationale und internationale) wissenschaftliche Zeitschriften archiviert und nach Forschungsgebieten sortiert anzeigt. Zeitschriften aus anderen Disziplinen als den Sozial- und Kulturwissenschaften wurden ausgeschlossen. Ausgeschlossene Zeitschriften sind beispielsweise in der Psychologie, Sonderpädagogik, Jura, Medizin oder Theologie verortet. Bücher, Buchreihen und nichtwissenschaftliche Zeitschriften wurden im Dienste von Vergleichbarkeit ebenso ausgeschlossen wie Veröffentlichungen in anderen Sprachen als Englisch, Französisch oder Deutsch. Die acht einbezogenen Zeitschriften und Anzahl der daraus jeweils berücksichtigten Zeitschriftenartikel sind Tabelle 1 zu entnehmen¹⁰.

-
- 8 Als einzige Ergänzung wurde über das allgemeinere Schlagwort „Disability“ die Zeitschrift Disability and Society (ISSN 1360-0508, vormals Disability, Handicap and Society) hinzugefügt. Diese Zeitschrift versteht sich selbst als internationale Zeitschrift der Disability Studies. Siehe auch: <https://www.tandfonline.com/act/journalInformation?show=aimsScope&journalCode=cdso20>
Von allen in die Auswahl eingeschlossenen Zeitschriften hat sie den mit Abstand längsten Erscheinungszeitraum (seit 1986). Siehe auch: <https://www.tandfonline.com/action/journalInformation?journalCode=cdso20>
 - 9 Siehe <https://ezb.uni-regensburg.de/about.phtml?bibid=UBKAS&colors=7&lang=de>
 - 10 Diese Literaturauswahl hat ihre Grenzen, da außerhalb der ausgewählten Publikationsorgane wahrscheinlich weitere Literatur zu gefühlsbezogenen Themen in den Disability Studies vorliegt. Vor dem Hintergrund eines bisher noch ausstehenden übergreifenden Diskurses über Gefühle in den Disability Studies ist es dennoch plausibel, davon auszugehen, dass diese zentralen Publikationsorgane einen guten ersten Überblick über die Theoretisierung von Gefühlen in den Disability Studies bieten. Die Literatuauswahl hat weiterhin zeitliche Limitationen. So sind im Feld der Disability Studies nach Abschluss meiner systematischen Recherche mehrere Zeitschriften neu entstanden, z.B. das Journal of Disability Studies in Education (ISSN 2588-8803, seit 2019), The Internal Journal of Disability and Social Justice (ISSN 2732-4044, seit 2020), The Journal of Philosophy of Disability (ISSN 2690-3326, seit 2021) und die Zeitschrift für Disability Studies (ISSN 2791-4313, seit 2021). Insbesondere für den deutschsprachigen Raum lässt sich hier für die Zukunft eine weitere Akademisierung alternativen Wissens über Behinderung erwarten. Nicht akademisiertes, beispielsweise aktivistisches Wissen konnte dabei aus Effizienz- und Vergleichbarkeitsgründen nicht in die Literatuauswahl mit aufgenommen werden.

In einem zweiten Schritt habe ich die Archive dieser Zeitschriften von deren Erstausgabe bis Ende Oktober 2019¹¹ auf Beiträge, die sich aus sozial- oder kulturwissenschaftlicher Perspektive mit Affekt, Emotionen oder Gefühlen befassen, durchgesehen. Berücksichtigt wurden alle Artikel, die entweder die Begriffe Affekt, Emotion oder Gefühl (als Nomen oder Adjektive) im Titel tragen oder aber distinkte Emotionen (z.B. Angst, Ekel, Glück, Hass, Melancholie, Mitleid, Mitgefühl, Schuld). Ebenso eingeschlossen habe ich Artikel mit emotionstheoretischen Konzepten (z.B. Affektökonomien, Emotionsarbeit) in Titel und/oder Abstract. Bei mit Gefühlen verknüpften Konzepten (z.B. Empathie, Leiden, Monstrosität, Starren, Verlust) wurden die Artikel dann ausgewählt, wenn das Abstract relevante Inhalte für eine Theoretisierung von Affekt, Emotionen oder Gefühlen vermuten ließ. Auf diese Weise wurden 160 Artikel identifiziert (siehe Tabelle 1).

Tabelle 1: Literaturkorpus

Körperschaften	Fachzeitschrift	ISSN	Vol. 1	Zeitraum	Treffer
Centre for Rehabilitation Studies (Stellenbosch University) and Center for Disability and Rehabilitation Studies (KNUST Ghana)	African Journal of Disability	2226-7220 (Online); 2223-9170 (print)	2012	Vol 1(1) 2012 bis Vol 7(1) 2018	0
European Society of Disability Research / Société Européenne de Recherche sur le Handicap	Alter: European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap	1875-0680 (Online); 1875-0672 (Print)	2007	Vol 1(1) 2007 bis Vol. 12(3) 2018	12

11 Die jeweils letzte einbezogene Ausgabe ist der angehängten Tabelle zu entnehmen. Da es sich um einen langen Rechercheprozess handelt, unterscheiden sich die Zeitpunkte der zuletzt berücksichtigten Ausgaben.

Körperschaften	Fachzeitschrift	ISSN	Vol. 1	Zeitraum	Treffer
Canadian Disability Studies Association / Association Canadienne des Études sur l'Incapacité	Canadian Journal of Disability Studies	1929-9192 (Online)	2012	Vol. 1(1) 2012 bis Vol. 8(4) 2019	5
Center for Disability Research (Lancaster University), Centre for Disability Studies (University of Leeds); Norah Fry Centre for Disability Studies (University of Bristol)	Disability and Society (1986-1993: Disability, Handicap and Society)	1360-0508 (Online); 0968-7599 (Print)	1986	Vol. 1(1) 1986 bis Vol. 34(6) 2019	75
Society for Disability Studies	Disability Studies Quarterly (DSQ)	2159-8371 (Online); 1041-5718 (Print)	1980	Vol. 1(1) 1980 bis Vol. 39(2) 2019	18
Centre for Culture & Disability Studies (Liverpool Hope University)	Journal of Literary & Cultural Disability Studies (2007-2008: Journal of Literary Disability)	1757-6466 (Online); 1757-6458 (Print)	2007	Vol. 1(1) 2007 bis Vol. 13(3) 2019	31
Center on Disability Studies (Manoa, University of Hawaii)	Review of Disability Studies. An International Journal (RDS)	1552-9215 (Online)	2004	Vol 1(1) 2004 bis Vol. 14(4) 2019	16

Körperschaften	Fachzeitschrift	ISSN	Vol. 1	Zeitraum	Treffer
Nordic Network for Disability Research	Scandinavian Journal of Disability Research	1745- 3011 (Online); 1501- 7419 (Print)	1999	Vol. 1(1) 1999 bis Vol. 20(1) 2018	3

160

Quelle: Eigene Recherche

Im Anschluss habe ich die Newsletter der entsprechenden Zeitschriften abonniert, um über neu erscheinende Ausgaben informiert zu bleiben. Auf diesem Wege wurden weitere 10 Artikel in den Literaturkorpus mitaufgenommen, der somit 170 Zeitschriftenartikel umfasst. Besonders hervorzuheben sind an dieser Stelle drei Sonderausgaben, und zwar die Ausgaben „Disability and Emotion: ,There's No Crying in Disability Studies“ und „Disability and the Emotions“, 2011 bzw. 2020 erschienen im Journal of Literary & Cultural Disability Studies, sowie „Disability and Shame“, 2019 erschienen im Review of Disability Studies.

Zusätzlich recherchiert habe ich in den Online-Archiven etablierter Ringvorlesungen, und zwar „Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies“ am Zentrum für Disability Studies und Teilhabeforschung an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie in Hamburg¹², „Disability Studies Austria“ an unterschiedlichen österreichischen Universitäten¹³ und „Disability and the Emotions“ an der Liverpool Hope University¹⁴. Aufbauend auf der zeitschriftenbasierten Recherche habe ich weiter insgesamt 30 Autor:innen der Disability Studies als besonders wichtig für eine Theoretisierung von Affekt, Emotionen und Gefühlen in den Disability Studies identifiziert. Quer zu der durchgeführten Archivarbeit habe ich die Publikationslisten dieser Autor:innen auf weitere Veröffentlichungen zu gefühlsbezogenen Themen gesichtet. Diese Autor:innen sind die folgenden:

-
- 12 Verschriftlichungen der Vorträge bis 2018 sind hier hinterlegt: <https://www.zedis-hamburg.de/index.php/downloads/pdf-der-ringvorlesungen/>
 - 13 Einige Videos und Programme sind hier archiviert: <https://dista.uniability.org/tag/ringvorlesung/>
 - 14 Videos der Vortragsreihe sind hier hinterlegt: <https://www.youtube.com/playlist?list=PLJDUC38oJy5iWNXIWMzD9beNQm77SdbkF>

- Maria Berghs
- Fiona Kumari Campbell
- Ria Cheyne
- Lennard Davis
- Markus Dederich
- Nirmala Erevelles
- Rosemary Garland-Thomson
- Dan Goodley
- Bill Hughes
- Christiane Hutson
- Alison Kafer
- Kateřina Kolářová
- Getraud Kremsner
- Kirsty Liddiard
- Rebecca Maskos
- Robert McRuer
- Margaret Price
- Jasbir K. Puar
- Donna Reeve
- Katherine Runswick-Cole
- Volker Schönwiese
- Susan Schweik
- Emma Sheppard
- Margrit Shildrick
- Tobin Siebers
- Karen Soldatic
- Tom Shakespeare
- Carol Thomas
- Brian Watermeyer
- Anne Waldschmidt

In einem weiteren Schritt habe ich alle auf diese Weise identifizierten Veröffentlichungen gelesen und exzerpiert. Für die als besonders zentral identifizierten Autor:innen habe ich Exzerpte in einen Fließtext pro Autor:in gebracht, der deren jeweilige Veröffentlichungen umfasst. Nach diesem ersten Durcharbeiten des Textmaterials hat sich eine grundlegende Unterteilung in drei inhaltliche Kapitel herauskristallisiert. Diese Unterteilung habe ich versucht, mit der interdisziplinären Begriffssarbeit des Sonderforschungsbereichs *Affective Societies* (Slaby/Scheve 2019a) zusammenzudenken. Während ich in Kapitel 1 auf (distinkt benannte) Emotionskonzepte (Scheve/Slaby 2019) rekurriere, beschreibt Kapitel 1 verschiedene Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens (Slaby/Mühlhoff 2019). Zuletzt rekonstruiert Kapitel 1 strategische Umgangsweisen mit Gefühlen mit einem Fokus auf subjektive Perspektiven und Intentionalität (Thonhauser 2019).

Die Feinstruktur der Kapitel ergab sich zum Teil aus feststehenden Begrifflichkeiten, die von jeweils mehreren Autor:innen genauso verwendet werden. Dies trifft auf Verdrängung (Kapitel 1.1), Fetischisierung (Kapitel 1.3), Emotionsarbeit (Kapitel 2.1), Passing (Kapitel 3.1) sowie auf Disability Pride und Crippling (Kapitel 3.2) zu. In anderen Kapiteln habe ich einen Begriff übernommen, den jeweils ein:e Autor:in geprägt hat, der sich im Diskurs aber bisher nicht durchsetzen konnte, nämlich Entinnerung (Kapitel 1.2; vgl. Hutson 2011), Medikalisierung (Kapitel 2.2; vgl. Johnson 2011, und zwar spezifisch im Sinne einer Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen, die auch Gegenstand meines Kapitels ist), Maskerade (Kapitel 3.1; vgl. Siebers 2008), Kuvrieren (Kapitel 3.1; vgl. Goffman 1963) und Reclaiming (Kapitel 1.1; vgl. Watermeyer 2009). Manche Autor:innen beschreiben jedoch ähnliche Phänomene, ohne diese Begriffe zu nutzen. In einem nächsten Arbeitsschritt habe ich demnach die exzerpierten Textbau-

steine den einzelnen Unterkapiteln zugeordnet. Kapitel 2.3 zu materiellen Auswirkungen behindernden Affekts auf Leib und Leben behinderter Menschen bildet insofern eine Ausnahme, als sich diese Thematik nicht auf einen feststehenden Begriff kondensieren lässt, der dieses Unterkapitel überschreibt.

In einem weiteren Arbeitsschritt habe ich die Feinstruktur und Argumentationslinie der Unterkapitel ausgearbeitet, indem ich die Reihenfolge der ihnen jeweils zugeordneten Textbausteine überarbeitet habe. Dabei habe ich mehrere Überarbeitungsschleifen von Gliederung und Exzerpten durchgeführt, in denen ich die Zuordnung von Textbausteinen zu den jeweiligen Kapiteln und Abschnitten wie auch die Feinstrukturierung der Kapitel etwa deren Unterüberschriften sowie Reihenfolge der Textteile kontinuierlich geschärft habe. Nach diesem Schritt der Verschriftlichung habe ich in Zusammenschau mit der jeweiligen Rahmung zentrale Fragestellungen für die Kapitel herausgearbeitet und die Argumentation innerhalb der Unterkapitel daraufhin weiterentwickelt, die drei zentralen Kapitel voneinander abzugrenzen. Dazu habe ich die einleitenden Passagen für die drei grundlegenden inhaltlichen Kapitel und alle Unterkapitel sowie den Überblick über den Aufbau der Arbeit in der Einleitung in einem narrativen Rahmen separat verschriftlicht. So fragt Kapitel 1 nach mit distinkten Emotionskonzepten benannten emotionalen *Reaktionen*¹⁵ auf Behinderung und nach theoretischen Erklärungen dafür. Kapitel 1 fokussiert Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens, die behindernd auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen wirken. Zuletzt fragt Kapitel 1 nach dem Nutzen und den Kosten verschiedener strategischer Umgangsweisen mit Gefühlen.

Überblick über Zielsetzung und Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Theoriearbeit mit dem Charakter einer explorativen Übersichtsarbeit. Sie geht der zentralen Frage nach, was es heißen kann, aus Perspektive der Disability Studies über Gefühle zu schreiben. In dieser Monografie wird der Versuch unternommen, das umfangreiche Archiv der Disability Studies zu Affekt, Emotionen und Gefühlen zu kartieren, um Orientierung zu bieten und eine gemeinsame Sprache für Affekt, Emotionen und Gefühle in diesem

¹⁵ Ich setzte Reaktionen hier teilkursiv, um darauf hinzuweisen, dass Theoretisierungen emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung in den Disability Studies die vom Begriff der Reaktionen suggerierte Chronologie infrage stellen, dass etwas Behinderung Inhärentes und Gesellschaft und Kultur Vorgängiges eine emotionale Reaktion auslöst (siehe Kapitel 1).

Feld vorzuschlagen. Dabei werden differenzierte – und vorzugsweise empirische – Folgeanalysen erforderlich sein. Aus dem oben beschriebenen Vorgehen – und trotz des damit verbundenen Aufwands – ergibt sich das für Überblicksarbeiten charakteristische Problem, dass diese Arbeit an vielen Stellen zwangsläufig auf eine gewisse Art oberflächlich bleibt. Durch die oben beschriebene Durchsicht der Archive zentraler Publikationsorgane sind eine Vielzahl an Textquellen eines weiten thematischen Feldes eingeflossen. Zu allen im Rahmen dieser Arbeit behandelten Themen – beispielhaft genannt seien hier Ressentimentpolitiken (Scheler 1994 [1912]), die eingesetzt werden, um die Unterstützungswürdigkeit behinderter Menschen infrage zu stellen (siehe Kapitel 1.2.2), auf Sigmund Freuds (1969 [1917]) Konzept der Melancholie basierende Vorstellungen einer pathologischen Zeitlichkeit von Trauer (siehe Kapitel 2.2.3) oder affirmative Konzepte von zwischenmenschlicher Verbundenheit (siehe Kapitel 3.2.3) in Anschluss an Gilles Deleuze und Félix Guattari (1983, 1987) – ließe sich wiederum eine Fülle an (disziplinär sehr unterschiedlich verorteter) Sekundärliteratur hinzuziehen. Da dies weder im Rahmen einer Promotion leistbar noch der Lesbarkeit dieser Arbeit zuträglich wäre, verzichte ich darauf, Sekundärliteratur hinzuzuziehen, die nicht von den jeweiligen Autor:innen selbst zentral verwendet wird, und mache die Begrenztheit meiner Arbeit stattdessen hier transparent. Ebenso wenig ist leistbar noch lesbar, sämtliche in dieser Arbeit angesprochenen sozialtheoretischen Konzepte durchzudeklinieren. Schließlich unterscheidet sich die Begriffsverwendung – wieder beispielhaft genannt seien hier Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1; 2.3.3; vergleiche auch Stöhr et al. 2019; Hirschberg/Valentin 2020; Dederich/Zirfas 2022), Subjektivität (siehe Kapitel 1.1.2; 3.3.1; vergleiche auch Maskos 2022b) oder Anerkennung (siehe Kapitel 3.1.3; vergleiche auch Dederich/Jantzen/Beck 2009; Nitschmann 2024) in den einzelnen hier verwendeten Quellen teils erheblich. Da die für diese Arbeit zentralen Begriffe Affekt, Emotionen und Gefühl in den hier rezipierten Quellen und darüber hinaus nicht einheitlich verwendet werden (siehe oben), konzentriere ich mich an dieser Stelle darauf, diese begrifflich zu klären.

Mein Hauptanliegen ist es, fragmentierte Diskussionen miteinander zu verknüpfen und ihre Zusammenhänge aufzuzeigen, worauf die vielen Querverweise zwischen den Kapiteln hindeuten. Aus diesem Grund verzichte ich auf disziplinäre oder weitere Unterteilungen wie beispielsweise eine Unterscheidung zwischen Disability Studies und *Critical Disability Studies*. Trotz des Bestrebens, die Disability Studies zu dekolonisieren (Meekosha 2011; Afeworki Abay/Schülle/Wechuli 2021) und von postkolonialen Studien, dekolonialen und indigenen Theorien zu lernen, anders über Behinderung zu denken (Wechuli/Hirschberg

2023; Wechuli/Afeworki Abay 2024; Wechuli/Hirschberg 2024) sind die referenzierten Quellen vor dem Hintergrund des oben näher beschriebenen Vorgehens epistemisch in zeitgenössischen *westlichen* Gesellschaften Europas und Nordamerikas verortet, sofern nicht anders angegeben.

In der vorliegenden Arbeit schlage ich zentral vor, drei Aspekte von einander zu unterscheiden, wenn Gefühle aus Perspektive der Disability Studies betrachtet werden. Aus dem Versuch, darzulegen und zu begründen, was dies aus einer Disability-Studies-Perspektive bedeuten kann, ergeben sich für die drei inhaltlichen Kapitel unterschiedliche Unterfragestellungen.

Kapitel 1 – Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt – konzentriert sich auf emotionale *Reaktionen* auf Behinderung in ihrem soziokulturellen Kontext. Es zeichnet verschiedene *Reaktionen* auf Behinderung nach, die als in einer dis/ableistischen Gesellschaft soziokulturell geprägt verstanden werden. Autor:innen der Disability Studies stützen sich auf soziologische, philosophische, anthropologische und psychoanalytische Theorien, um sich das Spektrum der verschiedenen Emotionen zu erklären, die eher von Assoziationen mit Behinderung als spezifischen behinderten Personen ausgelöst werden. Kapitel 1 fragt daher nach Narrativen, mit denen emotionale *Reaktionen* auf Behinderung erklärt werden. Drei verschiedene Narrative werden voneinander abgegrenzt und dann weiter danach gefragt, welche distinkt benannten Emotionskonzepte mit diesen verbunden werden sowie welche theoretischen Erklärungen in den Disability Studies jeweils diskutiert werden.

Kapitel 1 über behindernden Affekt buchstabiert die behindernden Folgen dieser emotionalen *Reaktionen* auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen aus – sei es die Androhung von Gewalt, eine Pathologisierung ihrer Gefühle oder die mühsame Emotionsarbeit, die behinderte Menschen für andere leisten müssen. Zu diesem Zweck fokussiert das Kapitel Wirkungen von Gefühlen (Ahmed 2014b). Konstitutiven Gedanken der Disability Studies folgend, kreist dieses Kapitel um die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen, wie sie von vielen behinderten Wissenschaftler:innen anschaulich beschrieben werden. Kapitel 1 fragt somit nach den behindernden Auswirkungen emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen. Konkreter werden wechselseitige Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens voneinander unterschieden, die entweder vermittelt über das Gefühlsleben behinderter Menschen oder quasi direkt behindernd wirken.

Kapitel 3 skizziert verschiedene Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft, die behinderte Menschen anwenden, um mit den Folgen emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung umzugehen. In Anerkennung der schwierigen Entscheidungen, die behinderte Menschen für ihr eigenes Wohlergehen und zur Förderung eines sozialen Wandels hin zu einer inklusiveren und weniger dis/ableistischen Gesellschaft treffen müssen, fasst dieses Kapitel unterschiedliche Umgangsweisen mit Gefühlen als strategisch auf. Kapitel 1 fragt also danach, wie behinderte Menschen mit ihren eigenen Gefühlen strategisch umgehen und welche Kosten und Nutzen dann jeweils damit verbunden sind.

Die Zusammenhänge zwischen den Kapiteln 1, 1 und 3 sind Gegenstand des nachfolgenden Fazits (siehe Kapitel 4). Wahrscheinlich ist ein Prisma das passendste Bild, um die Verbindung zwischen den Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1), behinderndem Affekt (siehe Kapitel 1) sowie Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft (siehe Kapitel 3) zu charakterisieren. Diese Unterscheidung soll dazu dienen, ein komplexes Feld aus verschiedenen Blickwinkeln zu durchdenken, und dabei nicht suggerieren, dass eine trennscharfe Unterscheidung möglich sei.

1 Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt

Gefühle aus einer Perspektive der Disability Studies zu betrachten, kann nun zunächst einmal emotionale *Reaktionen*¹⁶ auf Behinderung zum Gegenstand haben. Ich habe dieses Kapitel Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt genannt, um auf die folgenden Punkte hinzuweisen:

1. Vorstellungswelt

Ich spreche hier von einer Vorstellungswelt, um zu betonen, dass *Reaktionen* auf Behinderung weniger über behinderte Menschen (als Subjekte oder Kollektiv) aussagen als über den jeweiligen soziokulturellen Kontext, in dem diese *Reaktionen* hervorgebracht werden. Bill Hughes (2012b: 67) und Fiona Kumari Campbell (2019: 146) verwenden mit ähnlichen Intentionen gar den Begriff des Imaginären (siehe auch Kapitel 1.1.2). Dieser auf Jean-Paul Sartre (2010 [1949]) zurückgehende Begriff wird genutzt, um zu beschreiben, wie Subjekte die sozialen Welten, in denen sie leben, konstruieren und verstehen. Das soziale Imaginäre bezieht sich dabei nicht auf bestimmte Ideen oder Praktiken, sondern bündelt diese vielmehr zu einem breiteren sozialen Rahmen der dominanten Bedeutungsbildung (James 2019).

So schreibt Bill Hughes (2012b: 67; meine Übersetzung) in einem Artikel über Angst, Mitleid und Ekel von einem „nichtbehinderten Imaginären“, das von aversiven Emotionen „bevölkert“ sei, die für die Disability Studies zu „enthüllen“ seien. Fiona Kumari Campbell (2019:

16 Wie bereits in der Einleitung beschrieben, setze ich *Reaktionen* hier teilkursiv, um anzudeuten, dass die vom Begriff der Reaktionen suggerierte Chronologie und Kausalität in den Disability Studies infrage gestellt wird. So widerspricht etwa Lennard Davis (1995: 12) der Vorstellung, dass Behinderung aversive emotionale Reaktionen auslöse: „The common response of ‘normal’ people is to say that the disabled object produces strong feelings ranging from disgust to pity in the observer. But that approach seems to be more an ideological justification than a political explanation. Rather, it would seem more appropriate to say that the disabled object is produced or constructed by the strong feelings of repulsion“. Ohne die im obigen Zitat vertretenen Vorstellungen eines radikalen Konstruktivismus von Behinderung zu übernehmen, versteh ich emotionale *Reaktionen* auf Behinderung in dieser Arbeit als Handlungen mit (behindernden) Folgen.

146; meine Übersetzung) dagegen bezeichnet soziokulturell und historisch spezifische Vorstellungen darüber, was als *normal* oder *gesund* gilt, als „ableistisches Imaginäres“. Als imaginär charakterisiert sie diese Vorstellungen, da sie ein kaum erreichbares Ideal transportieren und weiter eine irgendwie gelagerte Gemeinschaft nichtbehinderter Menschen unterstellen. “An ableist *imaginary* relies upon the existence of an unacknowledged imagined shared community of able-bodied/minded people, held together by a common ableist homosocial world view that asserts the *preferability* of the norms of ableism” (ebd.: 147; ihre Hervorhebung).

Den soziokulturellen Rahmen einer (emotionalen) Bedeutungsbildung über Behinderung zu beleuchten spiegelt das zentrale Anliegen der Disability Studies wider, zu hinterfragen, wie Gesellschaft und Kultur Reaktionen auf Behinderung prägen und was dies über zugrunde liegende Normen aussagt (Waldschmidt 2018). Schließlich ist Behinderung entsprechend historisch-spezifischer Bedürfnisse mit „kulturellen Resonanzen“ (Garland-Thomson 1996: 2; meine Übersetzung) aufgeladen. Fiona Kumari Campbell (2008) mahnt an, die Gewaltförmigkeit von Ableismus bei dessen Erforschung nicht zu reproduzieren. Die Verortung emotionaler Reaktionen auf Behinderung im Bereich der Vorstellungswelt stellt einen Versuch dar, dieser Gefahr einer Reproduktion von Gewalt zu begegnen.

2. Dis/ableismus

Um emotionale Reaktionen auf Behinderung aus der Perspektive der Disability Studies zu fassen, charakterisiere ich diese Vorstellungswelt weiter als dis/ableistisch. Der Neologismus Dis/ableismus stellt in den Vordergrund, dass Ableismus und Disablismus als soziokulturell konstruierte Begriffe immer nur in Beziehung zueinander verstanden werden können (Goodley, 2014: xiii). “Not all of us experience disablism. We are all plunged into the mire of ableism” (Goodley 2014: 37). Was unterscheidet nun Disablismus von Ableismus? In ihrer relationalen Definition von Behinderung plädiert Carol Thomas (1999; 2007) dafür, Behinderung von den unmittelbaren Auswirkungen von (körperlicher, sensorischer, psychischer, kognitiver) Beeinträchtigung zu unterscheiden¹⁷.

17 Carol Thomas (1999, 2007) versteht diese Unterscheidung als eine analytische – in dem Bewusstsein, dass es in gelebten Erfahrungen unmöglich sein könnte, Auswirkungen von Beeinträchtigungen und Behinderungen voneinander zu trennen, insbesondere, da diese Auswirkungen intersektional variieren (Thomas 1999) und gelebte Erfahrungen sowohl verkörpert als auch sozial und historisch kontingent sind (Thomas 2007).

Put at its simplest, impairment effects refer to those restrictions of bodily activity and behaviour that are *directly attributable* to bodily variations designated ‘impairments’ rather than to those *imposed upon* people *because* they have designated impairments (disablism) (Thomas 2007: 136; ihre Hervorhebung).

Ableismus dagegen naturalisiert einen angeblichen körperlich-geistig-seelischen Standard als typisch für die menschliche Spezies (Campbell 2009). Eine ableistische Logik enthält Informationen darüber, was als *normal* angesehen wird – nämlich ein fähiger Körper und Geist, die als erstrebenswert gelten – und teilt Menschen in vermeintlich distinkte Kategorien von entweder *normal* oder *nicht normal* ein (Campbell 2019). Das Konzept des Ableismus beschreibt also eine grundlegend binäre Strukturiertheit post-/moderner Gesellschaften (Köbsell 2016). „Gebildet in Analogie zu anderen ‚Ismen‘ steht hier die Nicht/Erfüllung von Normalitätsanforderungen im Hinblick auf bestimmte kognitive und körperliche Fähigkeiten im Fokus“ (ebd.: 93). Eine dis/ableistische Vorstellungswelt besteht also aus ableistischen und disablistischen Selbst- und Fremdwahrnehmungen, die in einem bestimmten soziokulturellen Kontext erworben werden.

3. Repertoire

Viele Aufsätze, die emotionale Reaktionen auf Behinderung zu ergründen versuchen, fokussieren eine distinkt benannte Emotion, beispielsweise Ekel (Soldatic/Pini 2009; Soldatic/Meekosha 2012; Reeve 2015), Glück (Chandler/Rice 2013; Fritsch 2013b; Virdi 2020), Mitleid (Naeemiratch/Manderson 2009; Doat 2016; Foss 2017, 2020), Scham (Kolářová 2012; Ancet 2013; Soldatic/Morgan 2017; Lelwica 2020; Tabin et al. 2020) oder Trauer (Duffy/Dorner 2011; Elman 2012; Beresford 2016). Anstatt zu versuchen, emotionale Reaktionen auf Behinderung auf eine einzige, distinkt benannte Emotion festzulegen, schlage ich hier vor, diese als Emotionsrepertoire zu begreifen. Der Begriff des „Emotionsrepertoires“ (Poser et al. 2019; meine Übersetzung) beschreibt eine in sozialen Gruppen geteilte – und somit in einem geteilten soziokulturellen Kontext verstehbare – Etikettierung von Gefühlen als spezifische Emotionskonzepte, wie z.B. Angst oder Hass. “[O]ften contradictory emotions arise precisely because the disabled are continually located within a multiple frame [sic!] of significance that is activated through the culturally regulated gaze of the able-bodied” (Quayson 2002: 219).

Der Begriff des Emotionsrepertoires beschreibt je nach Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen erworbene (Slaby/Mühlhoff/Wüschnner 2016) und somit sowohl für das Subjekt verfügbare als auch kollektiv geteilte Ausdrucks-, Verhandlungs- und Regulationsweisen (Scheve/Slaby

2019). „Emotion repertoires are [...] relationally intelligible ways [...] to display, negotiate, and thus regulate felt experiences in socially and culturally appropriate ways“ (Poser et al. 2019: 241). Emotionale *Reaktionen* auf Behinderung als Repertoires zu lesen, rahmt diese eher als beständig anstatt als beliebig wählbar (ebd.). Da Repertoires sozialem Wandel, kritischer Reflexion und kreativer Erweiterung durch das Subjekt unterliegen können (Slaby/Mühlhoff/Wüschnar 2016), sind Veränderungen und (Ver-)Lernen trotzdem denkbar (Poser et al. 2019). So kann der Begriff Repertoires vermitteln, dass das Spektrum an Gefühlen gegenüber Behinderung zwar vorstrukturiert, aber nicht durch den soziokulturellen Kontext festgelegt ist. Ähnlich ist auch bereits in den Disability Studies argumentiert worden, dass nicht jedes Subjekt in jeder Situation das Gleiche in Bezug auf Behinderung empfindet (Campbell 2019).

4. Emotionen

Schließlich ist es am sinnvollsten, von Emotionen und nicht von Affekt oder Gefühlen zu sprechen, wenn man diese Repertoires der dis/ableistischen Vorstellungswelt (als *emotional*) charakterisiert. Emotionen gruppieren die vorkategoriale und relationale Dynamik (Scheve/Slaby 2019: 43) affektiver Erfahrung zu kommunikativen Zwecken in kulturell etablierte Prototypen, während der Begriff des Gefühls subjektive und erfahrungsbezogene Aspekte betont (ebd.). Der Begriff des Emotionsrepertoires rekurriert hier auf die in einem bestimmten soziokulturellen Kontext geteilte Benennung von Gefühlen als spezifische Emotionskonzepte (Poser et al. 2019).

Bis dato stützt sich die Theoriebildung der Disability Studies zu emotionalen *Reaktionen* auf Behinderung hauptsächlich auf soziologische, philosophische, anthropologische und psychoanalytische Theorien und weniger auf empirische Daten, die subjektiv empfundene emotionale *Reaktionen* auf Behinderung rekonstruieren. Im Gegensatz dazu greift die Theoriebildung der Disability Studies zu behinderndem Affekt (siehe Kapitel 1) und Fühlstrategien (siehe Kapitel 3) auf (auto-)biografische Erzählungen und qualitative (u.a. autoethnografische) Daten zurück, die emotionalen Episoden mehr Tiefe verleihen – gemäß dem Grundsatz der Disability Studies, die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen in den Vordergrund zu stellen. Statt subjektiv empfundene emotionale *Reaktionen* auf Behinderung zu erheben, nimmt auch die theoretische Erörterung emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung die Erfahrungen behinderter Menschen zum Ausgangspunkt. Behinderte Wissenschaftler:innen denken über die emotionalen Grundlagen

von diskriminierendem Verhalten nach, mit dem sie (oder ihre behinderten Studienteilnehmer:innen) konfrontiert sind (Thomas 1999; Wattermeyer 2009; Saerberg 2011; Schönwiese 2011; Kafer 2012; Reeve 2015; Hutson 2016; Sheppard 2019). Damit soll an dieser Stelle nicht behauptet werden, dass emotionale *Reaktionen* auf Behinderung gar nicht erforscht seien. Aus der spezifischen Perspektive der Disability Studies bleibt das subjektive Erleben der verschiedenen Emotionen, die durch Behinderung ausgelöst zu werden scheinen, jedoch nicht mit Sicherheit bestimmbar. Die von den jeweiligen Autor:innen als Ausgangspunkt ihrer weiterführenden Überlegungen geschilderten Episoden und Szenen lassen sich somit – meiner hier in der Einleitung elaborierten terminologischen Differenzierung folgend – nicht mit sub- jektiv erlebten Gefühlen in Reaktion auf Behinderung in Zusammenhang bringen. Stattdessen verwenden die Disability Studies distinkt benannte Emotionskonzepte, um zu beschreiben, was ihrer Meinung nach durch die Konfrontation mit behinderten Menschen oder Repräsentationen von Behinderung ausgelöst wird, z.B. wenn Bill Hughes (2012b: 68; meine Übersetzung) Angst, Mitleid und Ekel als „Bausteine einer emotionalen Infrastruktur von Ableismus“ rekonstruiert. Da diese Theoretisierungen bereits bestimmte Emotionskonzepte voraussetzen – wie Angst, Mitleid oder Ekel im obigen Beispiel – kann ich nur über die so benannten Emotionen schreiben, und nicht über Affekt.

In der aktuellen Theoriebildung werden emotionale *Reaktionen* auf Behinderung üblicherweise durch die Beobachtung erklärt, dass Behinderung immer metaphorisch für etwas darüber hinaus Gehendes steht¹⁸ – im Sinne einer „narrativen Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung) jenseits von Literatur, Film und anderen Kunstwerken. Mit dem Begriff der narrativen Prothese werden Repräsentationen von Behinderung kulturwissenschaftlich analysiert und auf Bedeutungen und Funktionen befragt – beispielsweise im Sinne eines literarischen Hilfsmittels, um einen Charakter zu entwickeln. Das vorliegende Kapitel rekonstruiert verschiedene Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt. Es fragt nach Narrativen, mit denen emotionale *Reaktionen* auf Behinderung erklärt werden, und weiter nach den mit diesen Narrativen verbundenen distinkt benannten Emotionskonzepten und theoretischen Erklärungen. Bei der Verdrängung von Gemeinsamkeit (siehe Kapitel 1.1) symbolisiert Behinderung etwa Verletzlichkeit, bei der Entinnerung von Differenz und Ungleichheit (siehe Kapitel 1.2) verkörpert Behinderung eine Ausnahme von neoli-

18 Laut Michael Bérubé (2015) gilt dies für Behinderung, nicht aber für andere Differenzkategorien wie etwa Geschlecht.

beraler (Selbst-)Ausbeutung und bei der Fetischisierung außergewöhnlicher Leiber (siehe Kapitel 1.3) irritiert Behinderung binäre Identitätskategorien¹⁹.

1.1 Verdrängung von Gemeinsamkeiten

Ein gängiges Narrativ zur Erklärung emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung lautet, dass eine Konfrontation mit Behinderung an unerwünschte und herausfordernde Facetten des Selbst erinnert. “People with disabilities provoke anxiety, not because of their difference as such, but because they are too much like everyone else; worse yet, anyone could become one of them” (Shildrick 2005a: 765). Viele Disability-Studies-Autor:innen greifen auf psychoanalytische Abwehrmechanismen – Projektion, Spaltung, Abjektion – zurück, um emotionale *Reaktionen* auf Behinderung zu erklären (siehe z.B. Shakespeare 1994; Davis 1995; Marks 1999; Quayson 2002; Tervooren 2003; Shildrick 2007b; Goodley 2011, 2012; Watermeyer/Swartz 2016). Kurz gesagt dienen diese Abwehrmechanismen dazu, unangenehme Gefühle zu vermeiden, indem unerwünschte Facetten des Selbst geleugnet werden (Shakespeare 1994). Es lässt sich gar diskutieren, dass nichtbehinderte Menschen Behinderung emotional konstruieren, indem sie bedrohliche oder beunruhigende Facetten ihres Selbst in behinderten Menschen verorten. Dabei nehmen nichtbehinderte Menschen behinderte Menschen eben nicht als ihnen ähnlich, sondern als von sich selbst radikal verschieden wahr (Dederich 2015). Derartige Gemeinsamkeiten lassen sich jedoch nicht vollständig verdrängen, sodass Behinderung als Bedrohung des eigenen, idealisierten Selbstverständnisses diskutiert wird (Hughes 2012b).

But – and here is the rub – the perfect self is fictive and the empirical self that lives in the real world with its ableist myths and abstraction will always have a small window through which – despite denial and disavowal – s/he will always be able to see, to some extent, a refracted reflection of self in the despised other (ebd.: 76).

Das Emotionsrepertoire, das mit verdrängten Gemeinsamkeiten verbunden ist, besteht aus ambivalenten Emotionen (Shildrick 2007b; Goodley 2011; Hughes 2012b) – darunter Furcht und Angst (Murphy

19 Auszüge aus den Kapiteln 1.1 und 1.3 sind in stark gekürzter Form und mit besonderem Fokus auf epistemologische und ethische Problematiken vorab veröffentlicht in Wechuli (2024b). Auszüge aus Kapitel 1.2 sind in stark gekürzter und vereinfachter Form veröffentlicht in Wechuli (2025c).

1995; Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009; Hughes 2012b; Kafer 2013), Scham und Verlegenheit (Wendell 1996; LaCom 2007; Lelwica 2020), Abneigung und Ekel (Shildrick 2007b; Sheppard 2018; Hughes 2012b, 2012a) sowie Begehrten (Shildrick 2007b; Goodley 2012). In diesem Zusammenhang ist von Bedeutung, dass solche emotionalen Reaktionen auf Behinderung als Erklärung für die Gewalt gegen behinderte Menschen – zwischen Eugenik (siehe Kapitel 2.3.4) und Hasskriminalität (siehe Kapitel 2.3.3) – aufgefasst werden (siehe z.B. Shildrick 2005a), sowie für das diskriminierende Verhalten nichtbehinderter Menschen (siehe z.B. Watermeyer/Swartz 2008), mit dem behinderte Menschen in der Öffentlichkeit umgehen müssen, wie etwa mit Eingriffen in ihre Privatsphäre (siehe Kapitel 2.1.1.2). So liest Tobin Siebers (2009) emotionale Reaktionen auf Behinderung als verdeckte kollektive Abwehrmechanismen gegen die soziale und politische Teilhabe behinderter Menschen.

Dieses Unterkapitel skizziert verschiedene verdrängte, aber eigentlich geteilte Aspekte des Selbst. Behinderung kann nichtbehinderte Menschen an ihre eigene (leibliche oder sozioökonomische) Verletzlichkeit erinnern (siehe Kapitel 1.1.1), an ihr Scheitern, den Idealen von Unabhängigkeit und Selbstbeherrschung zu entsprechen (siehe Kapitel 1.1.2), oder an den entwicklungspsychologisch *nostalgischen* Wunsch, umsorgt zu werden (siehe Kapitel 1.1.3).

1.1.1 *Projektion von Verletzlichkeit*

In einem ersten verbreiteten Narrativ, das emotionale Reaktionen auf Behinderung erklären soll, erinnert Behinderung nichtbehinderte Menschen an ihre eigene Verletzlichkeit, die sie fürchten und daher verdrängen (siehe z.B. Shakespeare 1994; Wendell 1996; Watermeyer 2009; Hughes 2012b; Sheppard 2017). Trotz häufiger Umdeutungen außergewöhnlicher Körper in der westlichen Kultur stellt Rosemarie Garland-Thomson (1996: 1; meine Übersetzung) ein historisch konstant bleibendes, „tief sitzendes Unbehagen“ fest. Dennoch bleibt dieses Unbehagen erkläruungsbedürftig. „Fear implies a threat, so we need to clarify in what way disability constitutes a threat“ (Hughes 2012b: 69). Bill Hughes (2012b) ruft dazu auf, eine projizierte Angst vor Verletzlichkeit nicht als universelle – oder sogar unvermeidliche – emotionale Reaktion auf Behinderung zu essenzialisieren. Emotionale Reaktionen auf Behinderung ließen sich demnach nicht durch etwas Behinderung Wesenhaftes erklären. “[H]uman timidity in the face of its own precariousness is as good at explaining everything in general as it is at clarifying

nothing in particular” (ebd.: 70). Die folgenden Abschnitte stellen Erklärungen für emotionale Reaktionen auf Behinderung zwischen Furcht und Angst durch eine Erinnerung an die eigene Sterblichkeit oder Verletzlichkeit zusammen.

Behinderung als Erinnerung an Verletzlichkeit

Zunächst einmal wird angenommen, dass eine Konfrontation mit Behinderung die Wahrscheinlichkeit ins Bewusstsein ruft, in Zukunft (z.B. im Alter) selbst eine Beeinträchtigung zu erwerben und behindert zu werden. “If we live long enough, we will all become disabled” (Garland-Thomson 2009: 46). Moderne westliche Medizin suggeriert Kontrolle über Gesundheit und Krankheit²⁰ (Wendell 1996). Dennoch kann jeder Mensch Beeinträchtigungen erwerben (Marks 2002), da Krankheiten, Verletzungen oder Funktionsverluste unvorhersehbar sind (Garland-Thomson 2009). Behinderte Menschen erinnern nichtbehinderte Menschen ständig an dieses gescheiterte Versprechen und an die Möglichkeit, selbst in Zukunft behindert zu werden (Wendell 1996). In diesem Sinne konstatieren Disability-Studies-Autor:innen einen Unwillen nichtbehinderter Menschen, sich mit der eigenen Verletzlichkeit auseinanderzusetzen. Bill Hughes (2012b: 73; meine Übersetzung) missbilligt die Projektion von Verletzlichkeit auf behinderte Menschen als eine Form von „Feigheit“, sich der eigenen Verletzlichkeit zu stellen.

Most people are deeply reluctant to believe that bad things happen to people who do not deserve them, or seek them, or risk them, or fail to take care of themselves. To believe this as a general proposition is to acknowledge the fragility of one's own life; to realize it in relation to someone one knows is to become acutely aware of one's own vulnerability (Wendell 1996: 107).

Darüber hinaus gerät moderne westliche Medizin in der Behandlung bzw. dem Management chronischer Erkrankungen an ihre Grenzen (ebd.) – aktuell beispielsweise in der Behandlung und dem Management von Long COVID (Bé/Sheppard 2023) – einschließlich der Behandlung oder Kontrolle chronischer Schmerzen. Stattdessen erleben mit chronischen Schmerzen lebende Menschen häufig, dass ihnen ihre Schmerzerfahrung abgesprochen wird (Marks 1999; Sheppard 2019). Nach Deborah Marks (1999) wurde das moderne westliche Medizinsystem gerade zu dem Zweck entwickelt, Ängste oder Gefühle der Hilflosigkeit des medizinischen Personals zu lindern, die im intimen

20 Auf ähnliche Weise lässt sich diskutieren, dass Bestrebungen, psychische Erkrankungen beispielsweise durch bildgebende Verfahren zu visualisieren, von dem Wunsch zeugen, psychische Gesundheit zu kontrollieren, um der Angst, psychisch krank zu werden, zu begegnen (Richardson/Eisenhauer 2014).

Kontakt mit verletzlichen und ggf. an unerträglich erscheinenden Schmerzen leidenden Patient:innen entstehen können. Innerhalb und außerhalb der medizinischen Versorgung wird von Menschen, die mit chronischen Schmerzen leben, erwartet, dass sie als gesund durchgehen (siehe Kapitel 3.1.1), indem sie vermeiden, ihre Schmerzerfahrungen mitzuteilen (siehe Kapitel 2.1.1.2). In der Annahme, dass Schmerzen mitempfunden werden können, sofern sie ausgedrückt werden (siehe Kapitel 3.3.1), stellt sich die Frage, *warum* es so schwierig zu sein scheint, Schmerzerfahrungen zuzuhören (Sheppard 2017). So hält Emma Sheppard (2019) die verbreitete Annahme, dass Schmerzen nicht ausgedrückt werden können, für falsch und stellt stattdessen ein „Versagen der Empathie“ (ebd.: o.S.; meine Übersetzung) fest, das die mit chronischen Schmerzen lebenden Menschen zum Schweigen bringt.

In effect, in shying away from hearing about other's pain (because they are then forced to confront the possibility of becoming pained themselves), listeners silence chronically pained people. Chronically pained people feel unable to speak of their pain – unable to express emotion related to their pain (ebd.).

Disability-Studies-Autor:innen unterstellen, dass die Aussicht, selbst in Zukunft Beeinträchtigungen zu erwerben, von nichtbehinderten Menschen als bedrohlich wahrgenommen wird (Marks 2002), wobei deren Ängste vor ihrer eigenen verletzlichen Körperlichkeit als unbewusst (Watermeyer 2009; Hughes 2012b) und irrational (Narduzzi 2013) eingestuft werden. Um derartige Ängste abzuwehren, projizieren nichtbehinderte Menschen ihre eigene Verletzlichkeit – oder, genauer gesagt, Gebrechlichkeit, körperliche Einschränkungen (Hughes 2012b), Schmerzen (Sheppard 2019) oder Verlusterfahrungen (Watermeyer 2009) – auf behinderte Menschen. „This inconvenient truth nudges most of us who think of ourselves as able-bodied toward imagining disability as an uncommon visitation that mostly happens to someone else, as a fate somehow elective rather than inevitable“ (Garland-Thomson 2009: 19).

Wenn beispielsweise Verlust nicht als allgemein menschliche Erfahrung aufgefasst und stattdessen in einer essenzialisierenden Weise mit Behinderung in Verbindung gebracht – gar angeblich durch Behinderung erklärt – wird, werden behinderte Menschen verändert, also im Sinne eines Otherings als Andere hervorgebracht (Watermeyer 2009). Dabei wird eine geteilte Verletzlichkeit möglicherweise selbst in den Disability Studies verdrängt. Zumindest lässt sich argumentieren, dass die Randständigkeit chronischer Krankheit (Wolfe 2002) oder inkontinenter Körper in den Narrativen und Theorien der Disability Studies durch eine Verdrängung von Verletzlichkeit erklärbar ist (Goodley/Runswick-Cole 2013).

Behinderung als Erinnerung an Sterblichkeit

Über die Verletzlichkeit in Bezug auf zukünftige Beeinträchtigungen hinaus wird Behinderung als eine unerträgliche Erinnerung an die eigene Sterblichkeit diskutiert (Shakespeare 1994; Garland-Thomson 2009). Auch diese Verdrängung wird von Disability-Studies-Autor:innen missbilligt. “[M]ortality is not an enemy but simply the price one pays for life” (Hughes 2012b: 73). Und doch werde Sterblichkeit gefürchtet und aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt.

Modern culture's erasure of mortality and its harbinger, bodily vulnerability, make disabled bodies seem extraordinary rather than ordinary, abnormal instead of mundane – even though in fact the changes in our function and form that we think of as disabilities are the common effects of living and are fundamental to the human condition (Garland-Thomson 2009: 46).

Krebserkrankungen stellen ein aufschlussreiches Beispiel für derartige Verdrängungsprozesse dar. Trotz der weiten Verbreitung als Volkskrankheit wird das geteilte Risiko, an Krebs zu erkranken, aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt. Menschen, die sichtbar an Krebs erkrankt sind, erleben emotionale Reaktionen anderer auf ihr Erscheinungsbild zwischen Mitleid, Angst und Abscheu. Da dieses Erscheinungsbild bei anderen Unbehagen auslöst (Kendrick 2008), wird von Krebspatient:innen erwartet, dass sie als gesund durchgehen (siehe Kapitel 3.1.1) und ihr Leben zukunftsorientiert *weiterleben*, sobald sie genesen sind (ebd.). “Cancer remains hidden not because it is rare or because it is invisible – as an abstract concept and a lifestyle-motivating fear, cancer is excruciatingly public. However, as an everyday experience cancer remains hidden because of a concerted social effort” (ebd.: 267).

Im Zuge der COVID-19-Pandemie hat das Erklärungsmodell, dass Behinderung an die eigene Sterblichkeit erinnere, neue Relevanz erhalten. So wurde Behinderung in mehreren Ländern als Kriterium diskutiert, das Chancen auf eine erfolgreiche Behandlung und sogar den Wert geretteter Leben mindert. Aus Disability-Studies-Perspektive werden derartige Diskussionen als Verdrängung einer zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen geteilten Verletzlichkeit gelesen in dem Sinne, dass nichtbehinderte Menschen behinderte Menschen in einer Risikogruppe verorten und sich darüber versichern, selbst vor Tod oder schwerer Krankheit geschützt zu sein (Goodley et al. 2022). “The pandemic has globally engendered feelings of fragility. For disabled people, however, this emotional reality has been shaped by a dominant cultural imaginary in which their very human worth has been called into question” (ebd.: 8).

Viele Beeinträchtigungen sind im medizinischen Sinne nicht tödlich, werden aber in der dis/ableistischen Vorstellungswelt dennoch mit dem Tod assoziiert. So bringen nichtbehinderte Menschen im Kontakt mit querschnittsgelähmten Personen häufig die Möglichkeit des Suizids zur Sprache (Maskos 2008). Zudem ist es in individuellen Zukunftsvorstellungen durchaus üblich einen assistierten Suizid (siehe Kapitel 2.3.4) im Falle chronischer Schmerzen oder (intimer) Pflegebedürftigkeit als einzige denkbare Problemlösung in Erwägung zu ziehen (Maskos 2011; Sheppard 2018). Dabei wird assistiertem Suizid als Alternativoption gegenübergestellt, Leben „unter allen Umständen“ (Kafer 2013; meine Übersetzung) zu erhalten – eine Formulierung, die u.a. Ängste vor Krankheit und Behinderung transportiert. „I read ‘under any circumstances’ and hear ‘extraordinary measures,’ ‘breathing through a machine,’ ‘dependent on others.’ I read ‘under any circumstances’ and hear ‘better off dead’ and ‘life not worth living’“ (ebd.: 41). Erwägungen eines assistierten Suizids müssen im Hinblick auf den Zugang zu adäquater Versorgung kontextualisiert werden (siehe z.B. Kolářová 2015; Kapitel 2.3.4). In der dis/ableistischen Vorstellungswelt scheint ein Leben *mit* Behinderung, Schmerzen, Betreuung oder Pflege jedoch undenkbar (Maskos 2008, 2011; Sheppard 2018, 2019; Patsavas 2023).

Alison Kafer (2013) weist darauf hin, dass Zukunftsvorstellungen bedeutsam sind, da sie die Gegenwart prägen. In der dis/ableistischen Vorstellungswelt mangelt es allerdings oft an Zukunftsvorstellungen für behinderte Menschen, insbesondere für behinderte Kinder und Jugendliche. Kinder werden als ein Symbol für Zukunft gelesen (Berlant 1997), behinderten Kindern wird jedoch keine (gute) Zukunft zugestanden. Stattdessen werden behinderte Föten bisweilen als Bedrohung für die Zukunft porträtiert (Kafer 2013) – mit offensichtlichen eugenischen Implikationen (siehe Kapitel 2.3.4). Da Vorstellungen von einem guten Leben mit Vorstellungen von Langlebigkeit verknüpft sind, hat der weitere Lebensweg von jungen Menschen mit einer verkürzten Lebenserwartung keinen Platz in der dis/ableistischen Vorstellungswelt. Ihr Leben in der Gegenwart wie auch ihr gefühlsmäßiges Wohlbefinden werden von heftigen emotionalen Reaktionen wie Traurigkeit und Mitleid überschattet. Selbst Forschung konzentriert sich auf ihren Tod und trägt so zur Unsichtbarkeit ihrer Lebenserfahrung, gar der Verdrängung ihrer Existenz aus der öffentlichen Vorstellung bei (Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Alison Kafer (2013) hinterfragt die Verknüpfung von Vorstellungen von einem guten Leben mit Vorstellungen von Langlebigkeit als Fetisch, selbst unter Berücksichtigung des sozial ungleichen Zugangs zu Langlebigkeit.

Im Ergebnis lässt sich sagen, dass als eine Erklärung für emotionale Reaktionen auf Behinderung diskutiert wird, dass Behinderung nicht-behinderte Menschen an eine geteilte Verletzlichkeit erinnert – an die Möglichkeit, behindert zu werden oder Schmerzen zu empfinden. Um ihre eigenen Ängste zu unterdrücken, projizieren sie diese Verletzlichkeit und gar Sterblichkeit in einer essenzialisierenden Weise auf behinderte Menschen. Wird das Leben *mit* Behinderung in der dis/ableistischen Vorstellungswelt als unmöglich angesehen, werden diese Ängste zuweilen zusammen mit der Existenzberechtigung behinderter Menschen aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt.

1.1.2 *Spaltung von Un/abhängigkeit*

Neben Verletzlichkeit haben Autor:innen der Disability Studies Abhängigkeit als eine weitere menschliche Eigenschaft identifiziert, die nicht-behinderte Menschen verdrängen. Das ableistische Ideal der Unabhängigkeit prägt die gegenwärtige Gesellschaft. Eine Verwirklichung von Unabhängigkeit scheint jedoch nicht in allen Lebensbereichen und zu jeder Zeit möglich (Maskos 2015a), was weitverbreitete Ängste²¹ etwa über die eigene Liebenswürdigkeit nach sich zieht (Marks 2002). “Ableism breeds paranoia, confusion, fear and inadequacy because ableism is an ideal that no one ever matches up to” (Goodley 2017: 57). In der dis/ableistischen Vorstellungswelt wird Abhängigkeit als ein Merkmal von Behinderung gerahmt (Davis 1995). Selbstverständlich sind behinderte Menschen auch tatsächlich abhängig – u.a. von Hilfsmitteln oder Assistenz. Dies gilt aber ebenso für Menschen, die nicht als behindert gelesen werden (Watermeyer/Swartz 2016). Passend zu dieser Rahmung werden Hilfsmittel eher mit Abhängigkeit als mit der Ermöglichung von Unabhängigkeit²² assoziiert. Insbesondere Rollstühle werden als *tragische* Symbole der Abhängigkeit – und darüber hinaus als Symbole der Verletzlichkeit, des Verlusts, des Leidens und der Passivität – gelesen und nicht als Alltagsgegenstände, die bei Bedarf Mobilität erleichtern können (Maskos 2018).

-
- 21 Ängste (*anxieties*) scheinen hier eher mit Scham als mit Furcht zusammenzuhängen. Scham – verstanden als eine Familie von Emotionen zwischen Verlegenheit, Schüchternheit und Demütigung (Scheff 2015) – ist ein Indikator für die eigene soziale Position, für die Übertretung von Normen (Ahmed 2014b) und die Antizipation des Urteils anderer (Goffman 1963).
 - 22 Ich danke Robert Stöhr für den Hinweis, dass die Ermöglichung von Unabhängigkeit in einer ableistischen Gesellschaft als ambivalent aufzufassen ist, da diese gleichzeitig zu Unabhängigkeit verpflichten kann (siehe auch Stöhr 2023).

Behinderung als Erinnerung an einen unsicheren sozioökonomischen Status

Über die Abhängigkeit hinaus, die sich aus der Unterstützung durch Menschen und Geräte ergibt, wird weiter diskutiert, dass Behinderung auch Angst vor einer sozioökonomischen Abhängigkeit auslösen kann (Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009), die als Denormalisierungsangst gefasst werden kann (Link 2006) oder als Angst vor sozialem Abstieg, etwa wenn ein behindertes Kind zeitintensiver Betreuung bedarf (Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009). In einer sozial ungleichen Gesellschaft scheinen nichtbehinderte Menschen auf diffuse Weise zu befürchten (Murphy 1995), ihren sozialen Status zu verlieren (Kremser und Proyer 2018) oder materiell benachteiligt und sozial ausgeschlossen zu werden (Schönwiese 2011).

The disabled serve as constant, visible reminders to the able-bodied that the society they live in is shot through with inequity and suffering, that they live in a counterfeit paradise, and that they too are vulnerable. We represent a fearsome possibility (Murphy 1995: 143).

Um ihr Selbstwertgefühl zu steigern, projizieren nichtbehinderte Menschen ihre materielle Benachteiligung auf behinderte Menschen und andere Gruppen, von denen sie annehmen, dass sie sozial schlechter gestellt sind (Schönwiese 2011). Solche Projektionen kommen zum Vorschein, wenn der tatsächliche sozioökonomische Status einer behinderten Person verkannt wird (Goodley 2014; siehe Kapitel 2.1.1.3). So sinniert Volker Schönwiese (2011) über eigene Erfahrungen mit unaufgeforderten finanziellen Zuwendungen, bei denen sein Status als (emeritierter) Professor im Gegensatz zu seinem Status als Rollstuhlfahrer unsichtbar bleibt. In der Annahme, er müsse arm sein, bestehen ihm unbekannte Personen – darunter sogar ein obdachloser Mann – auf Geldspenden oder Ermäßigung (u.a. ein Schaffner).

Mehrere Autor:innen der Disability Studies beziehen sich auf den Abwehrmechanismus der Spaltung (Freud 1983 [1940]), um herauszuarbeiten, wie nichtbehinderte Menschen ihre eigene Abhängigkeit verdrängen (Davis 1995; Marks 1999; Goodley 2011; Harvey 2015). Anstelle von ambivalenteren Auffassungen erzeugt Spaltung absolut *gute* oder *schlechte Objekte*²³ (Klein 1946). In der dis/ableistischen Vorstellungswelt wird Unabhängigkeit von Abhängigkeit abgespalten, anstatt ein Kontinuum anzuerkennen (Watermeyer/Swartz 2016). Die

23 Nach Melanie Klein (1946) gehen solche Objektbeziehungen auf sehr frühe psychische Entwicklungsstadien zurück, wenn die mütterliche Brust als erstes Objekt, zu dem der Säugling eine Beziehung aufbaut, in ein befriedigendes und ein frustrierendes Objekt gespalten wird.

alleinige Assoziation von Abhängigkeit mit Behinderung wiederum trennt Behinderung klar von Nichtbehinderung – sie bringt Behinderung und Nichtbehinderung in einen binären Gegensatz zueinander (Davis 1995). Diese Binarität zeigt sich in vermeintlich eindeutigen Klassifizierungen von Normalität und Nicht-Normalität (Kremser/Proyer 2018). Volker Schönwiese (2011) beobachtet die Versuche anderer, seinen Behinderungsstatus klar zu definieren (z.B. durch den oben beschriebenen Kauf der entsprechenden Fahrkartenkategorie) und fragt sich, ob seine Zugehörigkeit im öffentlichen Raum von dieser distanzierenden Statusdefinition abhängig gemacht wird.

Spaltung manifestiert sich zudem im alltäglichen Gebrauch von mit Behinderung assoziierten abwertenden Bezeichnungen – wie etwa „cripple“, „spastic“ oder „retard“ (Burch 2018: 396) im Vereinigten Königreich – sowie in der weitverbreiteten abwertenden Verwendung des Begriffs *behindert* – beispielsweise unter Jugendlichen in Deutschland. Dabei lässt der Gebrauch des Begriffs *behindert* als Schimpfwort behinderte Menschen als schwach und unfähig erscheinen (Maskos 2015b). Diese abwertende Verwendung grenzt behinderte Menschen dabei von nichtbehinderten Menschen ab (Goffman 1963; Waldschmidt 2008), was sich diskutieren lässt als Widerwillen, selbst mit Behinderung in Verbindung gebracht zu werden, oder gar als ein ausgeprägtes Bedürfnis, sich von Behinderung zu distanzieren (Maskos 2015b)²⁴.

Behinderung als Erinnerung an einen Verlust frühkindlicher Fürsorge

Abhängigkeit mag gefürchtet sein, doch ist sie in der dis/ableistischen Vorstellungswelt auch mit Sehnsucht assoziiert. Mehrere Disability-Studies-Autor:innen bedienen sich psychoanalytischen Denkens (Goodley 2011) und insbesondere der Lacanschen (1977) Psychoanalyse, um diese Ambivalenz zu ergründen (Tervooren 2002, 2003; Shildrick 2007b, 2005b; Goodley 2012). So wird angenommen, dass

24 Die gleichermaßen weitverbreitete abfällige Verwendung psychiatrischer Diagnosen wie Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS), Zwangsstörung oder Schizophrenie, um Verhaltensweisen ins Lächerliche zu ziehen, trägt nicht nur zu einer Veränderung von Menschen mit psychischen Erkrankungen bei, sondern trivialisiert psychische Krankheit auch: “When we use specific diagnostic labels to refer to everyday behaviours, we reduce damaging psychological conditions to silly personality traits” (Arciu/Shakespeare 2023: 24).

Subjekte frühen Stadien der psychologischen Entwicklung²⁵ nachtrauern, in denen sie vollständig von ihren Bezugspersonen abhängig waren (Goodley 2011, 2012), und zwar im Sinne einer nostalgischen Reaktion auf eine lustvolle Immersion (Shildrick 2007b, 2005b). Diese Art der Fürsorge geht auf schmerzhafte und frustrierende Weise verloren, wenn das Subjekt – oder sein (sich entwickelndes) Selbstbewusstsein, das Ego – zunehmend unabhängig wird (Goodley 2011). Die Subjekte ringen mit diesem Verlust der Fürsorge und begehrten Abhängigkeit (insgeheim) zurück, da sie ableistische Ideale wie Unabhängigkeit nicht erreichen können (Goodley 2012). „We are constantly split between dependence (which we mourn but have been taken from) and independence (which we are expected to identify with but find difficult, maybe, impossible)“ (Goodley 2011: 722). Die Spaltung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit und die alleinige Assoziation von Abhängigkeit mit Behinderung kann als eine Aushandlung der Ambivalenz gedeutet werden, die durch diesen Verlust der Fürsorge ausgelöst wird. Spaltung kann darüber hinaus als Erklärung für ambivalente Reaktionen auf Behinderung – zwischen Distanzierungsbedürfnis und Begehrten – dienen. In dieser Denkfigur werden behinderte Menschen in eine Rolle gedrängt, die für die Aufrechterhaltung einer ambivalenten ableistischen Kultur notwendig ist (ebd.).

This splitting of the human subject is amplified if we accept that the processes of ableism (which constitute disabled people as dependent) and ableism (which demand ever more ‘masterful’ ways of being) impinge upon the psyche. [...] The sight or perception of dependency is desired and mourned as well as denounced and denied (ebd.: 722).

Schlussfolgernd lässt sich sagen, dass der psychoanalytische Begriff der Spaltung verdrängte Abhängigkeit mit dem unerreichbaren Ideal von Unabhängigkeit in Verbindung bringt. Subjekte befürchten eine Denormalisierung, da das Scheitern an diesem Ideal schwerwiegende sozioökonomische Folgen haben kann (siehe Kapitel 2.3.1). Um den

25 Jacques Lacan (1977) unterscheidet verschiedene Phasen der Entwicklung von Subjektivität: Die reale Phase ist eine Zeit der reinen Wonne und der erfüllten Begehrten in später verleugneter Symbiose mit der primären Bezugsperson. Zwischen dem sechsten und achtzehnten Lebensmonat lernt das Kind, sich in einem Spiegelbild zu erkennen. In dieser imaginären Phase entwickelt das Kind ein idealisiertes Selbstbild, dem es nicht gerecht werden kann. Und zwar sieht das (weiterhin von seinen Bezugspersonen abhängige) Kleinkind im Spiegel seinen Körper in seiner Ganzheit, der darüber hinaus so erscheint, als ob er durch das Selbst gesteuert werden könnte. Nicht mehr bedingungslos umsorgt zu werden, erzeugt ontologische Unsicherheiten. Diese Unsicherheiten vervielfachen sich in der symbolischen Phase, wenn das Kind durch den Erwerb einer entfremdenden Sprache an eine Vielzahl kultureller Bedeutungen herangeführt wird (Goodley 2012).

Verlust der Fürsorge zu bewältigen, spalten nichtbehinderte Menschen – und wahrscheinlich auch behinderte Menschen, die in einer Beeinträchtigungshierarchie (Campbell 2009) dem ableistischen Ideal der Unabhängigkeit näher kommen können – Abhängigkeit klar von Unabhängigkeit ab und projizieren ihre eigene Abhängigkeit auf behinderte Menschen. Dabei distanzieren sie sich von behinderten Menschen, verbleiben aber mit ambivalenten Gefühlen.

1.1.3 *Abjektion unkontrollierbarer Körper*

Selbstbeherrschung ist ein weiteres ableistisches Ideal, das zur Erklärung emotionaler Reaktionen auf Behinderung herangezogen wird.

“This splitting of the human subject is amplified if we accept that the processes of disability (which constitute disabled people as dependent) and ableism (which demand ever more ‘masterful’ ways of being) impinge upon the psyche” (Goodley 2011: 722).

Diese „meisterhaften Wege des Seins“ (Goodley 2011: 722; meine Übersetzung) implizieren nicht nur ein unabhängiges, sondern auch ein kontrolliertes Selbst. Ein drittes menschliches Merkmal, das in der dis/ableistischen Vorstellungswelt verdrängt wird, ist eine chaotisch individuelle Grenzen überschreitende Körperlichkeit.

Behinderung als Erinnerung an fragmentierte Körperlichkeit

Um zu erklären, warum atypische Verkörperungen hochgradig emotionale Reaktionen auslösen, beziehen sich verschiedene Disability-Studies-Autor:innen abermals auf die Lacansche (1977) Psychoanalyse (Davis 1995; Tervooren 2002, 2003; Shildrick 2005a, 2005b, 2007b, 2010; Goodley 2012). Lacans (1977) Begriff des „zerstückelten“ (Tervooren 2003: 285) Körpers beschreibt die anfängliche Erfahrung des Säuglings, dass sein Körper aus verschiedenen, fragmentierten Teilen besteht. Im weiteren Verlauf der psychologischen Entwicklung wird dieses frühe Selbstbild verdrängt und durch die Vorstellung eines kohärenten, ganzheitlichen Selbst ersetzt, wie es in einem Spiegelbild zu sehen ist. Dieses Bild bleibt ein fantasiertes Ideal, an dem die Subjekte dennoch festhalten (Quayson 2002).

Behinderte Körper oder insbesondere atypische Verkörperungen mit fehlenden Gliedmaßen, Körper- oder Sinnesfunktionen scheinen nichtbehinderte Menschen an die verdrängte Desintegration und Unvollständigkeit ihrer eigenen Körperlichkeit zu erinnern (Davis 1995; Quayson 2002; Tervooren 2002, 2003; Shildrick 2007b, 2010, 2005a, 2005b;

Goodley 2012). Gängige Metaphern für psychische Krankheit deuten auf eine beängstigende Fragmentierung des Geistes hin²⁶, wie z.B. den *Verstand zu verlieren* (Davis 1995). Ähnlich wie die Erinnerung an verlorene Fürsorge (siehe Kapitel 1.1.2) löst auch die Reminiszenz an fragmentierte Körper, die als entfernt lustvoll erinnert werden, ambivalente Gefühle zwischen Abneigung und Begehrten aus (Shildrick 2005b, 2007b). Dan Goodley und Katherine Runswick-Cole (2013) lesen die schockierten und faszinierten Reaktionen des nichtbehinderten medizinischen Personals auf einen Jungen, der mit einer Blase außerhalb seines Körpers geboren wurde, als unbewusste Reaktionen auf einen fragmentierten Körper (Lacan 1977). “The midwife’s response to Kurt’s embodiment (shock) and the subsequent gaze of medics (fascination) capture the culturally ambivalent ways in which non-normative bodies are emotionally felt and understood” (Goodley/Runswick-Cole 2013: 10). Margrit Shildrick (2007b, 2010) ergänzt, dass nicht etwa behinderte Körper an sich, sondern ihre Darstellung als *monströs*²⁷ und die damit verbundenen soziokulturellen Fantasien an fragmentierte Körper erinnern (Lacan 1977).

Bei Organtransplantation und Prothetik werden fragmentierte Teile des Körpers tatsächlich neu zusammengesetzt. Eine solche Hybridisierung erzeugt eine tiefgreifende Ambiguität, die gelebte Erfahrungen nach einer Organtransplantation (siehe Kapitel 2.1.2.3) oder prothetisiertes Leben (Shildrick 2017: 138) im Allgemeinen prägen. Transplantationen stellen das Selbst- und Identitätsgefühl in Frage. “[W]hat is, after all, a profound and bloody assault on the much-vaunted integrity of the embodied western subject” (Shildrick 2015: 25). Margrit Shildrick (2015) ergründet die komplexen (und in erster Linie unangenehmen) Gefühle, mit denen die Empfänger:innen von Herztransplantaten im Zusammenhang mit einem auf diese Weise modifizierten Körper umgehen müssen²⁸. Der durch die Transplantation veränderte Körper

-
- 26 Die unheimliche Erfahrung, dem eigenen Verstand nicht trauen zu können, wird in einigen Horrorfilmen sogar als Effekt eingesetzt (Raphael 2017).
- 27 Das *Monster* ist ein abstraktes Konzept, das keinerlei Auskunft über die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen geben kann (Hughes 2009).
- 28 Leider wird die gefühlsmäßige Belastung, mit der die Organempfänger:innen vor und vor allem nach der Transplantation umgehen müssen, im klinischen Alltag nicht anerkannt. “The reconfiguration that I have discussed may look like an abstract exercise in thinking otherwise, but that is to fail to consider the affective implications of extensive interventions into the body” (Shildrick 2015: 36). Weder das Bild einer emotionslosen und entpersonalisierten Ersatzteilchirurgie noch das angenehme Gefühle evozierende Narrativ eines *Geschenks des Lebens* (Shildrick 2015: 22) ermöglicht Transplantationspatient:innen, ihre Ängste und Befürchtungen rund um die Hybridisierung zu äußern. Beide Narrative dienen stattdessen den

kann als hybrid und aufgrund des Verlusts körperlicher Grenzen als bedrohlich oder gar als eine Form von Parasitismus gelesen werden, da ein fremdes Organ im Körper der Empfänger:in weiterlebt. Prothetik versucht, Körper zu rehabilitieren, untergräbt dabei aber gleichzeitig den Glauben an die körperliche Integrität, indem sie die Vorstellung eines autarken Körpers mit klaren Grenzen als Illusion entlarvt (Shildrick 2017).

In such scenarios, the relationality of self to other is irreducibly intertwined with questions of mortality – both mine and hers [the organ donor's; Y. W.] – to the extent that the affective context in which transplant recipients experience and communicate an ongoing sense of self is shot through with at very least anxiety, but more deeply a profound ontological uncertainty (Shildrick 2015: 21).

Behinderung als Erinnerung an unkontrollierbare Körperlichkeit

Julia Kristeva (2010: 1; meine Übersetzung) Begriff der „Abjektion“ fügt den Erklärungen emotionaler Reaktionen auf Behinderung, die um Ordnung kreisen, einen weiteren Aspekt hinzu, und zwar die Moralisierung von Desorganisation als Mangel an Selbstkontrolle. Sie beschreibt mit diesem Begriff das permanent ergebnislose Ringen um die Eindämmung jeglicher körperlichen Ausscheidung und die Verdrängung jedweder körperlichen Ambiguität²⁹. Das psychoanalytische Konzept Abjektion fokussiert somit Prozesse der Verdrängung und Projektion spezifischer Aspekte des Selbst auf andere Subjekte, nämlich chaotischer, grenzüberschreitender und unkontrollierbarer Körperlichkeit – „das Abjekte“ in Kristeva's Worten (2010: 1; meine Übersetzung).

gefühlsmäßigen Bedürfnissen des Transplantationsteams – beispielsweise der Abwehr von Abscheu, die durch Hybridität hervorgerufen wird – und stellen darüber hinaus unvereinbare Anforderungen an Organempfänger:innen. Viele Organempfänger:innen übernehmen vor ihrer Operation begeistert die Perspektive, dass Transplantationen eine Art Ersatzteilchirurgie seien, die ihr Selbstkonzept unangetastet lässt, können diese Perspektive aber nicht langfristig beibehalten. Die ihnen angebotene psychosoziale Unterstützung verharmlost die mit der Aussicht auf eine Transplantation verbundenen Gefühle und stellt sie als vorübergehend und leicht lösbar dar, wenn sie hauptsächlich darauf abzielt, die Sorgen der Patient:innen zu relativieren (Shildrick 2015).

29 Robert Murphy (1995) deutet sogar den Status behinderter Menschen an sich als mehrdeutig und liminal (Turner 1969). Da behinderte Menschen weder der sozialen Position von gesunden Menschen noch von akut erkrankten Menschen entsprechen, von denen erwartet wird wieder zu genesen, bleiben nichtbehinderte Menschen unsicher, wie sie sich behinderten Menschen gegenüber verhalten sollen (Murphy 1995).

Zivilisationsprozesse (Elias 1997) haben strengere Normen der körperlichen wie auch gefühlsmäßigen Selbstkontrolle durchgesetzt und eine chaotische Körperlichkeit (Kolnai 2007) in den privaten Bereich verbannt (Hughes 2012b), die das moderne Streben nach Ordnung (siehe Kapitel 1.2.1) stört (Hughes 2009). Allerdings können weder körperliche Ausscheidungen vollständig eingedämmt noch körperliche Ambiguität gänzlich aufgelöst werden, sodass das Objekte als eine unangenehme, aber kaum bewusste Bedrohung verbleibt. Um seine Unmittelbarkeit zu reduzieren, wehren Subjekte unkontrollierbare Aspekte ihres Selbst durch Abjektion auf andere ab (ebd.). So projizieren nicht-behinderte Menschen Fragmentierung auf behinderte Menschen, um ihr eigenes unangenehmes, aber unvermeidliches Scheitern an ableistischen Idealen der Selbstkontrolle zu verdrängen (Goodley 2012).

Abjektion verbindet ästhetische³⁰ mit moralischen Urteilen zum Zwecke einer positiven Neubewertung des Selbst auf Kosten der abgewerteten Anderen (Hughes 2012b). Die Moralisierung körperlicher Beeinträchtigungen hat in der jüdisch-christlichen Kultur eine lange Tradition. “[B]odily impairment was a visible punishment for spiritual depravity and disbelief“ (Lelwica 2020: 61). In Ato Quayson’s (2007) Typologie literarischer Darstellungen von Behinderung wird Behinderung z.B. im Werk von William Shakespeare als moralisches Defizit dargestellt. In modernen westlichen Gesellschaften unterscheiden ableistische Selbstkontrollstandards Subjekte, die eine vermeintliche Kultiviertheit verkörpern, von anderen Subjekten, denen Abneigung³¹ oder sogar ableistischer Ekel (Hughes 2012a: 23) entgegenschlägt. Nach Martha Nussbaum (2013) erfüllt Ekel die Funktion, soziale Gruppen

30 Tobin Siebers (2009) liest Behinderung ebenfalls als ästhetische Kategorie, und zwar um hervorzuheben, dass emotionale Reaktionen auf atypische Verkörperungen untrennbar mit politischen Orientierungen gegenüber sozialen Gruppen verbunden sind. Auf dem Gebiet literarischer Darstellungen gelangt Ato Quayson (2007) zu dem ähnlichen Schluss, dass behinderte Charaktere eine ästhetische Nervosität auslösen, die sich in spannungsgeladenen Interaktionen zwischen nichtbehinderten und behinderten Charakteren niederschlägt. Weiter spiegeln ästhetische Nervosität sich in Symbolen, Motiven und Erzählungen wider und wirkt sich schließlich auf Leser:innen aus, die sich mit den Charakteren identifizieren oder ihre Perspektive im Laufe der Erzählung verändern.

31 Übergewichtige Menschen verstößen in ähnlicher Weise gegen Normen der Selbstbeherrschung. Körpereigentum wird als kontrollierbar angesehen, während ein guter Gesundheitszustand als Ausdruck von Reife und Verantwortung gilt (Raisborough/Ogden/Guzman 2019). Somit ist Dis/Ableismus mit der Abwertung übergewichtiger Menschen verwoben, da sowohl Übergewicht als auch Behinderung die kulturelle Fantasie bedrohen, dass Körper kontrolliert werden können (Mollow 2015).

abzuwerten, um sich von ihnen zu distanzieren und abzugrenzen (Soltatic 2007). In Distinktion zu ihren behinderten Klientinnen aus der Arbeiter:innenklasse beispielsweise können sich (ebenfalls weibliche) Sozialarbeiterinnen aus der Mittelschicht als respektabel (und wohltätig) präsentieren. Die Darstellung von *widerspenstigen* oder *undichten* Körpern als *exzessiv* wertet die (vermeintlich) hoch disziplinierte und selbstregulierte Körperlichkeit der Mittelschicht positiv auf (Soltatic/Meekosha 2012). Körperflüssigkeiten, die als abjekt und ekelhaft dargestellt werden, sind beispielsweise Teil der stigmatisierten Symptome von Mukoviszidose (Marx 2023b). Speichel³² als eine dieser Körperflüssigkeiten ist bei Erwachsenen mit Ekel besetzt, z.B. wenn Speichelfluss als Hinweis auf eine fehlende Selbstkontrolle gedeutet wird (Hughes 2012b). Auch der Ausdruck von Schmerzen kann als mangelnde Selbstkontrolle ausgelegt werden, wenn Körperflüssigkeiten wie etwa Tränen nicht zurückgehalten werden (können), sodass ein schmerzender Körper die Rolle eines abjekten Objekts des Ekels ausfüllt (Sheppard 2018). Viele nichtbehinderte Menschen empfinden die Interaktion mit jemandem, dessen Körper sich der eigenen Kontrolle entzieht, als unangenehm (Ancet 2013; Dederich 2015). Das unerreichbare Ideal, den eigenen Körper zu kontrollieren, schürt bei Abweichungen von diesem Ideal Scham und Angst (Wendell 1996). Behinderte Menschen verkörpern somit weitverbreitete Ängste vor einem körperlichen Kontrollverlust (Lelwica 2020). In der literarischen Darstellung liest Ato Quayson (2007) behinderte Figuren u.a. als Verwirrung, Verlegenheit und Angst auslösend, die Kontrolle über den eigenen Körper zu verlieren. Schließlich erinnern sie nichtbehinderte Leser:innen unvermittelt an Kontingenz und die Möglichkeit, in der Zukunft selbst behindert zu werden. Ein reizbarer Darm ist ein weiteres Paradebeispiel für eine unkontrollierbare, chaotische Körperlichkeit (LaCom 2007; Vidali 2010). Amy Vidali (2010) beobachtet ein starkes Verlangen, einen gereizten Darm zu kontrollieren oder zumindest jede Spur des Toilettengangs zu verborgen, indem Gerüche oder Geräusche übertüncht werden. “*Unruly intestines challenge this tidy, never-heard-from, scent-free ideal*” (ebd.: o.S.). In Sigmund Freuds (2002 [1905]) Modell der psychosexuellen Entwicklung ist Selbstbeherrschung das zentrale Thema der sogenannten analen Phase. Kinder lernen, ihren Darm zu kontrollieren, während sie gleichzeitig an kulturspezifische Vorstellungen von Sauberkeit und Schmutz herangeführt werden (LaCom 2007).

32 Als Körperausscheidung, die den ersten Schritt des Verdauungsprozesses ermöglicht, unterliegt Speichel je nach Lebensalter und Vertrautheitsgrad unterschiedlichen Normen (Hughes 2012b).

“It makes sense, then, that one reason why we recoil from public discourse about shit is because it reminds us of this potential for failure and consequent shame. Literally, shit has the potential to infantilize us” (ebd.: o.S.). Cindy LaCom (2007) liest Fäkalhumor als Ablenkung von der Verlegenheit, die mit solch unkontrollierbarer Körperlichkeit verbunden ist.

Weiter bringen mehrere Disability-Studies-Autor:innen auch *Reaktionen* auf Behinderung mit dem ableistischen Ideal der Selbstkontrolle in Verbindung. Ab dem achzehnten Jahrhundert verstieß Anstarren beispielsweise gegen bürgerliche Anstandsregeln, in deren Mittelpunkt das Mitgefühl stand (siehe Kapitel 1.3.3), und wurde als Verlust der Selbstbeherrschung auf *niedrigere Klassen* projiziert. In US-amerikanischen Benimmhandbüchern wurde Anstarren insbesondere dann als ein unangenehme Aufmerksamkeit erregendes, unanständiges Verhalten missbilligt, wenn es auf außergewöhnliche Verkörperungen gerichtet war (Garland-Thomson 2009). Rosemarie Garland-Thomson (2009) wertet derartige Begegnungen als beidseitige Bloßstellung, die auch als mangelnde Selbstbeherrschung der Starrenden aufgefasst wird. *Reaktionen* auf Differenz im Sinne der oben beschriebenen Verquickung von ästhetischen und moralischen Urteilen (Nussbaum 2013) werden in der britische Comedy-Serie „Little Britain“ ausdrücklich verspottet – beispielsweise Ekel, der mobilisiert wird, um Klassengrenzen aufrechtzuerhalten (Montgomerie 2010).

The potential of the programme is that one of the things that disgusts us is our recognition of our own ideological and emotional immersion in discourses of disablement which are laid bare by the ‘bad taste’ of our response to the sketches (ebd.: 101).

Der Erzähler von „Little Britain“ äußert unverblümt bizarre Vorurteile gegenüber Minderheiten – auch gegenüber den vielen behinderten Figuren, die in der Show auftreten. Die Erzählperspektive eines allwissenden Erzählers erweckt dabei den Eindruck einer *natürlichen* Reaktion auf Differenz und Ungleichheit, während gleichzeitig jegliche Diskussion und Kritik unterdrückt wird. Die Sendung spielt ferner mit Darstellungen von Menschen mit Lernschwierigkeiten als verkörperte Abjektion, finanzielle und betreuerische Belastung sowie als *verhaltengestört* (siehe Kapitel 2.2.1) und einer Emotionserziehung durch nichtbehinderte Menschen bedürftig (ebd.). “Such representations have a visceral and emotional impact, throwing our sense of our own moral judgement into chaos” (ebd.: 101).

Behinderung als Erinnerung an durchlässige Grenzen des Körpers

Über eine Bedrohung durch Chaos hinaus wird das Abjekte mit der Gefahr von Ansteckung (Hughes 2009; Kafer 2013; Sheppard 2019; Marx 2023b), Verunreinigung (Kafer 2013; Marx 2023b), Kontamination oder gar des Verschlungenwerdens (Shildrick 2005b) assoziiert. Atypische Verkörperungen bedrohen die Illusion von eindeutigen Grenzen des Körpers – “the self’s clean and proper body” (Kristeva 2010: 71). Menschen mit Mukoviszidose etwa können Husten, Schleim und Auswurf nicht kontrollieren oder verbergen (Marx 2023b), und selbst Schmerzen werden oft als ansteckend *empfunden* (Sheppard 2019). Über eine Erinnerung an die eigene Verletzlichkeit oder gar Sterblichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) hinaus, lässt sich dies als kontrafaktische Angst vor Ansteckung interpretieren (Sheppard 2019; Marx 2023b).

The unimaginable horror – the ontological impossibility – of pain results in pain being reacted to in the same way as leaks of physical fluids, as though observing and acknowledging the expression of pain will make that pain contagious – will cause the observer to feel that pain. Thus, expressions of pain are not *not understood*, but deliberately ignored; it is not a failure to express pain by the person in pain, it is an unwillingness to ‘catch’ pain on behalf of the witness, and unwillingness or inability to imagine oneself in pain (Sheppard 2019: o.S.; ihre Hervorhebung).

Margrit Shildrick (2007b) diskutiert Vorstellungen einer Kontaminierung als mögliche Erklärung für ambivalente³³ Reaktionen auf die Sexualität behinderter Menschen zwischen Tabuisierung, Voyeurismus und Fetischismus (siehe Kapitel 1.3). Körperliche Begegnungen bergen an sich das Risiko, sich mit Empfindungen, Emotionen oder Materie *anzustecken*. In der dis/ableistischen Vorstellungswelt stellen sichtbar behinderte Körper eine verstärkte Bedrohung für die eigene körperliche Integrität dar. Gleichzeitig wecken behinderte Körper verdrängte Erinnerungen an Fragmentierung und symbolisieren eine befriedigende Regression. Dabei wird Autarkie innerhalb imaginierter, klarer individueller Grenzen ebenso ersehnt wie ein fern als lustvoll erinnerter, fragmentierte Körper. Ambivalente Reaktionen auf die Sexualität behinderter Menschen deuten auf verbotene Begierden hin (Shildrick 2005b, 2007b). In der literarischen Darstellung beobachtet Dilia Naroduzzi (2013) ein Verbot von Intimität mit Charakteren mit atypischen Verkörperungen. Nichtbehinderte Charaktere verdrängen ihr Verlangen

33 In Anlehnung an Winfried Menninghaus (1999) ist die Ambivalenz zwischen Anziehung und Abstoßung dem Ekel inhärent – einer Emotion, die eng mit Abjektion verbunden ist (Shildrick 2007b).

nach Intimität mit behinderten Charakteren, was dieses Verlangen affektiv unbegreiflich werden lässt. Von irrationalen Ängsten, z.B. vor Ansteckung und eigenen möglichen zukünftigen Beeinträchtigungen (siehe Kapitel 1.1.1) getrieben, positionieren sich nichtbehinderte literarische Charaktere stattdessen selbst als *normal* (ebd.).

Auswirkungen einer Darstellung von Behinderung als abjekt

Bill Hughes (2019) erörtert die Darstellung von Behinderung als abjekt und versteht diese als Kehrseite einer Darstellung als verletzlich (siehe Kapitel 1.1.1). Dabei kann die öffentliche Wahrnehmung z.B. in Krisenzeiten und aufgrund von Ressentiments der Mehrheit leicht umschlagen. Beide Repräsentationen bieten Anlass zur Fetischisierung (siehe Kapitel 1.3) und produzieren, verbreiten und täuschen emotionale Dispositionen des Ekels bzw. des Mitleids (ebd.). Eine Repräsentation als verletzlich impliziert einen moralischen Appell zu Mitleid und Wohltätigkeit, während eine dehumanisierende Repräsentation als abjekt Misshandlung (ebd.), gar eugenische Maßnahmen (Hughes 2009; Kafer 2013) oder *Hassverbrechen* vermeintlich rechtfertigt (siehe Kapitel 2.3.3). „Pity breeds opportunity to do good. Disgust creates opportunities for discrimination, exclusion and ‘legitimate’ violence“ (Hughes 2019: 832). Ob behinderte Menschen als abjekt betrachtet werden oder nicht, variiert intersektional. Darüber hinaus ist die Abjektion behinderter Menschen mit der Abjektion anderer sozialer Gruppen verbunden. Beim historischen Beispiel der Lepra trafen gesundheitspolitische Ängste vor Ansteckung etwa auf rassistische Angste vor einer Vermischung angeblicher *Rassen* (Quayson 2007).

Repräsentationen behinderter Menschen als verletzlich oder abjekt sind in der Berichterstattung über Gewaltverbrechen geläufig. Während Porträts behinderter Opfer oft auf Vorstellungen von Verletzlichkeit und Unschuld zurückgreifen, laufen behinderte Täter:innen Gefahr als *monströs* dargestellt zu werden. Wenn eine potenzielle Viktimisierung bei behinderten Menschen verortet wird, bieten Projektionen von Verletzlichkeit nichtbehinderten Menschen die Gewissheit, vor Gewaltverbrechen sicher zu sein (Mathews 2018). Die Tatsache, dass einige soziale Gruppen besonders verletzlich sind und dass Verletzlichkeit sozial ungleich verteilt ist, wird jedoch tendenziell bereits als kausale Erklärung aufgefasst (Butler 2004, 2009). Dabei kann der Begriff der Verletzlichkeit mit der „Markierung von Individuen oder Gruppen als besonders vulnerabel genau das hervorheben und verfestigen [...], was er zu überwinden trachtet“ (Stöhr et al. 2019: 232). Behinderte Menschen als verletzlich und damit als leichte Opfer hinzustellen, individualisiert und naturalisiert das soziale Problem, dass diese Gruppe

unverhältnismäßig stark (siehe Kapitel 2.3.3) von Gewaltdelikten betroffen ist (Mathews 2018)³⁴.

Porträts behinderter Gewalttäter:innen rufen oft Angst, Ekel und Verachtung hervor, da sie zur Erklärung solcher Verbrechen auf Metaphern von *Verrücktheit* zurückgreifen – eine Darstellung, die Gewaltverbrechen ebenfalls von nichtbehinderten Menschen distanziert (ebd.). Vergleichbar mit den Taten realer Täter:innen (und insbesondere Serienmörder:innen) werden auch die Taten fiktionaler *Superschurk:innen*³⁵ in der Regel durch ihre vermeintliche psychische Krankheit erklärt.

[I]n dominant culture, white, straight, cis, thin, financially secure men have to have a psych impairment to make sense of their violence. This is not unlike serial killers who are white, cis males and almost always have a backstory in which their mother is blamed – a woman is blamed – for their violence *against women* (Rakes 2019: 82; deren Hervorhebung).

In Slasher-Horrorfilmen³⁶ profitiert ein ganzes Genre von *verrückten* Charakteren, die eingesetzt werden, um Ekeleffekte zu erzielen, und zwar insbesondere Charaktere mit schizophrenen und schizoaffektiven Zügen. Greg Procknow (2018) schildert durch den Konsum solcher Filme Ängste – bis hin zu einer „aufreibenden Paranoia“ (ebd.: o.S. meine Übersetzung) – entwickelt zu haben, anderen zu schaden und anschließend in psychiatrische Einrichtungen eingewiesen zu werden, wo er vermutet, dass sich seine schizophrenen Symptome verfestigen würden.

I was terrified of being scurried off, straight-jacketed, and placed into padded accommodations. I feared that such a psychiatric assault would provoke him into permanent, psychopathic existence. I thought about how I would escape this ‘regime’ and its violence, and worried about what motives they would ascribe to my

-
- 34 Gewaltverbrechen mit behinderten Opfern und Täter:innen können als ein Versuch der letzteren gelesen werden, sich von Behinderung und der strukturellen Diskriminierung zu distanzieren, dass viele behinderte Menschen in Armut, mit unzureichender Unterstützung und arbeitslos oder unterbeschäftigt leben (Mathews 2018).
 - 35 In Film und Literatur werden behinderte Menschen häufig als bösartige und gefährliche Charaktere dargestellt, die zum Schluss der Handlung (zusammen mit ihrer Andersartigkeit) *eliminiert* werden. Dieses Narrativ hält die Vorstellung einer *gerechten Welt* aufrecht (siehe Kapitel 1.2.3) und wehrt Ängste ab, selbst Beeinträchtigungen zu erwerben (Garland-Thomson 2002).
 - 36 Slasher-Horrorfilme sind ein bestimmtes Genre von Horrorfilmen, die oft eine subjektive Kameraeinstellung verwenden, die den Eindruck erweckt, dass Betrachter:innen die Wahrnehmungen der Täter:innen teilen, während deren Erscheinungsbild verborgen bleibt (Procknow 2017).

flight. Would they think that my alter had colonized what was left of my sanity? (ebd.).

Zusammenfassend werden atypische Verkörperungen als Reminiszenz an fragmentierte Körper diskutiert, die eine Sehnsucht nach frühen Stadien der psychischen Entwicklung – vor jeglichem Streben nach Selbstbeherrschung – weckt. Gleichzeitig rufen atypische Verkörperungen das Unbehagen in Erinnerung, diesem ableistischen Ideal in der Gegenwart unweigerlich nicht gerecht werden zu können. Alle Körperlichkeiten haben chaotische, mehrdeutige, unkontrollierbare und nicht eindämmbare Aspekte. In der dis/ableistischen Vorstellungswelt besetzen behinderte Körperlichkeiten die Rolle als abjekte Objekte des Ekels, um von einem moralisierten Mangel an Selbstkontrolle und einer potenziellen Verletzung vermeintlich eindeutiger Grenzen des individuellen Körpers abzulenken.

1.1.4 Zusammenfassung

Abschließend erklärt ein erstes Narrativ emotionale Reaktionen auf Behinderung dadurch, dass Behinderung nichtbehinderte Menschen an ihre (leibliche und sozioökonomische) Verletzlichkeit, Sterblichkeit sowie ihre eigene Unzulänglichkeit erinnert, ableistische Ideale wie Unabhängigkeit oder Selbstkontrolle zu erfüllen. Autor:innen der Disability Studies bedienen sich psychoanalytischer Konzeptionen von Abwehrmechanismen wie Projektion, Abspaltung oder Abjektion, um emotionale Reaktionen auf Behinderung zu erklären, die auf verdrängten Gemeinsamkeiten beruhen. Zuweilen bleibt die Rezeption psychoanalytischer Konzepte dabei oberflächlich und kommt ohne Verweise auf Original- oder Sekundärquellen aus, wenn Sigmund Freud oder seine popularisierten Konzepte erwähnt werden (siehe z.B. Shakespeare 1994; LaCom 2007; Campbell 2009; Rainey 2014).

Das damit verbundene Emotionsrepertoire ist zutiefst ambivalent. Zunächst bleiben sämtliche Versuche, geteilte menschliche Charakteristika zu leugnen, unabschließbar. Weiter werden Abhängigkeit und unkontrollierbare, chaotische Körperlichkeit als Reminiszenz an verlorene Fürsorge und fragmentierte Körper begehrte. Die Zusammenschau dieser verschiedenen Facetten einer vermeintlichen Bedrohung durch Behinderung erlaubt ein differenzierteres Bild als die ausschließliche Betrachtung eines Aspekts, wie z.B. die Reminiszenz an die eigene Sterblichkeit. Doch auch die Zusammenschau verschiedener Facetten von Bedrohung kann nicht alle emotionalen Reaktionen auf Behinderung erklären. So kritisiert u.a. Bill Hughes (2012b) die Universalisierung aller emotionalen Reaktionen auf Behinderung als Angst, an

Verletzlichkeit oder Sterblichkeit erinnert zu werden, wie sie von einigen Autor:innen der Disability Studies vorgenommen werde. Verdrängte Erinnerungen an Verletzlichkeit bergen schließlich kaum Erklärungspotenzial für abwehrende Gefühle gegenüber behinderten Menschen, die sichtbar nicht gebrechlich, sondern leistungsfähig sind. Daher behandelt das folgende Kapitel Themen wie Schuldgefühle aufgrund dis/ableistischer Diskriminierung (siehe Kapitel 1.2).

1.2 Entinnerung von Differenz und sozialer Ungleichheit

Etwa Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) als geteiltes Merkmal zu verdrängen impliziert Gleichheit (siehe Kapitel 1.1). Ein zweites gängiges und quasi entgegengesetztes Narrativ zur Erklärung emotionaler Reaktionen auf Behinderung lautet, dass Differenz und Ungleichheit übersehen werden, um die Verantwortung für das soziale Problem Behinderung zu individualisieren – also behinderte Menschen selbst für ihren sozio-ökonomischen oder gar ihren Behinderungsstatus verantwortlich zu machen. Christiane Hutson (2011) verwendet den Begriff der Entinnerung, um zu betonen, dass mehr als bloße Nachlässigkeit erforderlich ist, um ungleiche Chancen nicht wahrzunehmen. Entinnerung ist als aktive Verweigerung der Auseinandersetzung mit historischem Unrecht und seinen Nachwirkungen zu verstehen, wie sie z.B. der deutschen Gesellschaft in Bezug auf den Kolonialismus vorgeworfen wird³⁷ (Ha 2017).

Das Schweigen ist eine bewusste Amnesie, und die Amnesie ist eine politische Ausdrucksform des kollektiven Gedächtnisses. Daher ist das konsensuale Schweigen eine dominante Machtartikulation, die sich der Aufarbeitung und Sichtbarmachung imperialer Praktiken und Bilder durch *Entinnerung* aktiv widersetzt und nur durch Gegen-Erzählungen aufgebrochen werden kann (ebd.: 105; seine Hervorhebung).

In der dis/ableistischen Vorstellungswelt dient Entinnerung entscheidend dazu, Verantwortung für das soziale Problem Behinderung zu individualisieren. Die Weigerung, an Differenz und Ungleichheit erinnert zu werden, macht es möglich, behinderte Menschen für ihre marginali-

³⁷ In ähnlicher Weise untersucht Judith Butler (2004, 2009), wie Mitgefühl in einem diskursiv-politischen Raum durch das Ausblenden geteilter Verletzlichkeit unmöglich gemacht wird. Geografisch weit entfernte Konflikte erscheinen nah, lösen aber angesichts der ständig verfügbaren Informationen und Bilder keine intensive emotionale Resonanz aus.

sierte sozioökonomische Position und sogar für ihren Behinderungsstatus verantwortlich zu machen. Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass nichtbehinderte Menschen Barrieren übersehen, wenn diese Barrieren sie selbst nicht betreffen (Titchkosky 2011), oder darin, dass Interaktionspartner:innen in der Regel von Nichtbehinderung ausgehen, solange keine anderslautenden Informationen mitgeteilt werden (Kafer 2003, 2013; McRuer 2006). Autor:innen der Disability Studies betonen kulturelle (siehe z.B. Hughes 2002; McRuer 2006), historische (Schweik 2009), soziale und politische Erklärungen (siehe z.B. Garland-Thomson 2002; Kolářová 2014; Hughes 2015), um zu verstehen, wie Differenz und soziale Ungleichheit ausgebendet werden.

Die Figur der „Spaßverderber:in“ (Ahmed 2010: 65; meine Übersetzung) ist hier aufschlussreich – auch wenn sie in den Disability Studies mit wenigen Ausnahmen (Fritsch 2013b, 2017; Tsakiri 2018; Schmeichel 2022) kaum im Sinne einer Kritik an der Individualisierung des sozialen Problems Behinderung rezipiert wurde. Wenn Angehörige von Minderheiten auf Ungerechtigkeiten hinweisen, werden sie oft als unangenehme Emotionen auslösend (und nicht als unangenehme Emotionen empfindend) gelesen. „When you expose a problem you pose a problem“ (Ahmed 2017: 37). Der Vorwurf, eine Spaßverderber:in zu sein, verlagert die Verantwortung von Mehrheits- zu Minderheitsangehörigen (Ahmed 2014b), indem die Empfindung unangenehmer Gefühle als eine individuelle Entscheidung dargestellt wird, die davon abhängt, wie empfindlich jemand sei (Ahmed 2010). „To take offense is to cause hurt by being hurt“ (ebd.: 146). Spaß zu verderben ist jedoch nur möglich, wenn der zu vererbende Spaß auf einer Weigerung beruht, vergangenes und gegenwärtiges Leid anderer Menschen zu bemerken, das unangenehme Emotionen wie Schuld oder Scham auslösen würde (Ahmed 2014b).

We are learning not only whose suffering should affect us, or how we should be affected by whose suffering; we are busy exercising between those who matter and those who do not. It is a distinction predicated on violence. It is a distinction enforced through violence. We are learning to screen out what gets in the way of our occupation of space. Once you have learned this something, you don't notice this someone (Ahmed 2017: 32).

Diese Weigerung, das Leiden anderer Menschen wahrzunehmen, blendet unangenehme Gefühle aus, die Angehörige von Minderheiten erleben. Dabei können Angehörige von Minderheiten in diese Ausblendung verstrickt sein, um sich selbst oder ihre Angehörigen davor zu schützen, verletzt zu werden (Ahmed 2010). Auswirkungen vergangenen Unrechts auf die Gegenwart werden so geleugnet oder ganz allgemein vergessen, auf welche Weise Ungerechtigkeit Privilegien erzeugt (Ahmed 2014b), wie etwa auch nichtbehinderte Privilegien, die Sara Ahmed

(2017) in Bezug auf ihr eigenes Werk reflektiert, in dem Behinderung ihrer Einschätzung nach eine Leerstelle darstellt.

I began to ask myself why, despite having written about the intimacies of bodies and worlds, I had not reflected upon disability. I began to think more about my able-bodied privilege, which is not to say that I have thought about it enough: I have not. It is easy for me to forget to think about it, which is what makes a privilege a privilege: the experiences you are protected from having; the thoughts you do not have to think (ebd.: 181).

Das Emotionsrepertoire, das mit entinnerter Differenz oder Ungleichheit verbunden ist, umfasst Schuld (Murphy 1995; Marks 1999; Quayson 2002; Schweik 2009), Ekel (Schweik 2009; Soldatic/Pini 2009; Montgomerie 2010; Soldatic/Meekosha 2012; Hughes 2015), Verlegenheit und Scham (Wolfe 2002; Aspler et al. 2018; Lelwica 2020; Tabin et al. 2020), Angst, Furcht und (moralische) Panik (Garland-Thomson 2007; Schweik 2009; Mollow 2015; Soldatic/Morgan 2017), Neid und Eifersucht (Schweik 2009; Maskos 2011), aber auch ein Streben nach Hoffnung und Glück (Fritsch 2013b; Sandle/Day/Muskett 2018; Lelwica 2020).

Dieses Unterkapitel ergründet, wie Differenz entinnert wird bzw. inwiefern Nichtbehinderung verpflichtend ist (siehe Kapitel 1.2.1), wie die Unterstützungswürdigkeit behinderter Menschen bestritten wird (siehe Kapitel 1.2.2), wie behinderte Menschen in eine Individualisierung der Verantwortung für Differenz und Ungleichheit verstrickt sind (siehe Kapitel 1.2.3) und wie sichtbare Hinweise auf einen *Teufelskreis* zwischen Behinderung und Armut aus dem Blickfeld verbannt werden (siehe Kapitel 1.2.4).

1.2.1 *Verpflichtende Nichtbehinderung*

Als ein Moment einer Entinnerung von Differenz und sozialer Ungleichheit fasse ich hier zunächst das Übersehen von Behinderung als Differenz. Im Folgenden stelle ich näher dar, auf welche Weise Nichtbehinderung in der dis/ableistischen Vorstellungswelt als verpflichtend aufgefasst werden kann (zwischen Übersehen und zwanghafter Assimilation), in welchen Bereichen sich verpflichtende Nichtbehinderung manifestiert, mit welchen Facetten post-/moderner Kultur diese Verpflichtung erklärt wird und welche Folgen sie hat, nämlich insbesondere, dass behinderte Menschen für ihren Behinderungsstatus selbst verantwortlich gemacht werden.

In Anlehnung an Adrienne Richs (1980) Begriff der Heteronormativität – also einer verpflichtenden Heterosexualität – haben die Disability Studies die Begriffe „compulsory able-bodiedness“ (Kafer 2003:

79; McRuer 2006: 2), „compulsory able-mindedness“ (Kafer 2013: 16) bzw. „compulsory able-bodymindedness“ (Sheppard 2018: 59) geprägt, die u.a. ausdrücken sollen, dass Nichtbehinderung³⁸ so lange vorausgesetzt bzw. unterstellt wird, bis anderslautende Informationen mitgeteilt werden. Diese Annahme wirkt sich isolierend auf behinderte Menschen aus und versperrt ihnen den Zugang zu Nachteilsausgleichen oder anderen Anpassungsmaßnahmen (Kafer 2003).

Robert Mc Ruers (2006) Crip Theory definiert verpflichtende Able-bodiedness als die kulturelle Annahme einer allgemeinen Präferenz nichtbehinderter Körper, Identitäten und Subjektivitäten – ähnlich wie für Heterosexualität, wenn sexuelle Orientierung als Wahlmöglichkeit gefasst wird. „Nearly everyone, it would seem, wants to be normal in the able-bodied sense as well“ (ebd.: 7). Ähnlich verwendet Fiona Kumari Campbell (2019: 147; meine Übersetzung) den Begriff eines kulturell und historisch spezifischen, „ableistischen Imaginären“, das „fiktionale“ Merkmale von fähigen und damit zu präferierenden Leibern festlegt. In einer Logik, die Behinderung als Wahl rahmt, machen sich unsichtbar beeinträchtigte Menschen, die als nichtbehindert durchgehen (siehe Kapitel 3.1.1) könnten sich aber freiwillig als behindert outen (und mit den Gemeinschaften behinderter Menschen identifizieren), verdächtig (Kafer 2003). Beispielsweise wird psychische Gesundheit in sogenanntem „poverty porn“ (siehe z.B. Runswick-Cole/Goodley 2015b; Beresford 2016; Raisborough/Ogden/Guzman 2019) oder „austerity porn“ (siehe z.B. Sandle/Day/Muskett 2018: 65) – einem Untergenre des Reality-TV – als individuelle Entscheidung (und psychische Krankheit als *schlechte* Einstellung) entworfen. Sozialleistungen werden so dargestellt, als ob sie ausschließlich auf den Forderungen der Empfänger:innen beruhen, anstatt auf irgendeiner objektiveren Form der Bewertung von Bedarfen und Ansprüchen (ebd.).

Verpflichtende Nichtbehinderung ist allgegenwärtig, etwa in der Theoriebildung jenseits der Disability Studies. So beklagen viele Autor:innen eine fehlende Auseinandersetzung mit Behinderung etwa in

38 Eigentlich wäre der Begriff der Compulsory Able-Bodymindedness aus theoretischer Perspektive hier zu präferieren. Schließlich macht er nicht nur auf die sonst unmarkierte Seite binärer Konstruktionen von Behinderung und Nichtbehinderung aufmerksam, sondern hebt auch hervor, dass verpflichtende Nichtbehinderung den gesamten Leib im Sinne einer körperlich-seelisch-geistigen Einheit betrifft. Dennoch verwende ich in dieser Arbeit zur besseren Lesbarkeit den Begriff der verpflichtenden Nichtbehinderung mit der Ausnahme von spezifischen Thematisierungen dieser Verpflichtung auf einer körperlichen bzw. seelisch-geistigen Ebene, die ich dann als verpflichtende Able-Bodiedness bzw. verpflichtende Able-Mindedness rahme.

der postkolonialen³⁹ und antirassistischen Theoriebildung (siehe z.B. Weisser 2007; Castro Varela 2010; Chataika 2012; Attia 2013; Grech/Soldatic 2015). Auch in der literarischen Darstellung wird Nichtbehinderung – meist stillschweigend – vorausgesetzt, sodass Ato Quayson (2007: 21; meine Übersetzung) behinderte Figuren als „Erinnerung an Kontingenzen“ liest⁴⁰. Auf alltägliche Lebenszusammenhänge angewendet kann das Voraussetzen von Nichtbehinderung dazu führen, dass sich behinderte Menschen *entfremdet* (siehe Kapitel 2.1.3.2) fühlen, da ihre Präsenz von anderen Menschen nicht erwartet wird. Corinna Schmechel (2022) beschreibt derartige Entfremdungsgefühle behinderter Mitglieder von queeren Fitness-Gruppen – subkulturelle Gemeinschaften, die einen ermächtigenden oder emanzipatorischen Anspruch haben. Auch derartige subkulturelle Gemeinschaften setzen Nichtbehinderung in der Regel voraus und streben sie an, wodurch die körperlichen Einschränkungen behinderter Mitglieder in diesem Kontext dann besonders stark auffallen (ebd.)⁴¹.

-
- 39 Die Disability Studies selbst haben in jüngster Zeit begonnen, die Forderung nach einer Dekolonisierung ihrer Wissensproduktion ernst zu nehmen, was sich in Handbüchern zu Postkolonialen Disability Studies (Chataika/Goodley 2024) oder zu Global South Disability Studies (Grech/Soldatic 2016; Chataika 2018; Ghai 2018) widerspiegelt wie auch in der Gründung mehrerer Zeitschriften, die aus dem oder über den Globalen Süden veröffentlicht werden, wie The African Journal of Disability (ISSN 2223-9170), Disability and the Global South (ISSN 2050-7364) und dem Indian Journal of Critical Disability Studies (ISSN 2583-5610).
 - 40 Zu realisieren, dass eine vermutete Nichtbehinderung nicht den Tatsachen entspricht, kann intensive Gefühle der Scham über die eigene Verstrickung in ableistische Diskriminierung hervorrufen (Gao 2017). „I felt shame because suddenly I became aware that I was inadvertently part of the socially-constructed hierarchy of able-bodiedness; my own mindset helps support this unjust social construction“ (Gao 2017: o.S.). Da Scham auf soziale Isolation oder eine unterbrochene zwischenmenschliche Bindung hinweist, kann sie dazu motivieren, die eigene Weltansicht zu dekonstruieren, um diese Bindung wiederherzustellen (Sedgwick 2004).
 - 41 Differenz wird auf ähnliche Weise auch in Bezug auf das Körperfewicht entinnert, anstatt Gewichtsunterschiede als Teil menschlicher Vielfalt anzuerkennen (Mollow 2015). Nicht zuletzt, weil einige Beeinträchtigungen und medizinische Behandlungen eine Zunahme des Körperfewichts verursachen, kann man argumentieren, dass Übergewicht ein Thema für die Disability Studies ist (Aphramor 2009). Eine dickenfeindliche Kultur setzt das Dickwerden als breit geteilte Angst (Mollow 2015). Da Fitness (Schmechel 2022) oder sogar Schlankheit (und nicht die Gesundheits- oder Aktivitätsvorteile eines bestimmten Körperfewichts) mit Glück assoziiert werden, lässt sich die Angst vor dem Dicksein oder -werden profitabel vermarkten (Aphramor 2009).

Ob Nichtbehinderung vorausgesetzt wird bzw. wie stark Nichtbehinderung verpflichtend ist, variiert intersektional. Mehrere Autor:innen kritisieren die Disability Studies als *weißes* Forschungsfeld (Bell 2017) oder Behinderung als eine Kategorie, die als *weiß* imaginert wird. Behinderte People of Colour werden oft nicht als behindert gelesen, während Behinderung als eine relativ *privilegierte* Identität aufgefasst werden kann, die hauptsächlich von westeuropäischen und nordamerikanischen weißen Mittelschichtsangehörigen geltend gemacht werden kann (Hutson 2011; Grech 2015; Puar 2017). Stattdessen werden die Körper von People of Colour häufig als exotisch idealisiert⁴² (Hutson 2011).

Der verpflichtende Charakter von Nichtbehinderung manifestiert sich in den zentralen gesellschaftlichen Reaktionen auf Behinderung: „töten oder heilen“ (Hughes 2012a: 18; meine Übersetzung). „Both strategies – to kill or to cure – transmit the same core cultural message: disabled people represent 'what not to be' and are, therefore, ontologically invalid“ (ebd.). Dass Nichtbehinderung verpflichtend ist, zeigt sich, wenn Nichtbehinderung über physische Gewalt durchgesetzt wird, wie beispielsweise im Falle von Zwangssterilisation oder selektiver Abtreibung (Kafer 2003), aber auch dem Extremfall einer genozidalen Vernichtung behinderter Menschen durch das nationalsozialistische Regime (Hughes 2000; siehe Kapitel 2.3.4). Stark abgeschottete Einwanderungsregime wie Australien machen Nichtbehinderung verpflichtend, wenn zu erwartende zukünftige Gesundheitsausgaben ein Ausschlusskriterium für einen Aufenthaltstitel darstellen und bestimmte Gruppen von Migrant:innen sich einer medizinischen Begutachtung unterwerfen müssen. Hier wird Australien nicht nur als *weiße*, sondern auch als *gesunde* Nation imaginiert (Soldatic 2020) – „free from disease and disability“ (ebd.: 312).

Die kulturelle Annahme einer allgemeinen Präferenz von Nichtbehinderung zeigt sich auch, wenn sichtbar behinderte Menschen mit aufdringlichen Fragen zu Heilung, Verlust und Selbstmord konfrontiert werden, wenn sie sich im öffentlichen Raum bewegen. In den Disability Studies wird dies als Unterstellung diskutiert, dass sich jeder behinderte

42 Christiane Hutson (2011) analysiert die miteinander verwobenen Fantasien von kolonialer Aneignung und der Überwindung von Behinderung im Blockbuster „Avatar“. Nur der weiße Protagonist wird mit einer körperlichen Beeinträchtigung gezeigt, während rassifizierte Körper trotz kolonialer Gewalt und Ausbeutung als exotisch idealisiert werden. Der Film suggeriert, dass sich nur fitte und fähige Körper einem gewalttätigen Kolonialismus widersetzen können, da behinderte oder kranke Menschen of Colour nicht repräsentiert werden, insbesondere nicht als mögliche Subjekte eines antikolonialen Widerstands.

Mensch nach Heilung sehne und dass Suizid einem Leben mit Behinderung vorzuziehen sei (Kafer 2003). Zuletzt zeigt sich verpflichtende Nichtbehinderung in rehabilitativen Bemühungen, die darauf abzielen, Differenz zu beseitigen. Manche Prothesen werden aus rein ästhetischen Gründen verordnet und funktionale, aber atypische Gang- oder Sprachfehler korrigiert. Daher lässt sich der Rehabilitation eine moralische oder gar *erlösende* Agenda unterstellen. Bill Hughes (2012a) schlussfolgert, dass sowohl die *Vernichtung* behinderter Menschen als auch der Assimilationsdruck von *Heilung* den Empfindlichkeiten nicht-behinderter Menschen entgegenkomme.

Erklärungsmuster für den verpflichtenden Charakter von Nichtbehinderung

Warum ist Nichtbehinderung verpflichtend (Kafer 2003; McRuer 2006; Kafer 2013) und welchen *Empfindlichkeiten* nichtbehinderter Menschen kommt dies entgegen? Kulturelle Erklärungen umfassen den modernen Wunsch nach der Überwindung von Alterität, die postmoderne Ästhetisierung des Alltags und ein religiös inspiriertes Heilsversprechen.

Die moderne⁴³ Kultur strebt danach, Alterität durch Fortschritt zu überwinden (Hughes 2000), während ihre bürokratische Organisation eine gefühlsmäßige Distanz zwischen den Subjekten aufgebaut hat (Hughes 2002). Weiter lässt sich die Moderne durch eine kulturelle Angst vor Kontamination charakterisieren⁴⁴ (ebd.; siehe Kapitel 1.1.3) – “both heterophobic and morally indifferent” (ebd.: 576) – wie auch durch ein Streben nach *Normalität*, das zu einer omnipräsenten Veränderung führt (Hughes 2000). Rosemarie Garland-Thomson (2007) fasst die Anpassung an standardisierte Körperideale als *den* Motor eines Konsumkapitalismus. “We are obliged to act, feel, look and be normal – at any cost. And normal does cost. The anxious demand to achieve the right clothes, cars, toys, faces, bodies creates enormous commercial markets that fuel consumer capitalism” (ebd.: 114). In diesem Sinne

43 In Anlehnung an Zygmunt Bauman (1997) sind Moderne und Postmoderne als parallele Prozesse oder koexistierende Tendenzen zu verstehen (Hughes 2002).

44 Nach der Influenza-Pandemie 1918/19 wurden Körperrausscheidungen aus dem öffentlichen Raum verbannt. Dieser Bann wurde gefühlsmäßig vermittelt über sozialisierte Assoziationen mit Kontamination und nicht durch die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse (Hughes 2012b). Diese sogenannten Hygiene-kriege reihen sich in einen historischen Kontext von Reformen ein, die auf verschiedene Sinne abzielten und zu denen sich beispielsweise auch Lärmschutz-Maßnahmen zählen lassen (Schweik 2009).

setzten die im neunzehnten Jahrhundert entstandenen karitativen Institutionen auf ein aufkommendes Ordnungsbewusstsein⁴⁵. „Die Anstalten beanspruchen daher für sich die wichtige ‚sozialhygienische‘ Funktion, den öffentlichen Raum von ordnungswidrigen Elementen zu befreien und sauber zu halten“ (Dederich 2013: 18).

Die Postmoderne strebt nach körperlicher und geistiger Perfektion (Hughes 2002; Wolfe 2002). Dabei verspricht Selbstverbesserung über physische und psychische Gesundheit (siehe auch Kapitel 2.2.1) hinaus Erfüllung und Glück, quasi eine säkularisierte Erlösung⁴⁶ (Lelwica 2020). Der Leib wird hier als ein (selbstreflexives) Projekt dargestellt (Hughes 2000). „Paradoxically, the improvable body is believed to be both subject to the will of the sovereign self and a visible manifestation of that self“ (Lelwica 2020: 58). In einem ästhetisierten Alltag sind sozialer Status und sozialer Aufstieg der Subjekte mit der Annäherung an körperliche Schönheitsideale verbunden⁴⁷ (Hughes 2000; Lelwica 2020), sodass eine immer anspruchsvollere Selbstoptimierung als Investition gelesen werden kann (Puar 2017). Körperliche Differenz (Hughes 2000) – und insbesondere das Versagen, den eigenen Körper zu kontrollieren (Wendell 1996; Kendrick 2008; Lelwica 2020) – werden in diesem kulturellen Kontext moralisiert (siehe Kapitel 1.1.3). Eine Gesellschaft, die als zunehmend von körperlicher Perfektion „besseren“ (Wolfe 2002: 266; meine Übersetzung) beschrieben werden kann, assoziiert ein solches Versagen mit Gefühlen der Unzulänglichkeit oder Verlegenheit. „The obvious implication is that the impaired body signifies moral failure. If so the disability movement is in desperate need of a critique of aesthetic ethics“ (Hughes 2000: 561). Wenn behinderte Körper als beschämend und andersartig hingestellt werden, können nichtbehinderte Menschen ihre Privilegien aufrechterhalten, wie etwa einen unhinterfragten Zugang zu Intimität (Narduzzi 2013; Lelwica 2020).

-
- 45 Rosemarie Garland-Thomson (2009) bringt die Segregation behinderter Menschen in karitativen Einrichtungen stattdessen mit der Erinnerung an eine geteilte Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) in Verbindung.
- 46 Die christliche Vision vom Paradies als einem Ort leiblicher Vollkommenheit, an dem individuelle Beeinträchtigungen auf wundersame Weise abgestreift werden, rahmt Glück als von der Überwindung von Behinderung abhängig (Lelwica 2020).
- 47 Wenn People of Colour als *exotisch* dargestellt werden, unterliegen sie einem spezifischen, intensiven Anspruch an körperliche Perfektion. In Anbetracht intersektionaler Diskriminierung können solche kolonialen Fantasien nicht erfüllt werden, stattdessen verstrickt das Streben nach Nichtbehinderung behinderte People of Colour in ableistische Diskriminierung (Hutson 2011).

Verpflichtende Nichtbehinderung als Individualisierung von Verantwortung für Behinderung

Differenz als freie Entscheidung (und Verstoß gegen verpflichtende Nichtbehinderung) zu rahmen, individualisiert die Verantwortung für das soziale Problem Behinderung, indem behinderten Menschen unterstellt wird, selbst an ihrem eigenen Behinderungsstatus *schuld* zu sein. Oft auf Menschen mit chronischen Krankheiten abzielend, z.B. auf Menschen mit chronischen Schmerzen (Wolfe 2002; Sheppard 2020a), Krebs (Kendrick 2008; Hutson 2009a) oder Myalgischer Enzephalomyelitis bzw. Chronischem Fatigue Syndrom, kurz ME/CFS (Wendell 1996), werden sie selbst dafür verantwortlich gemacht, krank geworden zu sein oder zu bleiben. Chronisch kranke Menschen werden wegen ihres angeblich krankheitsverursachenden Lebensstils (Wendell 1996; Kendrick 2008; Puar 2017) oder ihrer vermeintlich persönlichkeitsbedingten (Wendell 1996) und genetischen *Anfälligkeit* (Hutson 2009a) beschuldigt und beschämmt (Wolfe 2002). In der dis/ableistischen Vorstellungswelt nimmt ME/CFS beispielsweise die Rolle einer Krankheit *zu ehrgeiziger* Frauen ein – “a punishment of nature visited upon the ambitious, especially ambitious women” (Wendell 1996: 62). Um den Mythos der Kontrolle über Gesundheit und Krankheit aufrechtzuerhalten (siehe Kapitel 1.1.1), wonach das Befolgen der aktuellsten Ratsschläge zur Pflege von Physis und Psyche den eigenen Leib gesund erhält, werden behinderte und chronisch kranke Menschen beschuldigt, ihr Leben und ihre Körper *falsch* zu handhaben (ebd.).

Nicht nur behinderte und chronisch kranke Menschen selbst werden für ihren Gesundheitszustand verantwortlich gemacht, sondern auch Mütter behinderter und chronisch kranker Kinder. Um Fragen der mütterlichen Verantwortung herum wird oft eine „moralische Panik“ (Cohen 2011; meine Übersetzung) geschürt (Aspler et al. 2018). Es gibt eine lange Tradition, Neurodiversität oder psychische Erkrankungen – beispielsweise Autismus, ADHS, Schizophrenie oder Depressionen – auf die gefühlsmäßige Verfügbarkeit von Müttern für ihre Kinder zurückzuführen. In solchen sexistischen, rassistischen und klassistischen Diskursen⁴⁸ gelten Mütter stets entweder als über- oder als unterstimulierend für ihre Kinder (Zeavin 2021).

48 Derartige Schuldzuweisungen lassen sich kritisieren, selbst wenn Beeinträchtigungen durch mütterliches Verhalten in der Schwangerschaft ausgelöst worden sind, etwa in der medialen Berichterstattung über die Fetale Alkoholspektrumstörung. Diese durch mütterlichen Alkoholkonsum während der Schwangerschaft verursachte Entwicklungsstörung tritt in allen gesellschaftlichen Gruppen auf, wird jedoch nach wie vor in der medialen Darstellung verunglimpft und mit Kriminalität

Jenseits des eigenen Gesundheits- oder Behinderungsstatus werden behinderte und chronisch kranke Menschen für gescheiterte Heilungsversuche verantwortlich gemacht (Wendell 1996; Kendrick 2008; Sheppard 2019) z.B. für gescheiterte Versuche der Schmerzheilung. Im Zusammenhang mit der Angst vor Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) lässt sich hier ein Bedürfnis hineinlesen, daran zu glauben, dass Schmerzen durch Handlungen oder Unterlassungen der (chronische) Schmerzen empfindenden Person verursacht werden (Patsavas 2023).

Chronic pain is thus cast as a personal failure; if a chronically pained person continues to be in pain, it is because they have not tried hard enough – they have failed to control their pain and failed to control their bodymind (Sheppard 2019: o.S.).

Eine Individualisierung der Verantwortung dafür, Behinderung und Krankheit zu überwinden, verdeckt den sozial ungleich verteilten Zugang zu gesundheitsförderlichen Lebensstilen (Puar 2017; Sandle/Day/Muskett 2018), wie auch zu weniger stigmatisierenden Diagnosen (Aspler et al. 2018), Schonungszeiten (Wolfe 2002) oder Heilverfahren. Emma Sheppard (2019) weist darauf hin, dass die meisten Heilverfahren von Geld, Zeit, Energie und örtlicher Verfügbarkeit abhängen. Ähnlich tendieren Zukunftsvisionen, die eine Überwindung von Behinderung durch Technologie⁴⁹ proklamieren, dazu, den ungleichen Zugang zu solchen Technologien angesichts des Zusammenhangs zwischen Behinderung und Armut zu übersehen (Reeve 2012; Kafer 2013) – und dies, obwohl bereits Donna Haraways (1985) ursprüngliches Cyborg-Manifest den Cyborg als nicht nur mit Vergnügen verbundene, sondern auch von Machtverhältnissen durchzogene Zukunftsvision rahmte (Kafer 2013: 31).

Der Zugang zu Heilverfahren, Nachteilsausgleichen und anderen Anpassungsmaßnahmen ist auch im globalen Maßstab ungleich verteilt. Nichtsdestotrotz stellen westeuropäische und nordamerikanische Gesellschaften ihren Umgang mit behinderten Menschen häufig als *überlegen* dar. Sie moralisieren vermeintlich *fremde* Umgangsweisen mit

in Verbindung gebracht. Dabei lenkt der Fokus auf die individuelle mütterliche Verantwortung von eventuell benötigter Unterstützung ab (Aspler et al. 2018). “Concerns in Canadian newspapers remain focused on subtler messages about individual responsibility, but still without emphasizing the importance of community support, social circles, or the role of the woman’s partner. This will not necessarily lead to punishment, but it can certainly generate public blame and private shame for pregnant women in need of support” (Aspler et al. 2018: 115).

49 Der Fall von Oscar Pistorius, dessen Prothese es ihm ermöglichte, schneller zu laufen als nichtbehinderte Sportler:innen (Swartz/Watermeyer 2008; Reeve 2012) lässt sich als ein Beispiel für solche technologischen Fantasien lesen (siehe Kapitel 3.1.3).

Behinderung, um ihre eigenen gesellschaftlichen Umgangsweisen mit Behinderung aufzuwerten (Attia 2013; Grech 2015; siehe Kapitel 1.3.2). Eine beispielhafte Moralisierung *fremder* Umgangsweisen mit Behinderung ist der oft wiederholte Vorwurf, dass Eltern behinderter Kinder in verschiedenen Ländern weltweit ihre Kinder aufgrund kulturspezifischer Vorurteile *verstecken*, statt sie etwa einzuschulen. Bemerkenswerterweise haben Benedicte Ingstad und Lisbet Grut (2007) in Kontrast hierzu festgestellt, dass kenianische Eltern legitime Gründe haben, ihre behinderten Kinder einzuschulen, nämlich ihre Kinder vor demütigenden Erfahrungen zu schützen, wenn es beispielsweise in den umliegenden Schulen keine barrierefreie Toilette gibt. Der Vorwurf, behinderte Kinder zu *verstecken*, lässt sich als Kulturalisierung verschiedener Umgangsweisen mit Behinderung (Afeworki Abay/Schülle/Wechuli 2021) auffassen, bei der diese Umgangsweisen durch Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur erklärt und dabei Differenz und soziale Ungleichheit übersehen werden. Oft bleibt unerwähnt, dass die *westliche* Behindertenpolitik eher durch Wohlstand als durch christliche Nächstenliebe oder aufgeklärte Vernunft möglich gemacht wird (Attia 2013; Grech 2015).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Nichtbehinderung in der dis/ableistischen Vorstellungswelt verpflichtend ist, insofern ein fäiger Leib vorausgesetzt werden, während Differenz als freie Entscheidung gelesen wird. Das von verschiedenen post-/modernen Tendenzen geprägte, starke Verlangen nach fähigen bis perfekten Leibern manifestiert sich in gesellschaftlichen Reaktionen auf Behinderung zwischen Vernichtung und Heilung. Darüber hinaus werden behinderte und chronisch kranke Menschen (mitsamt ihren Müttern oder Herkunftskulturen) für ihren Gesundheits- oder Behinderungsstatus sowie für gescheiterte Versuche, Behinderung und Krankheit zu überwinden, verantwortlich gemacht.

1.2.2 *Umstrittene Unterstützungswürdigkeit*

Als zweites Moment entinnerter Differenz und sozialer Ungleichheit fasse ich hier das Ausblenden von sozialer Ungleichheit, die mit dem Differenzmerkmal Behinderung im gegebenen gesellschaftlichen Kontext verbunden ist. So wird auch die Verantwortung für behinderungsbezogene Nachteile individualisiert, die sich in der sozioökonomischen Situation behinderter Menschen niederschlagen. Im Folgenden beschreibe ich, auf welche Weise soziale Ungleichheit in der dis/ableistischen Vorstellungswelt entinnert wird, nämlich indem aversive

Emotionen politisch mobilisiert werden, wodurch weiter die Assoziation mit aversiven Emotionen erklärt wird – und zwar durch Narrative wie einer *Ausnutzung* von Wohltätigkeit oder einer *ungerechten Ausnahme* von ableistischen Leistungsstandards – und welche Folgen dies hat, nämlich, dass die Unterstützungs würdigkeit behinderter Menschen infrage gestellt wird.

Die Abmilderung sozioökonomischer Benachteiligungen ist Aufgabe von Sozialpolitik, allerdings konstatieren Vertreter:innen der Disability Studies in Zeiten von Austeritätsmaßnahmen einen emotionalen Unterton (Hughes 2012a) von Sozialpolitik, die sich an behinderte Menschen richtet. Dieser emotionale Unterton ist bisher für das Vereinigte Königreich als Ressentimentpolitik (Hughes 2015) beschrieben worden oder aber als Einsetzen von mit Sozialhilfe verbundem Affekt „als Waffe“ (Sandle/Day/Muskett 2018: 66; meine Übersetzung). Für Australien wurde dieser emotionale Unterton als „intensive Affektkampagne“ (Soldatic/Meekosha 2012: 142; meine Übersetzung) gerahmt, bei der der Staat als zentrale Technik politischer Steuerung unangenehme Emotionen mobilisiert. Dabei werden vor allem Angst (Schweik 2009; Soldatic/Morgan 2017), Scham (Mollow 2015; Aho 2017; Raisborough/Ogden/Guzman 2019; Tabin et al. 2020), Schuld (Campbell 2015; Hughes 2015; Mollow 2015; Raisborough/Ogden/Guzman 2019) und Ekel⁵⁰ (Soldatic 2007; Soldatic/Pini 2009; Soldatic/Meekosha 2012; Hughes 2015) mobilisiert, um das öffentliche Verständnis von Sozialpolitik neu zu definieren.

Die Mobilisierung solch aversiver Emotionen – im Sinne von unangenehmen Emotionen, die tendenziell eine Vermeidungsreaktion mit sich bringen – zieht den Anspruch auf soziale Rechte in Zweifel (Soldatic/Pini 2009; Hughes 2015; Tabin et al. 2020). „Aversive emotion –

50 Karen Soldatic und Helen Meekosha (2012) belegen ihre Rahmung als Ekel mit Zitaten aus narrativen Interviews, die vermitteln, dass Workfare-Praktiken (siehe Kapitel 2.3.1) mit Überwachung, Kontrolle, Bürokratisierung und Kriminalisierung verbunden sind. Darüber hinaus zeigen die Interviewpassagen die immaterielle Arbeit auf, die behinderte Frauen aus der Arbeiterklasse leisten müssen, um ihren Anspruch auf Unterstützung – auch auf Sozialleistungen – zu legitimieren, indem sie ihre Arbeitswilligkeit beweisen. In den zitierten Passagen wird Ekel von den Interviewpartnerinnen jedoch weder erwähnt noch umschrieben. Siehe z.B.: „Julia, from Perth, identifies the way in which disgust has become central to policing disabled women with the advent of neoliberal workfare when she states that the disability workfare reforms are: ‘geared to shunting us off to employment agencies and a lot of referrals, paperwork, applications. I felt it was more a run-around, going to them and I felt like I had to train them, whereas they were getting paid to help us. We were in effect doing twice the running around’“ (Soldatic/Meekosha 2012: 147).

rather than reason – legitimates the negative social attitudes and the populist political affiliations that create and invalidate contemporary difference” (Hughes 2015: 995). Ressentiment-Politiken setzen jeden Gleichheitsgrundsatz außer Kraft, mobilisieren Diskriminierung und legitimieren wachsende soziale Ungleichheit oder eine Umverteilung von arm zu reich. Relativ einflusslosen sozialen Gruppen wird so die Schuld für gesellschaftliche Probleme gegeben, während sie als unmoralische Objekte des Ekels hingestellt werden (ebd.). Ekel legitimiert hier sowohl die kulturelle Annahme einer allgemeinen Präferenz von Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) als auch die Ausgrenzung behinderter Menschen (Soldatic 2007). „[P]overty porn“ (Raisborough/Ogden/Guzman 2019) beispielsweise verschleiert strukturelle Erklärungen für Armut und entpolitisiert Kämpfe um Verteilungsgerechtigkeit. Wenn marginalisierten Minderheiten selbst die Schuld für ihre benachteiligte wirtschaftliche Lage gegeben wird (ebd.), wird Empörung von strukturellen Problemen auf ebendiese Minderheiten umgelenkt (Sandle/Day/Muskett 2018).

Rechtfertigende Narrative zur Bestreitung von Unterstützungswürdigkeit

Ähnlich zu der Frage, warum gerade Verletzlichkeit verdrängt wird (siehe Kapitel 1.1.1), lässt sich fragen, warum die Unterstützungswürdigkeit behinderter Menschen in der dis/ableistischen Vorstellungswelt mit unangenehmen Emotionen assoziiert ist. Im Folgenden werden die Narrative der *Ausnutzung* von Wohltätigkeit, der moralisierten Erwerbslosigkeit und der *ungerechten* Ausnahme von ableistischen Leistungsstandards näher untersucht.

In der dis/ableistischen Vorstellungswelt *nutzen* behinderte Menschen – oder genauer gesagt behinderte Sozialleistungsempfänger:innen – die Wohltätigkeit nichtbehinderter Menschen oder des Sozialstaates „schamlos“ (Schweik 2009: 109; meine Übersetzung) oder „arglistig“ (Hughes 2015: 993; meine Übersetzung) *aus*, was in Zweifel zieht, dass sie diese soziale Unterstützung verdient haben (Schweik 2009; Hughes 2015; Soldatic/Morgan 2017). So verweist der Begriff des Ressentiments (Scheler 1994 [1912]) auf eine empfundene Ungerechtigkeit und Anspruchshaltung, etwa wenn sich eine arbeitende Bevölkerung von einer vermeintlich hinterlistigen *Unterschicht* ausgebettet fühlt. In Reality-TV-Programmen⁵¹ werden Charaktere, die auf

51 Einige dieser Programme, die häufig als pornografisch (siehe Kapitel 1.3.4) oder voyeuristisch (siehe Kapitel 1.3.1) wahrgenommen werden, können ebenso als

Sozialhilfe angewiesen sind, moralisch⁵² disqualifiziert (Aho 2017) angeblich Privilegien zu genießen, die sie nicht verdient haben (Sandle/Day/Muskett 2018). Susan Schweik (2009: 109; meine Übersetzung) beobachtet eine ausgeprägte (kulturbedingte) Angst vor Bettelbetrug, bei der Personen „schamlos“ vortäuschen, behindert (oder arm) zu sein, um Mitleid (siehe Kapitel 1.3.3) *auszunutzen* und anderen *unverdiente* Almosen zu entlocken. Historisch zeugt die Verabschiebung der provokativ als „ugly laws“ (Schweik 2009) bezeichneten Verordnungen von solchen Ängsten vor einer Ausnutzung von Wohltätigkeit. Die sogenannten „unsightly beggar ordinances“ (Schweik 2009: vii), die von vielen US-amerikanischen Kommunen in der Zeit zwischen US-amerikanischem Bürgerkrieg und Erstem Weltkrieg erlassen wurden, versuchten, das Betteln unter Zurschaustellung jeglicher Art von sichtbarer Behinderung oder Krankheit zu maßregeln. Ähnliche Tendenzen sind in anderen Ländern (u.a. Deutschland) und Zeiträumen nachweisbar; auch wurden sie durch den US-amerikanischen Imperialismus etwa auf den Philippinen verbreitet (Schweik 2009).

Aktuell werden Sozialhilfeempfänger:innen in sogenannten Workfare-Staaten – einer Wortneuschöpfung aus Arbeit (work) und Sozialhilfe (welfare) – wie dem Vereinigten Königreich oder Australien als Betrüger:innen hingestellt, die Sozialleistungen *ausnutzen* (Soltatic/Morgan 2017).

How do the contemporary politics of resentment work? A bush fire requires a single spark. The ignition of disability as a neoliberal scapegoat [...] rekindles the historical flames of ableism by reproducing, in modern form, the discourse of ‘false mendicancy’ and the affect structure of resentment that underpins it (Hughes 2015: 1000).

Auch in der Schweiz sind behinderte Sozialhilfeempfänger:innen mit diskreditierenden öffentlichen Urteilen wie der Assoziation mit Betrug oder gar *Parasitismus* konfrontiert, die ihnen Gefühle des Unbehagens,

Auseinandersetzung mit gelebten Erfahrungen der Inanspruchnahme von Sozialleistungen gelesen werden (Beresford 2016).

- 52 Ob Behinderung in Reality-TV Programmen im Mittelpunkt steht oder nicht, richtet sich nach ihrer Funktion als „narrative Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung), mit deren Hilfe eine bestimmte Geschichte über Armut erzählt werden soll. Wenn der Behinderungsstatus der betreffenden Person nicht in das negative Gesamtbild von Sozialhilfeempfänger:innen passt, wird dieser tendenziell ausgeblendet (Runswick-Cole/Goodley 2015b). Einige Charaktere mit unsichtbaren Behinderungen (z.B. nicht offensichtliche Sehbeeinträchtigungen) gehen nicht als behindert durch (siehe Kapitel 3.1.2), was ihre Ansprüche auf Sozialleistungen delegitimiert (Aho 2017).

der Verlegenheit, Scham und Schuld bereiten (Tabin et al. 2020). Scham – verstanden als eine *Familie* von Emotionen zwischen Verlegenheit, Schüchternheit und Demütigung (Scheff 2015) – ist ein Indikator für die eigene soziale Position, für die Überschreitung von Normen (Ahmed 2014b) und die Antizipation der Urteile anderer (Goffman 1963). Politiken (Ahmed 2014b) der Scham (zusammen mit Politiken der Demütigung und des Ekels, siehe auch Hughes 2015) reproduzieren soziale Hierarchien, indem sie Grenzen von Un/Anehmbarkeit und Ab/Normalität aufrechterhalten (Bourdieu 2010) und verweisen behinderte Sozialhilfeempfänger:innen auf *ihren* Platz (Tabin et al. 2020).

Betrugsvorwürfe implizieren, dass die in Anspruch genommenen Sozialleistungen gar nicht wirklich benötigt werden. Eine dis/ableistische Vorstellungswelt verdrängt die Vorstellung, dass Körperlichkeit chaotisch und unkontrollierbar ist, und spaltet dabei Behinderung klar von Nichtbehinderung ab (siehe Kapitel 1.1.2). Viele Beeinträchtigungen weisen jedoch je nach Tagesform und umweltbedingten Kontextfaktoren schwankende Symptome auf (Campbell 2009; Schweik 2009; Vidali 2010). Derartige Fluktuationen lassen sich nicht durch starre rechtliche Kategorien erfassen (Campbell 2009), die eindeutige Kriterien für den Anspruch auf Sozialleistungen festlegen (Campbell 2015). Unsichtbare und fluktuierende Beeinträchtigungen zu berücksichtigen verkompliziert Definitionen von Bedürftigkeit und Unterstützungswürdigkeit ebenso wie eine Anerkennung von Techniken der Informationskontrolle (Goffman 1963). So kann das strategische Tragen oder Entfernen einer Prothese als Ausübung von Kontrolle über die öffentliche Wahrnehmung gelesen werden (Schweik 2009), um als nichtbehindert oder behindert durchzugehen (siehe Kapitel 3.1). Und doch wird ein flexibler, bedarfsgerechter Einsatz von Hilfsmitteln oder Anpassungen als *Betrug* moralisiert und aufs Schärfste sanktioniert, wie Rebecca Maskos (2022b) am Beispiel von Teilzeit-Rollstuhlfahrer:innen zeigt. Im Falle des Reizdarmsyndroms suggeriert der Verzehr von zuvor schon einmal abgelehnten Lebensmitteln, dass die ursprüngliche Ablehnung nicht auf einer *echten* Beeinträchtigung beruhe (Vidali 2010). Mit der weitverbreiteten Annahme, dass *echte* und *vorgetauschte* Beeinträchtigungen sauber voneinander unterschieden werden können, spielt die britische Comedy-Serie „Little Britain“ und erzielt darüber zum Teil ihre komödiantische Wirkung⁵³. Die Serie weigert

53 Komödiantische Effekte hängen weitgehend vom Publikum ab – einem Publikum, das sich „Little Britain“ als nichtbehindert vorstellt. Ob „Little Britain“ Stereotype verstärkt oder den Platz behinderter Menschen in einer emotionalen Ökonomie neu verhandelt (Montgomerie 2010), kann hier nicht weiter ausgeführt werden (zum Lachen über Behinderung siehe auch Gottwald 2009).

sich generell, Beeinträchtigungen zu fixieren, zu kategorisieren oder medizinisch zu diagnostizieren und stellt behinderte Charaktere stattdessen mehrdeutig dar, etwa wenn Charaktere aus ihren Rollstühlen aufstehen, sobald persönliche Assistent:innen wegsehen (Montgomerie 2010).

Weiter empfindet eine dis/ableistische Vorstellungswelt es als unfairen Vorteil, wenn behinderte Menschen vom Wettbewerb in einer ansonsten unnachgiebigen Kultur ausgenommen sind (Maskos 2011). „Alle müssen sich immer anstrengen – „nur die Behinderten nicht““ (ebd.: 10). Schließlich wird Behinderung als eine soziale und rechtliche Kategorie *wirklich* bedürftiger Menschen – „proper paupers“ (Garland-Thomson 2002: 258) – konstruiert, deren Differenz sie sowohl von den mit Arbeit verbundenen Lasten als auch Privilegien ausschließt. In einer neoliberalen Ökonomie sind behinderte Menschen als eine der wenigen Gruppen von der Anforderung befreit, individuelle Verantwortung für ihr sozioökonomisches Wohlergehen zu übernehmen (Kolářová 2012). Diese Ausnahme von Leistungsstandards wie Selbstständigkeit und Produktivität scheint zentral für die kulturelle Panik vor *Bettelbetrug* unter Zurschaustellung sichtbarer Behinderung zu sein (Schweik 2009). Klagen über eine vermeintliche „Mitleidsmüdigkeit“ (Campbell 2015: 116; meine Übersetzung) – bilden die Grundlage für reaktive Kampagnen und Gesetzesänderungen gegen als Sonderrechte wahrgenommene Ansprüche und werden mit einer Politik der Ressentiments und einer Zunahme von *Hassverbrechen* gegen behinderte Menschen in Verbindung gebracht (Campbell 2009, 2015; siehe Kapitel 2.3.3).

Neben dem Bezug von Sozialleistungen rufen auch Maßnahmen der positiven Diskriminierung emotionale Reaktionen hervor. Derartige Nachteilsausgleiche werden als *unfairer* Vorteil missbilligt (Hochschild 2016; siehe auch Wechuli 2019). Ebenso scheinen nichtbehinderte Menschen Rollstuhlfahrer:innen um die Möglichkeit (oder besser gesagt, die Erlaubnis) zu beneiden, sich hinzusetzen zu dürfen (Campbell 2009). Der Eindruck vermeintlich *unfairer* Vorteile könnte den bisweilen absurd Widerstand erklären, mit dem behinderte Menschen konfrontiert sind, wenn sie versuchen, angemessene Vorkehrungen durchzusetzen, um Zugänglichkeit trotz Barrieren herzustellen (siehe Kapitel 2.1.1.1). Kay Inckle (2018) rätselt, ob ihre Anfragen und Nachfragen zur Zuteilung barrierefreier Räume von Verwaltungsmitarbeiter:innen als unangemessene Forderungen wahrgenommen werden, da unproduktive Telefon- und E-Mail-Konversationen oft zu formellen Beschwerdeverfahren eskalieren. „This unspoken belief then leads to assumptions that my request for accessible rooms is really just me being awkward/difficult and placing an unnecessary burden on someone else’s workload“ (ebd.: 1374).

Und schließlich moralisiert die dis/ableistische Vorstellungswelt Erwerbslosigkeit (Soldatic/Meekosha 2012; Sandle/Day/Muskett 2018; Tabin et al. 2020), wenn Lohnarbeit als Gegenpol zum Bezug von Sozialleistungen gedacht wird. Vor diesem Hintergrund empfinden manche behinderte Menschen eine eingeschränkte Erwerbsfähigkeit als persönliches Versagen (Tabin et al. 2020). „[A]usterity porn“ (Sandle/Day/Muskett 2018: 65) assoziiert eher Arbeitslosigkeit als materiellen Mangel mit unangenehmen Emotionen, und jeden Schritt in Richtung Lohnarbeit mit angenehmen Emotionen. Derartige Fernsehprogramme rahmen Maßnahmen zur Beschäftigungsförderung als Maßnahmen, „um sich besser zu fühlen“ (ebd.: 68; meine Übersetzung), und setzen Erwerbsfähigkeit mit Unabhängigkeit (siehe Kapitel 1.1.2) und Glück (siehe Kapitel 2.2) gleich (ebd.). Behinderte Sozialleistungsempfänger:innen werden stattdessen der Untätigkeit und des Simulant:innentums bezichtigt (Runswick-Cole/Goodley 2015b; Aho 2017; Raisborough/Ogden/Guzman 2019) – beispielsweise wird die Nutzung von E-Rollstühlen nicht als benötigte Mobilitätshilfe sondern als Beweis für die *Faulheit* der dargestellten Charaktere gelesen (Raisborough/Ogden/Guzman 2019)⁵⁴.

Historisch gesehen wurde Erwerbslosigkeit jedoch als charakteristisch für behinderte Menschen konstruiert (Soldatic/Meekosha 2012). In historischer Kontinuität legitimierte ein entsprechender Behinderungsstatus die Ausnahme von Bettelverboten (Schweik 2009). Bis dato wird Behinderung damit assoziiert, Sozialleistungen zu *verdienen* – eine Assoziation, die auch die materiellen Bedürfnisse behinderter Menschen als legitim anerkennt (Garland-Thomson 2002; Schweik 2009; Kolářová 2012; Raisborough/Ogden/Guzman 2019). Das Label Lernbehinderung kann beispielsweise als ein Label der Nachsicht gelesen werden, das ein kulturelle Narrativ des *Ausnutzens* von Sozialleistungen durchbricht und stattdessen darauf verweist, dass diese Sozialleistungen wohlverdient in Anspruch genommen werden (Runswick-Cole/Goodley 2015b). Auf behinderte Menschen abzielende Kürzungen von Sozialleistungen (siehe Kapitel 2.3.1) sind daher oft nicht mehrfähig (Raisborough/Ogden/Guzman 2019).

54 Ebenso werden Vorstellungen von Übergewicht als abjekt (siehe Kapitel 1.1.3) mobilisiert, um Ansprüche auf Sozialleistungen anzufechten. Gewichtszunahme wird hier oft als Ursache von Krankheit dargestellt, selbst wenn das Gegenteil der Fall ist (Raisborough/Ogden/Guzman 2019). Eine dickenfeindliche Kultur gibt übergewichtigen Menschen die Schuld für ihre Körperfülle. Obwohl Übergewicht oft erblich bedingt ist oder mit Benachteiligungen zusammenhängt, werden seine Ursachen individualisiert und moralisiert (siehe Kapitel 1.2.1). Solange sie nicht danach streben abzunehmen, werden übergewichtige Menschen als *faul* diffamiert (Mollow 2015).

Überblickend lässt sich sagen, dass die Individualisierung von Verantwortung für das soziale Problem Behinderung auf die mit Behinderung verbundenen sozioökonomischen Benachteiligungen ausgedehnt wird. Eine Mobilisierung aversiver Emotionen wie Ekel oder Scham zieht Ansprüche auf soziale Unterstützung in Zweifel. Behinderte Menschen werden verdächtigt, Sozialleistungen in unfairer Weise *auszunutzen* – erwerbslos zu sein, weil sie keiner Erwerbsarbeit nachgehen *wollen* – und sich ungerechtfertigte Vorteile zu verschaffen, etwa durch Maßnahmen positiver Diskriminierung.

1.2.3 *Glaube an eine gerechte Welt und grausamer Optimismus*

Wenn die Entinnerung von Differenz und Ungleichheit durch eine dis/ableistische Kultur erklärt wird, sind auch behinderte Menschen Teil dieser Kultur. Im Folgenden fasse ich die Konzepte des Glaubens an eine *gerechte* Welt als Anzeichen für eine Verstrickung behinderter Menschen in die Individualisierung von Verantwortung für ihren Behinderungsstatus (siehe Kapitel 1.2.1) sowie grausamen Optimismus als Anzeichen für eine Verstrickung behinderter Menschen in die Individualisierung von Verantwortung für ihre sozioökonomische Lage (siehe Kapitel 1.2.2). Dazu erläutere ich beide Konzepte, die diese Verwicklung erklären sollen, als drittes Moment einer Entinnerung von Differenz und sozialer Ungleichheit, liefere einige Beispiele (hauptsächlich bezogen auf eine neoliberalen *Entwicklung*) und erläutere insbesondere, inwiefern Optimismus grausame Folgen hat (nämlich, wenn konkurrierende politische Ansprüche behinderter Menschen zurückgestellt werden).

Glaube an eine gerechte Welt als Verstrickung in eine Entinnerung von Differenz

Ein Hinweis darauf, dass Nichtbehinderung in der dis/ableistischen Vorstellungswelt verpflichtend ist, liegt darin, Differenz als individuelle Entscheidung zu moralisieren (siehe Kapitel 1.2.1). Darüber hinaus lässt der Glaube an eine *gerechte* Welt nichtbehinderte Menschen Schuldgefühle über ihre eigene Verstrickung in die Benachteiligung und Diskriminierung behinderter Menschen verdrängen. Um diesen Glauben nicht zu erschüttern, müssen Gründe dafür gefunden werden, dass anderen Menschen schlimme (und potenziell traumatische) Dinge

widerfahren (Watermeyer/Swartz 2008, 2016). Dabei werden behinderte und (chronisch) kranke Menschen zu Kompliz:innen gemacht, wenn sie entweder sich selbst für ihren Gesundheits- oder Behinderungsstatus die Schuld geben oder anderen behinderten Menschen für deren Gesundheits- oder Behinderungsstatus. Eine derartige Selbstbeschuldigung, z.B. für durch Unfälle oder schwere Krankheiten erworbene Beeinträchtigungen selbst verantwortlich zu sein (Watermeyer/Swartz 2008, 2016), kann sich erträglicher und daher wünschenswerter anfühlen als die Erkenntnis, dass sich Gesundheit und Krankheit der eigenen Kontrolle entziehen (Wendell 1996; siehe Kapitel 1.1.1), und auch als eine Wahrnehmung der ganzen Welt als unberechenbar und gefährlich (Watermeyer/Swartz 2008, 2016). Alison Kafer (2021) denkt über ihr Bestreben nach, von medizinischem Personal als nicht für die Amputation ihrer Beine verantwortlich angesehen zu werden. Auf die Anerkennung zu bestehen, keine Schuld an ihrer Beeinträchtigung zu tragen, impliziert dabei, dass *andere* behinderte Menschen in der Tat für ihre Beeinträchtigungen selbst verantwortlich zu machen sind.

Last year I fell seriously ill, a mystery infection raging in my stump. Doctors, nurses, physician assistants all reminded me that I need to take better care of my diabetes, that if I'm not careful they'll have to reamputate. But I don't have diabetes, I would respond, my amputations aren't from diabetes, my voice rising with each repetition of the statement. How much of my response was about wanting to make sure the doctors were seeing me, and how much was about making sure they were seeing my innocence? (ebd.: 418).

Grausamer Optimismus als Verstrickung in eine Entinnerung von sozialer Ungleichheit

Mehrere Autor:innen der Disability Studies stützen sich auf Lauren Berlants (2011; meine Übersetzung) Begriff des „grausamen Optimismus“, um zu erklären, warum behinderte Menschen politische Ziele als erstrebenswert empfinden, die ihrem eigenen Wohlergehen abträglich sind. Grausamer Optimismus zeichnet sich durch eine toxische affektive Verbundenheit mit Sehnsuchtsobjekten aus – einschließlich angestrebter politischer Ziele (Fritsch 2013b; Goodley 2014; Kolářová 2014; Runswick-Cole/Goodley 2015a). Besonders hilfreich ist dieser Begriff, um zu verstehen, warum (einige) behinderte Menschen von neoliberalen Sozialleistungsreformen und Austeritätsmaßnahmen überzeugt sind (Goodley 2014; Kolářová 2014; Runswick-Cole/Goodley 2015a; Kolářová/Wiedlack 2016). Behinderte Sozialleistungsempfänger:innen können sich einer allgemeinen Infragestellung von Ansprüchen auf Sozialleistungen (siehe Kapitel 1.2.2) verschreiben, wodurch

sie quasi ihre eigene Lebensgrundlage infrage stellen (Hochschild 2016; siehe auch Wechuli 2019). Ein hierzu passendes Beispiel liefert Arlie Hochschilds (2016) Übertrag ihres Begriffs der Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1) auf die sogenannte Tea-Party-Bewegung in den Vereinigten Staaten. Ein Hauptinformant ihrer Studie wurde unrechtmäßig entlassen, nachdem er im Arbeitskontext eine Beeinträchtigung erworben hatte. Um Behandlungskosten zu sparen, kündigte das Unternehmen seinen Arbeitsvertrag unter einem Vorwand. Diese Unrechtmäßigkeit änderte seine Meinung über Sozialleistungen jedoch nicht, für deren Erhalt er sich schämte. „He knew liberal Democrats wanted him to care more about welfare recipients, but he didn't want their PC [political correctness; Y. W.] rules telling him who to feel sorry for“ (ebd.: 35). Grausamer Optimismus entfaltet seine Kraft insbesondere in Zeiten des Umbruchs, wie Katerina Kolářová (2014) für die postsozialistische Tschechische Republik skizziert. Dort schlossen sich viele behinderte Menschen, darunter auch die staatlich anerkannte Selbstvertretungsorganisation Svaz Invalidů („Union der Behinderten“), einer Euphorie über geplante neoliberalen Reformen an. Zur Legitimation dieser Reformen bedienten sich die politisch Verantwortlichen an Metaphern rund um Krankheit und Behinderung, mit denen sie Steuerschulden und andere Versäumnisse des sozialistischen Staates umschrieben. Moralisierende Metaphern rund um Rehabilitation und Heilung dienten hier als Scham, Schuld und Abscheu vermittelnde „narrative Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung).

What I argue is that the notion of the bad and failed past is too comfortable and too tidy and serves only the ideology of capitalist recovery that prescribes only one version of futurity, a futurity – I argue – that is constructed upon the abjection of cripness (Kolářová 2014: 272f.).

Weiter kann grausamer Optimismus im Spiel sein, wenn Behinderung als legitime Ausnahme von individueller Verantwortlichkeit für das eigene sozioökonomische Wohlergehen gesetzt ist (siehe Kapitel 1.2.2). Im tschechischen Beispiel werden etwa Rom:nja als um knappe gesellschaftliche Ressourcen konkurrierende, aber nicht legitim anspruchsberichtigte Gruppe hingestellt. Dabei verstrickt die Kontrolle und Verteidigung der Exklusivität einer vermeintlich legitimen Ausnahme von ableistischen Leistungsstandards – anstelle einer Infragestellung ebendieser ableistischen Leistungsstandards – behinderte Menschen in eine Individualisierung von Verantwortung für den eigenen sozioökonomischen Status (Kolářová 2012).

Weltweit werden Austeritätsmaßnahmen durch affektive Bindungen begünstigt, beispielsweise durch einen verpflichtenden Optimismus, der mit Vorstellungen von *Entwicklung* verbunden ist. Bis heute rechtfertigen Selbsthilfepotenziale den Rückbau von Wohlfahrtsstaaten in zu

entwickelnden Ländern⁵⁵ (Chaudhry 2015; Kolářová/Wiedlack 2016). Grausamer Optimismus in Bezug auf neoliberalen Wohlfahrtsreformen kann auch dort im Spiel sein, wo soziale Absicherung nie staatlich gewährleistet wurde. Bei ihrer Analyse von der Weltbank geförderter Selbsthilfegruppen für behinderte Menschen in Indien beobachtet Vandana Chaudhry (2019) eine affektive Bindung an die Idee, dass *Entwicklung* für alle zugänglich sei.

Die Grausamkeit von Optimismus offenbart sich, wenn dieser enttäuscht wird. Neoliberalen Wohlfahrts- und Workfare-Reformen (siehe Kapitel 1.2.2) sollen Beschäftigung und eine starke Zivilgesellschaft fördern. Jedoch bleibt die Teilhabe an Beschäftigung und Freiwilligenarbeit für viele behinderte Menschen ein unerfülltes Versprechen, beispielsweise im Vereinigten Königreich (Runswick-Cole/Goodley 2015a). „Cruel optimism inevitably leads to some down emotional spaces – forms of political depression – the realisation that work and shopping no longer work for us“ (Goodley 2014: 66). Ebenfalls unerfüllt bleiben Versprechen von *Entwicklung* (Kolářová/Wiedlack 2016), die darüber hinaus Besatzung und erzwungene Assimilierung legitimieren, beispielsweise über die Verfügbarmachung moderner westlicher Medizin (Fanon 1965). Daher sollten die Disability Studies sich mit dem epistemischen kolonialen Erbe in der Wissensproduktion auseinandersetzen. „The development fantasy continues to colonise the lives of disabled and racialised communities“ (Kolářová/Wiedlack 2016: 125). Gerade eine Ausrichtung auf Selbsthilfe belastet behinderte Menschen und ihre Gemeinschaften – und insbesondere Frauen – mit zusätzlicher immaterieller Arbeit wie beispielsweise Emotionsarbeit (Chaudhry 2015; Kolářová/Wiedlack 2016; siehe Kapitel 2.1).

Auch wenn Versprechen nicht eingelöst werden können, wirken toxische affektive Bindungen an politische Ziele aufschiebend auf konkurrierende Ansprüche. Kelly Fritsch (2013b: 135) untersucht, wie behinderte Menschen in das politische Ziel der Barrierefreiheit verstrickt sind, die durch das „International Symbol of Access (ISA)“ symbolisiert wird, obwohl dieses Zeichen eher ausgrenzende als inklusive Räume schafft (siehe Kapitel 2.3.2).

Cruel optimism is a politics of deferral for disability. By making hope and happiness that which the ISA can deliver, disabled people hold back from forcing the contradictions of the ISA that confront them in their lives. Through the hope and

55 Katerina Kolářová und Katharina Wiedlack (2016) streben eine Neuaustrichtung affektiver Bindungen an, indem sie sich Rückständigkeit, Chronizität und Stagnation aneignen, um durch koloniale und rassifizierte Gewalt fortwährend erzeugten Kränkungen etwas zu entgegnen.

happiness invested in the ISA, any future crip utopia is always already deferred (ebd.: 146).

So stellte die tschechische Politik, die nach *Heilung* und Glück (Ahmed 2010, siehe Kapitel 2.2) strebte, die politischen Ansprüche behinderter Menschen und ihre Kritik am postsozialistischen Staat zurück. Behinderete Menschen ermahnten sich selbst, geduldig zu sein, um die postsozialistische Gesellschaft nicht zu belästen (Kolářová 2014). Da in diesen Zeiten des Umbruchs nicht nur Optimismus, sondern auch Nichtbehinderung als verpflichtend (siehe Kapitel 1.2.1) beschworen wurde, wurden politische Positionierungen behinderter Menschen im Sinne eines Cippings (siehe Kapitel 3.2) verunmöglicht. Kateřina Kolářová (2014: 265) ordnet die tschechische Politik daher als grausam für behinderte Menschen ein. “The price for social belonging and the symbolic (self-)inclusion into the affective public was, in a cruel paradox, the impossibility of expressing any political demands that would reveal the violence of ableism” (ebd.: 266)

Rekapitulierend lässt sich sagen, dass die Disability Studies eine dis/ableistische Kultur konstatieren, vor deren Hintergrund das Übersehen von Differenz und Ungleichheit Sinn ergibt. Der Glaube an eine *gerechte* Welt soll die Verstrickung behinderter Menschen in die Individualisierung von Verantwortung für ihren eigenen Behinderungsstatus erklären. Darüber hinaus wird der Begriff des grausamen Optimismus verwendet, um die affektive Bindung behinderter Menschen an politische Versprechen zu vermitteln, die unerfüllt bleiben oder sich sogar nachteilig auf ihr Wohlbefinden auswirken.

1.2.4 Ausblendung des Zusammenhangs zwischen Behinderung und Armut

Als viertes Moment entinnerter Differenz und sozialer Ungleichheit fasse ich hier die Unsichtbarmachung des Zusammenhangs von Behinderung und Armut in der dis/ableistischen Vorstellungswelt. Nach einer individualisierten Verantwortung für Differenz (siehe Kapitel 1.2.1) bzw. für soziale Ungleichheit (siehe Kapitel 1.2.2) sowie der Verstrickung behinderter Menschen in diese Individualisierung (siehe Kapitel 1.2.3), umreiße ich im Folgenden, wie sichtbare Hinweise auf behinderte Menschen *als* arm, aber auch auf arme Menschen *als* behindert ausgebendet werden. Während ich als umstrittene Unterstützungswürdigkeit diskutiere, wenn behinderte Menschen für ihre benachteiligte sozioökonomische Lage individuell verantwortlich gemacht werden

(siehe Kapitel 1.2.2), geht es hier um die Ausblendung, dass Behinderung und Armut im gegebenen gesellschaftlichen Kontext zusammenhängen, was zuweilen als *Teufelskreis* beschrieben wird⁵⁶. Im Folgenden zeichne ich anhand sehr unterschiedlich gelagerter Beispiele nach, inwiefern sich eine derartige Ausblendung feststellen lässt (etwa als Verdrängung sichtbar behinderter armer Menschen aus dem öffentlichen Raum, als Unterschlagung des statistischen Zusammenhangs oder als Reduktion von Behinderung auf Metaphern in literarischen wie filmischen Analysen) und wie diese erklärt werden (etwa als Schuldabwehr oder Mobilisierung von Ekel)

Verdrängung von sichtbar behinderten Bettler:innen aus dem öffentlichen Raum

Um den Zusammenhang zwischen Behinderung und Armut auszublenden, werden arme behinderte Menschen aus der Öffentlichkeit verdrängt. Historisch gipfelte diese Verdrängung in den sogenannten „ugly laws“ (Schweik 2009; siehe Kapitel 1.2.2), die *unansehnliche* (und somit häufig behinderte) Bettler:innen buchstäblich von den Straßen vieler US-amerikanischer Städte verbannten (ebd.; siehe Kapitel 2.3.2). Autor:innen der Disability Studies erklären derartige Verdrängungsprozesse über eine Abwehr von Schuldgefühlen (Murphy 1995; Garland-Thomson 2009; Schweik 2009) oder eine Mobilisierung von Ekel (Murphy 1995; Schweik 2009; van Dam 2016). In Anlehnung an Emmanuel Lévinas (1981) stelle der Anblick (unansehnlicher) Bettler:innen eine ethische Forderung dar. In Abwesenheit öffentlicher Sozialfürsorge in den Vereinigten Staaten zu jener Zeit erinnere jede sichtbare Verbindung zwischen Behinderung und Armut nichtbehinderte Menschen an ihre eigene ethische Verantwortung. Aus diesem Grund sei Bettelei als eine das angenehme Leben der Bessergestellten störende Belastung empfunden worden oder sogar als eine *feindselige* Geste armer oder behinderter Menschen (Schweik 2009). Robert Murphy (1995) ist überzeugt, dass Begegnungen mit behinderten Menschen bei nichtbehinderten Menschen Schuldgefühle hervorrufen, da sie nicht das Pech hatten, in einer ungleichen Gesellschaft eine Beeinträchtigung zu erwerben. Auf ein Anstarren von Menschen mit ungewöhnlichen Verkörperungen folgt oft schnell ein schuldbewusstes Wegschauen oder sogar eine „visuelle Flucht“ (Garland-Thomson 2009: 115; meine

56 Trotz der allgemein plausiblen Annahme eines *Teufelskreises* zwischen Behinderung und Armut spricht Shaun Grech (2016: 6) von „guesstimates“, da diese Annahme selten durch spezifischere und solidere Daten gestützt wird – zumindest für die im Globalen Süden lebende Mehrheit behinderter Menschen.

Übersetzung). Das Wegschauen verweigere den Angestarrten aktiv die Anerkennung, doch eine auf diese Weise abrupt abgebrochene Interaktion kann wiederum unangenehme Gefühle wie Reue hervorrufen und die Starrenden noch lange beschäftigen (ebd.).

Eine Verdrängung von mit eigenen Privilegien verbundenen Schuldgefühlen wird in den Disability Studies insbesondere im Zusammenhang mit Freizeit- und Erholungsorten diskutiert (Murphy 1995; van Dam 2016). „In the often-brutal argot of our own age, the severely disabled are ‘downers’; they depress people and are best kept away from places of relaxation and enjoyment“ (Murphy 1995: 154). In Senegals Hauptstadt Dakar werden *unansehnliche* behinderte Bettler:innen kontinuierlich (und gewaltsam) vertrieben, um das wirtschaftliche Potenzial des Tourismus⁵⁷ zu schützen (van Dam 2016). „That is, the sight of this debris cannot but keep away French tourists who would find *un-sightly* any signs of what amounts to their own imperial debris“ (ebd.: 214; meine Hervorhebung).⁵⁸

Mehrere Autor:innen argumentieren, dass Ekel mobilisiert werde, um den Zusammenhang von Behinderung und Armut aus der Öffentlichkeit zu verdrängen (Murphy 1995; Schweik 2009; van Dam 2016). Die Originalversion der „ugly laws“ (Schweik 2009) stützte sich auf diese Emotion⁵⁹, um eine biologische Universalität statt einer individuellen Verantwortlichkeit für Gefühle zu suggerieren. Ekel enthält ein normatives kulturelles Urteil (siehe Kapitel 1.1.3), das sich oft gegen die Person – nicht nur gegen deren Verhalten – richtet (ebd.). So werden

-
- 57 Als Beispiel für eine ähnliche Ausgrenzung behinderter Menschen von Erholungsorten im deutschen Kontext lässt sich hier das sogenannte Frankfurter Behindertenurteil nennen, bei dem die Anwesenheit schwerbehinderter Menschen in einem Hotel als erstattungsfähiger Reisemangel anerkannt wurde (siehe z.B. Köbsell 2022).
- 58 Die Körperpolitik im Senegal lässt sich als eine Bevorzugung hygienischer, ästhetischer und ordentlicher Subjekte (siehe Kapitel 1.1.3) diskutieren – in Einklang mit dem im postkolonialen frankofonen Kontext etablierten französischen Universalismus und Säkularismus (van Dam 2016). “[V]isible difference often contends with the principles of French universalism and *laïcité* (secularism) – principles that insist on a body politic stripped of its possible religious, cultural, or personal affiliations and resulting in a ‘model’ that is visibly Franco-French (white), male, able-bodied, and in all other ways ‘fit’“ (van Dam 2016: 211; ihre Hervorhebung).
- 59 Ähnliche Verordnungen untersagten Zurschaustellungen von sichtbarer Behinderung oder Krankheit, die eher Neugier als Ekel erregten (Schweik 2009) – wobei Ekel und Neugier (oder Begehr) ohnehin miteinander verbundene Emotionen darstellen (siehe Kapitel 1.1.3).

unansehnliche Bettler:innen im Senegal als *abhängig, schmutzig, ekelhaft* und *abjekt* dargestellt und aus der öffentlichen Wahrnehmung entfernt, inhaftiert oder vertrieben (van Dam 2016).

Entinnerung sozial ungleich verteilter Risiken Beeinträchtigungen zu erwerben

Neben einer physischen Verdrängung lässt sich die Ausblendung des Zusammenhangs von Behinderung und Armut auch auf einer Bewusstseinsebene nachzeichnen. Nicht nur Hinweise auf mit Behinderung verbundene sozioökonomische Benachteiligungen werden in der dis/ableistischen Vorstellungswelt entinnert, sondern auch das sozial ungleich verteilte Risiko, behindert zu werden. Während der erste Fall auf Differenz basierende soziale Ungleichheit ausblendet, geht es im zweiten Fall um Beeinträchtigungen, die ihren Ursprung in sozialer Ungleichheit haben. Dabei ist die Frage danach, wie Menschen Beeinträchtigungen erwerben, für die Disability Studies relevant (Kafer 2021), und zwar insbesondere im Zusammenhang mit Forderungen nach einer affirmativen Neubewertung von Behinderung (siehe Kapitel 3.2).

How are people becoming disabled, debilitated, run down, worn out by violence both fast and slow: capitalist exploitation, environmental racism, war, state violence, policing, infrastructural neglect, gender violence, denial of health care? And under such conditions, conditions that do not fall equally, what can it possibly mean to desire disability? (ebd.: 419).

Welche sozialen Gruppen haben nun ein erhöhtes Risiko, behindert zu werden? Autor:innen der Disability Studies setzen sich kritisch mit der ungleich hohen Prävalenz von Beeinträchtigungen als Folge von Ausbeutung⁶⁰ oder Gewalt bei verarmten Bevölkerungsgruppen im Globalen Süden⁶¹ auseinander (Carrigan 2010; Connell 2011; Meekosha

-
- 60 Im Globalen Süden ist die Beschäftigung im informellen Sektor – und somit außerhalb der Reichweite der meisten Gesetze und politischen Maßnahmen zur Regelung von Arbeitszeiten, Bezahlung, Arbeitssicherheit und Zugang zu Gesundheits- und Sozialleistungen – eher die Regel als die Ausnahme (Schlyter 2002). Nichtsdestotrotz gibt es auch im Globalen Norden gesundheitsgefährdende Arbeitsbedingungen, z.B. für die sogenannten „working poor“ (Puar 2017: 16).
 - 61 Die dialektischen Begriffe des Globalen Nordens und des Globalen Südens beschreiben weniger geografische Orte als vielmehr asymmetrische Machtverhältnisse in einer globalisierten Welt im gegebenen postkolonialen Moment. So prägt die koloniale Vergangenheit nicht nur gegenwärtige Ungleichheitsverhältnisse, sondern auch nach Ende der Kolonialzeit in modifizierter Form fortbestehende neokoloniale Herrschaftspraktiken (Meekosha 2011).

2011; Grech 2015; Puar 2017) wie auch bei indigenen (Connell 2011; Meekosha 2011; Soldatic 2015; Weaver 2015; Soldatic 2020) und rassifizierten Bevölkerungsgruppen (Hutson 2011; Erevelles 2014) im Globalen Norden. Das Risiko, Opfer von Gewalt zu werden, ist auch in Kriegszeiten verschärft (Quayson 2002; Gorin 2010; Gorman/Udegbé 2010; Berghs 2011; Puar 2017; Kafer 2021). Vertriebene sind in ihrer Heimatregion und auf ihrer Flucht vielen Risiken für ihre leibliche Unversehrtheit ausgesetzt (Pisani/Grech/Mostafa 2016). Aber auch bei Ankunft in den jeweiligen Aufnahmegeringen sind Fluchtmigrant:innen oft ausbeuterischen, potenziell gesundheitsgefährdenden Arbeitsbedingungen ausgesetzt⁶² (Yeo 2015), während ihnen kein gleichberechtigter Zugang zu Gesundheitsversorgung gewährt wird (Schüller 2017). Der Blick auf (rassifizierte) gesundheitsgefährdende Arbeit in einer globalisierten Marktwirtschaft, moderne Kriegsführung, eugenische Einwanderungsregime oder Arzneimitteltests an menschlichen Versuchspersonen wirft die Frage auf, von welcher intersektionalen Position aus behinderte Menschen Rechte – etwa auf Nicht-Diskriminierung oder Gleichstellung – einfordern können (Fritsch 2015). “[W]ho gets to have grievances about particular forms of disabled oppression and structural ableism” (ebd.: 15).

Einige Autor:innen der Disability Studies bedienen sich des Begriffspaares „debilitation“⁶³ und „capacitation“ (Puar 2017: 2; zu erstem Begriff siehe auch Livingston 2010) um die ungleich verteilten Risiken zu beschreiben, behindert zu werden (Kafer 2021), oder aber um gleichzeitige Prozesse der Befähigung und Entkräftigung zu analysieren: Während manche behinderte Menschen befähigt werden, werden andere *debil* gemacht (Fritsch 2013b, 2015, 2017; Chaudhry 2018). In Anlehnung an Lauren Berlants (2007: 754; meine Übersetzung) Begriff des „langsamsten Todes“, bezieht sich „debilitation“ (Puar 2017: 2) darauf, wie ganze Bevölkerungsgruppen in langwierigen Prozessen zerstört werden. So rehabilitieren Organhandel, Prothesenindustrie und Sorgearbeit in einer globalisierten Marktwirtschaft gewisse Gruppen behinderter Menschen, lassen aber andere Menschen beeinträchtigt zu-

-
- 62 In einwanderungsfeindlichen Kontexten erscheinen solche Gesundheitsgefährdungen eher beabsichtigt als zufällig (Mayblin/Wake/Kazemi 2020).
- 63 Jasbir Puar (2017) unterscheidet Debilitation von Disablismus, wobei sie letzteren als allmähliche Annahme einer behinderten Identität zu verstehen scheint – und somit Behinderung mit beispielsweise durch Unfälle plötzlich erworbenen Beeinträchtigungen gleichsetzt. Diese Konzeptionen sind weder mit den Theoretisierungen der Disability Studies von Disablismus noch Behinderung vereinbar. Da ich mich hauptsächlich für Puars Beitrag über Debilitation interessiere, übergehe ich hier diese grundlegenden Diskrepanzen.

rück (ebd.) – beispielsweise auch durch eine ungleiche Verteilung erschöpfender (vergeschlechtlichter) Emotionsarbeit (Johnson/McRuer 2014a; siehe Kapitel 2.1).

The shifting economy under neoliberalism is also about service and exhausting affective labor (smile! take care of me!) – labor that continues to be gendered female. Crip theory in this crisis should ask *who cares*: literally, who performs service work, but also, more coarsely, who gives a shit about you and your need to be smiled at? Which bodies/minds/impairments in this moment of crisis will count as authentically and publicly disabled? Which will not? (ebd.: 132).

Um einem „langsamem Tod“ (Berlant 2007: 754; meine Übersetzung) zu entgehen, arbeiten behinderte Menschen darüber hinaus selbst an ihrer eigenen Befähigung (durch Heilbehandlungen und Hilfsmittel) – und verteidigen ihre wenigen Privilegien auch über eine affektive Bindungen an eine neoliberalen Agenda (siehe Kapitel 1.2.3). Eine derartige Betrachtung zeitgleicher Prozesse der Befähigung und Entkräftigung stellt dabei gängige Auffassungen von Behindertenbewegungen infrage (Fritsch 2015).

[W]ithin disability studies and disability rights movements, the everyday conceptualization of disability is typically characterized as an oppressed disabled person working against structural ableism and the medical-industrial complex that seeks to cure, alter, and rehabilitate a body that is abnormal or lacking (Fritsch 2015: 26).

Autor:innen der Disability Studies würdigen Jasbir Puar (2017) Weiterentwicklung von Lauren Berlants (2007) Werk. Mit dem Begriffs-paar „capacitation“ und „debilitation“ (Puar 2017: 2) lassen sich parallele Prozesse von Befähigung und Entkräftigung beschreiben, die als gut geeignet eingeschätzt werden, um sowohl die Erschöpfung durch als auch anhaltende affektive Bindung an neoliberalen *Entwicklung* auszudrücken (Goodley/Lawthom/Runswick-Cole 2014b). Allerdings lässt sich die Verwendung von Behinderung als Untersuchungsobjekt statt Untersuchungssubjekt kritisieren (Goodley et al. 2019).

Puar's work is symptomatic of an approach to the study of disability that uses disability and linked phenomena such as debility as referential objects in order to advance another kind of argument and form of cultural praxis. The *Right to Maim* reads mainly as a critique of violent nation-states and the production of debility (rather than a development of the potential of disability politics). [...] This has led us to ask of scholars engaged with disability: why are you here? (ebd.: 981; deren Hervorhebung).

Post-/koloniale Entinnerungsprozesse

Autor:innen der Disability Studies beschäftigen sich mit ungleich verteilten Risiken, behindert zu werden, um darauf hinzuweisen, dass diese Ungleichheiten nicht nur zufällig übersehen, sondern absichtlich nicht

gesehen werden (Gorman/Udegbe 2010; Hutson 2011; Meekosha/Soldatic 2011; van Dam 2016; Soldatic 2020). Christiane Hutson (2011: 404; ihre Hervorhebung) attestiert „post/colonial *Entinnerungsprozesse*“, um ein Vergessen der Art und Weise zu beschreiben, wie Colonialismus und seine Nachwirkungen People of Colour durch rassistischen Stress, Ausbeutung und Gewalt krank machen und behindern. In ähnlicher Weise liest Karen Soldatic (2020) die Diskriminierung indigener Australier:innen im australischen Workfare-Staat als Ausradieren historischer Prozesse der Enteignung mitsamt deren gegenwärtigen Auswirkungen auf soziale Ungleichheitslagen. Obwohl die unverhältnismäßig hohe Prävalenz von Beeinträchtigungen in indigenen Bevölkerungsgruppen in stark medizinisch geprägten Diskursen hervorgehoben wird, wird diesen Gruppen häufig der Zugang zu Erwerbsunfähigkeitsrenten verwehrt, die weniger punitiv – im Sinne von strafend – sind als Sozialleistungen der Arbeitslosenhilfe. Auf globaler Ebene lässt sich ebenfalls unterstellen, dass die Ursachen unverhältnismäßig hoher Prävalenzen von Beeinträchtigungen in benachteiligten Bevölkerungsgruppen ausgeblendet werden, wenn diese auf post- und neokolonialen Menschenrechtsverletzungen beruhen wie beispielsweise dem ungleichen Zugang zu genügend und gesunder Nahrung oder zu fruchtbarem Ackerland (Meekosha/Soldatic 2011). “[I]mpperialism and colonialism stand as root causes of massive violations of human rights, famines, malnutrition and the ecological degradation of indigenous land and as the root cause of growing impairment in the global South” (ebd.: 1394).

„[P]ost/colonial *Entinnerungsprozesse*“ (Hutson 2011: 404; ihre Hervorhebung) entfalten sich weiter auf einer literarischen (Gorman/Udegbe 2010) wie filmischen (van Dam 2016) Ebene. Im postkolonialen frankofonen afrikanischen Film sind Charaktere mit körperlichen Beeinträchtigungen etwa omnipräsent (ebd.). Und zwei beliebte Figuren der postkolonialen Belletristik stellen Behinderung in lokal spezifischen Geschichten und Symbolen (Gorman/Udegbe 2010), aber auch in homogenisierten postkolonialen afrikanischen Kriegen (Mbembe 2001) dar, nämlich „die postkoloniale Amputierte“ (Gorman/Udegbe 2010: 309; meine Übersetzung) und „die hybride Verrückte“ (ebd.). Behinderte postkoloniale Verkörperungen rufen eine gewalttätige Geschichte (Berghs 2011), (neo)koloniale Gewalt durch Krieg oder Verarmung (Gorman/Udegbe 2010), neokoloniale Gier oder

(inter-)nationale Bio- und Nekropolitiken⁶⁴ (van Dam 2016) in Erinnerung.

Allerdings wird die Allgegenwart behinderter Charaktere im postkolonialen frankofonen afrikanischen Film von den meisten Filmkritiker:innen ausgeblendet, da diese als bloße Metaphern für den postkolonialen Nationalstaat gelesen werden (ebd.). In der postkolonialen Belletristik wird Behinderung ebenfalls als „narrative Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung) für den post/kolonialen Moment (Gorman/Udegbe 2010) eingesetzt (und überwunden). “[T]he disabled woman as a sign that ‘Angola will be OK’ displaces the possibility of representing the violence, injury, and disablement that real people experience in war” (ebd.: 320). Und auch in der journalistischen Berichterstattung lässt sich beobachten, dass solche konkreten Kriegserfahrungen ausgeblendet werden. Während in Folge des medizinischen Fortschritts immer mehr (US-amerikanische) Veteran:innen selbst mit schweren Beeinträchtigungen überleben, unterliegt die Verbreitung von Bildmaterial, das tote oder verletzte Soldat:innen und Zivilist:innen zeigt, zunehmend einer Zensur. Sichtbare Wunden, Narben und Beeinträchtigungen erinnern an Traumata und widerlegen somit euphemistische militärische Diskurse eines „sauberen Krieges“ (Gorin 2010: 5; meine Übersetzung) oder von „Kollateralschäden“ (ebd.). Vertriebene sind potenziell militärischer Gewalt und vielen anderen Gesundheitsrisiken ausgesetzt. Gleichzeitig bleiben behinderte Fluchtmigrant:innen in offiziellen Statistiken unsichtbar und von den Unterstützungsstrukturen für geflüchtete sowie für behinderte Menschen⁶⁵ ausgeschlossen (Yeo 2015; Köbsell 2019), was sich ebenfalls als Entinnerung diskutieren lässt (Afeworki Abay/Schüller/Wechuli 2021).

Auch die metaphorische Ausblendung des Zusammenhangs zwischen Behinderung und Armut wird in den Disability Studies als Abwehr von Schuldgefühlen und eigener Verantwortung diskutiert (Murphy 1995; Marks 1999; Quayson 2002; Schweik 2009). So drückt postkoloniale Belletristik Komplizenschaft und Mitschuld für postkoloniale Behinderung aus (Quayson 2002).

-
- 64 Der Begriff der Nekropolitik (Mbembe 2003) erweitert Foucaults (1978) Begriff der Biopolitik. Beide Begriffe beschreiben moderne Formen der politischen Steuerung, die Bevölkerungen leben oder sterben lassen, z.B. durch staatliche Gesundheitspolitik oder Kriegsführung gegen lebensnotwendige Infrastrukturen (Puar 2017).
 - 65 Die Träger der Behindertenhilfe haben erst in jüngster Zeit damit begonnen, ihre Dienstleistungen an bisher unerfüllte intersektionale Bedarfe geflüchteter behinderter Menschen anzupassen (Afeworki Abay/Schüller/Wechuli 2021).

In all these countries [Angola, Mozambique, Liberia, Rwanda, Sierra Leone; Y. W.] reckless wars have ensured that the disabled are a part of everyday life. In any attempt to create a civil imagining in these countries, the problem will always be how to confront a traumatic history of disability at the personal as well as social level (ebd.: 228).

In ähnlicher Weise liest Deborah Marks (1999) die ständig aktualisierte und euphemistische Benennungspraxis von Behinderung als Ablenkung von Schuldgefühlen und Verschleierung von Abneigung, die dann beibehalten werden kann.

Rather than acknowledge its own hostile and avoidant feelings, society attempts to ‘wish away’ people with learning difficulties. One key way of doing this is to constantly update terms used, for example, ‘subnormality’ became ‘handicapped’, which became ‘special needs’ and ‘learning disabled’. These changes avoid acknowledging the offensive connotations which become associated, through the passage of time, with these terms (ebd.: 616).

Hinweise auf einen Zusammenhang von Behinderung und sozialer Ungleichheit werden also aus dem Blickfeld verbannt, um unangenehmen Gefühlen zu entgehen, sei es einem Unbehagen über eigene Privilegien angesichts der Benachteiligung Anderer, einer gefühlten (und nicht eingelösten) Verpflichtung für die Linderung der Not Anderer oder Schuldgefühlen nicht nach Differenz gefragt zu haben oder in ableistische Diskriminierung verstrickt zu sein. Das ungleiche Risiko, durch „langsamem Tod“ (Berlant 2007: 754; meine Übersetzung) oder „Entkräftung“ (Puar 2017: 2; meine Übersetzung) behindert zu werden, wird in verschiedenen Genres (Belletristik, Film, Fotografie, Theorie) und an verschiedenen Schnittstellen (mit Armut, Rassismus, Fluchtmigration) ausgeblendet, während Behinderung als soziale Identität insbesondere von überproportional betroffenen Gruppen nicht immer in Anspruch genommen wird.

1.2.5 *Zusammenfassung*

Um dieses Unterkapitel abzuschließen, lässt sich festhalten, dass die Kontingenz menschlicher Existenz entinnert wird, da so lange von Nichtbehinderung ausgegangen wird, bis gegenteilige Informationen mitgeteilt werden. In der dis/ableistischen Vorstellungswelt wird Behinderung als Differenz vergessen, um einen modernen Ordnungssinn und ein postmodernes Streben nach Perfektion zu befriedigen. Nichtbehinderung ist weiter in dem Sinne verpflichtend, dass Differenz als freie Entscheidung hingestellt und behinderte Menschen dafür verantwortlich gemacht werden, behindert geworden und geblieben zu sein (siehe

Kapitel 1.2.1). Wenn Behinderung als Differenz mit sozialer Ungleichheit assoziiert wird, werden behinderte Menschen darüber hinaus für ihre benachteiligte sozioökonomische Situation verantwortlich gemacht. Obwohl behinderten Menschen in historischer Kontinuität zugestanden wurde, soziale Unterstützung zu verdienen, werden diese Ansprüche durch mobilisierte aversive Emotionen im Zusammenhang mit Narrativen einer *Ausnutzung* von Wohltätigkeit, moralisierter Erwerbslosigkeit und einer als *ungerecht* empfundenen Ausnahme von Wettbewerb infrage gestellt (siehe Kapitel 1.2.2). Wenn sie an einem Glauben an eine *gerechte* Welt festhalten, sind behinderte Menschen jedoch in eine Individualisierung von Verantwortung für Differenz verstrickt. Über „grausamen Optimismus“ (Berlant 2011; meine Übersetzung) hinsichtlich einer neoliberalen *Entwicklung* sind sie ebenso in eine Individualisierung von Verantwortung für soziale Ungleichheit verstrickt. Dieser Optimismus erweist sich als *grausam*, weil seine Versprechen unerfüllt bleiben, während andere Forderungen aufgeschoben werden (siehe Kapitel 1.2.3). Um individuelle Verantwortlichkeit zu wahren, werden jegliche Hinweise auf einen Zusammenhang zwischen Behinderung und Armut ausgeblendet. Dies betrifft mit Differenz verbundene soziale Ungleichheit ebenso wie die überproportionale Prävalenz von Beeinträchtigungen in benachteiligten Bevölkerungsgruppen (siehe Kapitel 1.2.4).

Die Figur der „Spaßverderber:in“ (Ahmed 2010: 65; meine Übersetzung) scheint geeignet, um zu charakterisieren, wie Differenz und Ungleichheit unsichtbar gemacht werden: Die Verantwortung für unangenehme Gefühle wird behinderten Menschen zugeschoben – sie werden als *ekelhaft*, *schamvoll* und *schuldhaft* hingestellt. Gleichzeitig wird die Beteiligung an der Verursachung von Leid durch die Individualisierung von Behinderung als sozialem Problem ausgeblendet. Passend zu der Vorstellung, *Spaß zu verderben*, umfasst das Emotionsrepertoire, das mit entinnerter Differenz und Ungleichheit assoziiert wird, auch das Streben nach Glück, das mit den Versprechungen neoliberaler *Entwicklung* verbunden ist, während die Erinnerung an einen Zusammenhang zwischen Behinderung und Armut besonders von Orten der Freizeit – oder des Vergnügens – verbannt zu sein scheint.

Die Disability Studies stützen sich auf kulturelle (post-/moderne) und historische (post-/koloniale) Erklärungen für emotionale Reaktionen auf Behinderung, die auf einem Bedürfnis beruhen, Behinderung als soziales Problem ungesehen zu machen. Das Emotionsrepertoire, das mit entinnerter Differenz und Ungleichheit in Verbindung gebracht wird, besteht aus aversiven Emotionen wie Ekel, Schuld und Scham,

die eher für politische Zwecke mobilisiert werden, als dass sie zur Vertheidigung des Selbst eingesetzt werden (siehe Kapitel 1.1). Neben politisch mobilisierten Emotionen scheinen hier Schuldgefühle abgewendet zu werden, die von der eigenen Verstrickung in Diskriminierung und als ungerecht empfundenen Vorteilen für nichtbehinderte Menschen herrühren. In einer dis/ableistischen Kultur, die Wettbewerb und unablässige Arbeit am eigenen Selbst hochhält, gerät aus dem Blickfeld, dass sowohl Bedürfnisse verschieden als auch Chancen ungleich verteilt sind.

Nach der Beschäftigung mit politisch mobilisierten Emotionen und davor mit verdrängten Gemeinsamkeiten (siehe Kapitel 1.1) behandelt das nun folgende Unterkapitel 1.3 die Instrumentalisierung von Behinderung für lustvolle Emotionen wie Inspiration.

1.3 Fetischisierung außergewöhnlicher Körper

Neben einer Verdrängung von Gemeinsamkeiten (siehe Kapitel 1.1) und einer Entinnerung von Differenz und sozialer Ungleichheit (siehe Kapitel 1.2) dreht sich ein drittes gängiges Narrativ, um emotionalen Reaktionen auf Behinderung einen Sinn zu geben, um eine Überbewertung von Differenz. Projizierte Gefühle gehen nicht notwendigerweise mit einem Abwehr-Impuls (siehe Kapitel 1.1; 1.2), sondern auch mit einer Anziehungskraft behinderter Körper – im Sinne von „extraordinary bodies“ (Garland-Thomson 1997) – einher, die von einigen Disability-Studies-Autor:innen als Fetischisierung diskutiert wird (Shakespeare 1994; Goodley 2017). Im historischen Materialismus bezieht sich Fetischismus auf eine Verdinglichung sozialer Beziehungen, während ein psychoanalytischer Zugang mit diesem Begriff die Projektion von Sexualtrieben auf Objekte beschreibt (Shakespeare 1994: 287).

Broadly speaking a fetish is that which we (mis)believe will sate our desires. Fetishisation occurs when values are attached to objects or commodities. Fetishistic culture imbues objects with value (from sculpted pecs, to expensive wine, the latest iPhone, to pathological children and uncivilised nations). The disabled body is a fetishised object, onto which are conferred a whole host of (unconscious) values that sate a variety of values (Goodley 2017: 117).

In der zweiten Hälfte des neunzehnten und dem beginnenden zwanzigsten Jahrhundert institutionalisierten sogenannte *Freakshows*⁶⁶ die Fetischisierung außergewöhnlicher Verkörperungen (Garland-Thomson

66 Hervorzuheben ist, dass der Begriff *Freak* ursprünglich eher auf Skurrilität und Launenhaftigkeit als auf Abnormalität verwies (Garland-Thomson 2009).

1996), die zu Zwecken kommerzialisierter Unterhaltung öffentlich zur Schau gestellt wurden. Dabei wurde Differenz durch hyperbolische Erzählungen, Kostüme und Requisiten überspitzt (Garland-Thomson 2009). Solche Shows und ihre zeitgenössischen Folgeformate (siehe Kapitel 1.3.2) ermöglichen einem als nichtbehindert imaginierten Publikum, sich seiner vermeintlichen *Normalität* sowie einer klaren Abgrenzung zu vermeintlich *Anderen* zu versichern (Garland-Thomson 2017). *Normalität* dominiert die dis/ableistische Vorstellungswelt, obwohl *normal* sein eher außergewöhnlich ist (Goffman 1963; Garland-Thomson 2009). Autor:innen der Disability Studies haben dabei wiederholt die Rolle von Mitleid kritisiert, behinderte Menschen als *anders* und nicht *normal* darzustellen (Shakespeare 1994; Murphy 1995; Garland-Thomson 2017; Hughes 2020).

Das Emotionsrepertoire, das mit einer Fetischisierung außergewöhnlicher Körper einhergeht, besteht aus Begehren (Mollow/McRuer 2012; Grue 2016), Faszination (Mintz 2011; Garland-Thomson 2017), Vergnügen (Garland-Thomson 2009; Wegner 2020), Inspiration (Young 2012; Kafer 2013; Liddiard 2014; Grue 2016; Puar 2017; Bennett/Rosner 2019), Schock (Schweik 2017), Sentimentalität (Kolářová 2012; Dederich 2013; Garland-Thomson 2017) und insbesondere Mitleid (Shakespeare 1994; Murphy 1995; Garland-Thomson 2017; Hughes 2020), das bisweilen von anderen Mitgefühlen wie Sympathie unterschieden wird (Sklar 2011; Foss 2017).

Dieses Unterkapitel beleuchtet, wie außergewöhnliche Körper verändert werden, um angenehme Gefühle zu erregen. Behinderung wird als Objekt voyeuristischen Begehrrens benutzt (siehe Kapitel 1.3.1). Die Zurschaustellung in sogenannten *Freakshows* stellt ein historisches Extrembeispiel für einen solchen Voyeurismus dar, allerdings gibt es auch zeitgenössische Folgeformate (siehe Kapitel 1.3.2). Mitleid wird als vereinnahmtes Leiden kritisiert (siehe Kapitel 1.3.3), wohingegen die Exotisierung eines Lebens mit Behinderung als Inspirationsporno angeprangert wird (siehe Kapitel 1.3.4).

1.3.1 *Voyeuristisches Begehren*

Als ein Aspekt der Fetischisierung außergewöhnlicher Körper lässt sich voyeuristisches Begehren fassen. Ich diskutiere im Folgenden sowohl die oft dokumentierten Eingriffe in die Privatsphäre behinderter Menschen als auch die zentrale Rolle von Behinderung in der künstlerischen Repräsentation als Anzeichen voyeuristischen Begehrrens (u.a. dem Verlangen nach Bekenntnissen über Lebenswirklichkeiten oder Erklärungen für Beeinträchtigungsursachen), das sich als Vergewisserung

der eigenen *Gewöhnlichkeit* eines nichtbehinderten Publikums deuten lässt.

Im Archiv der Disability Studies sind unterschiedliche Facetten des Voyeurismus beschrieben, den nichtbehinderte Menschen in verschiedenen Kontexten an den Tag legen – “the unacknowledged eroticism that animates the common experience, for many people with disabilities, of being put on display, made to answer to the invasive desires of others” (Mollow/McRuer 2012: 20). In diesem Sinne versteht Rosemarie Garland-Thomson (2009: 180; meine Übersetzung) das Anstarren als „schuldbewusstes Vergnügen“.

Sichtbar behinderte Menschen sind in der Öffentlichkeit zahllosen und routinemäßigen Verletzungen ihrer Privatsphäre ausgesetzt, die auf ein voyeuristisches Begehr von Behinderung in der dis/ableistischen Vorstellungswelt hinweisen – beispielsweise werden sie angestarrt oder ihnen werden aufdringliche Fragen gestellt (Cahill/Eggleson 1994; Garland-Thomson 2009; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018; Maskos 2018). Nichtbehinderte Menschen verlangen über den Behinderungsstatus (Campbell 2019), über Ätiologien und Alltagslogistik, z.B. mit Prothesen (Garland-Thomson 2009), wie auch über das Intim- und Sexualleben behinderter Menschen (Liddiard 2018) aufgeklärt zu werden.

Divisions of constitutionality require people to identify with a category – ‘are you disabled or not?’ ‘Oh, no I am not disabled, I am ill!’ or ‘I am ablebodied.’ For the ease of conversation, we often feel the need to minimise any confusion (Campbell 2019: 149).

Rosemarie Garland-Thomson (1996) verortet die Aneignung und Ausbeutung von sichtbar *anderen* außergewöhnlichen Verkörperungen als einen konstanten Impuls moderner westlicher Kultur, der sich in einer Suche nach (mythischen, prophetischen, wissenschaftlichen) Erklärungen manifestiere. Eine zwanghafte Suche nach Erklärungen für Beeinträchtigungsursachen (Shakespeare 1994; Dederich 2012) weist behinderten Menschen eine liminale (Turner 1969; Murphy 1995) aber zentrale Rolle in der kulturellen Repräsentation zu (Shakespeare 1994). Zuweilen lenkt ein Wissensdurst nach *Bekenntnissen* über die Lebenswirklichkeit behinderter Menschen die Aufmerksamkeit auf Behinderung als überbetonte Differenz und damit von den eigentlichen Anlässen einer Begegnung ab. So berichtet Fiona Kumari Campbell (1999: 78) davon, dass ein Zeitungsartikel über ihren sportlichen Erfolg bei einem Marathon diesen sportlichen Erfolg in den Hintergrund rückte: “My attempt to gain credibility as an international athlete who had just broken a world record was trivialised by an undue focus on accessing the ‘truth’ of living with a ‘disability’”. Siegfried Saerberg

(2011) sinniert über eine ähnliche Szene der Exotisierung bei einer öffentlichen Lesung. Eine Gruppe blinder Schriftstellerinnen beantwortet mit unendlicher Geduld (die Saerberg nicht teilt) Fragen eines sehenden Publikums zu Details ihrer Wahrnehmung und Vorstellungskraft – Fragen, die sehende Menschen über ihre eigene Wahrnehmung und Vorstellungskraft selbst nicht beantworten könnten.

Manchen Berufsgruppen, die sich mit gelebten Erfahrungen behinderter Menschen befassen, wird professioneller Voyeurismus vorgeworfen, weil sie einen diskriminierenden oder medizinischen Blick⁶⁷ auf die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen richten (Hughes 1999; Wegner 2020). Selbst Versuche, diesen medizinischen Blick zu überwinden, können wiederum in Voyeurismus münden, wie Gesine Wegner (2020) an sogenannten grafischen Memoiren zeigt, die zunehmend zur Ausbildung von angehendem medizinischem Personal verwendet werden. Ihre visuelle Erzählweise soll mitführende Reaktionen hervorrufen. Zu diesem Zweck erforschen grafische Memoiren gelebte Erfahrungen behinderter Menschen, allerdings mit einem spezifischen Fokus auf Trauma, Verlust oder Brüche, die durch eine plötzlich auftretende Krankheit verursacht werden.

Behinderung wird in der bildenden Kunst häufig (aus)genutzt, um Faszination (Mintz 2011), Schock (Schweik 2017) oder andere emotional beunruhigende Zustände (Cachia 2015) zu erregen. Susan Schweik (2017) skizziert etwa eine Fotoausstellung, die Opfer von „Agent Orange“ (Dioxin) porträtiert – einem Herbizid, das von der US-Armee im Vietnamkrieg versprüht wurde – die mit Trigger-Warnungen versehen ist, dass einige der Bilder Betrachter:innen *verstören* könnten. Auch über Repräsentationen von Behinderung hinaus ist Schmerz ein häufiges und ausdrucksstarkes Motiv bildender Kunst (Mintz 2011). Wenn nichtbehinderte Künstler:innen Verkörperungen von Behinderung weitestgehend als „narrative Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung) für Obszönität, Abjektion oder Trauma einsetzen, reduzieren sie Behinderung auf ein Zeugnis von Unterdrückung und Gewalt, während sie gelebte Erfahrungen behinderter Menschen ignorieren (Cachia 2015). Der Moment des Schocks, der durch den Anblick kriegsbetroffener Menschen ausgelöst wird, wird beispielsweise dazu benutzt, den Einsatz von Herbiziden als Kriegsverbrechen zu verurteilen. Dabei werden Kinder mit Gesichtsanomalien als *monströs* dargestellt (siehe Kapitel 1.1.3), da die beschriebenen Fotos infrage stellen,

67 Selbst wenn Beobachter:innen ihren Blick subjektiv als neutral empfinden, kann dieser einen Akt der Abwertung, Unterdrückung und Feindseligkeit darstellen, der Gefühle der Entfremdung, Scham und Demütigung auslöst (Hughes 1999). „To put it another way, the non-disabled gaze is disfiguring yet it assumes itself to be an act that identifies disfigurement“ (Hughes 1999: 165).

dass Menschen *so* aussehen sollten (Schweik 2017). Im Vordergrund steht meines Erachtens hier eine Kritik an der Verwendung von Behinderung als Untersuchungsobjekt statt Untersuchungssubjekt, die der von Dan Goodley et al. (2019) vorgebrachten Kritik am Begriff der „*de-bilitation*“ (Puar 2017: 2; siehe Kapitel 1.2.4) gleicht.

Woher röhrt voyeuristisches Begehr? Die oben beschriebenen Eingriffe in die Privatsphäre behinderter Menschen erfüllen Bedürfnisse nichtbehinderter Menschen (Mollow/McRuer 2012), die einige Autor:innen mit einer verdrängten Gemeinsamkeit in Verbindung bringen (siehe Kapitel 1.1). Ätiologische Erklärungen für Behinderung bewahren das eigene Gesamtbild der Welt als *in Ordnung* (Murphy 1995), wohingegen grafische Memoiren den Leser:innen die Möglichkeit geben, eine geteilte Verletzlichkeit auf fetischisierte behinderte Körper zu projizieren. Der Konsum solcher als *authentisch* gelesener Geschichten ermöglicht es nichtbehinderten Menschen nicht nur, sich von Krankheit ausgenommen zu fühlen (siehe Kapitel 1.1.1), sondern auch das Vergnügen auszukosten, das eine solche Vergewisserung mit sich bringt (Wegner 2020). „Readers are culturally trained to derive pleasure from looking at pictures of pain, disability, and illness because these images reassure non-disabled readers that what they are looking at does not, at least not yet, directly affect them“ (ebd.: 68f.). Auch hier ist zentraler Kritikpunkt, dass Behinderung als Objekt statt Subjekt von Interesse benutzt wird.

Über die Verdrängung einer geteilten Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) hinaus erlaubt der voyeuristische Konsum behinderter Menschen als entweder abgewertete oder idealisierte Andere (Maskos 2015b) einem nichtbehinderten Publikum, sich selbst zu versichern, „angenehm gewöhnlich“ (Garland-Thomson 1996: 5; meine Übersetzung) zu sein. Eine solche Vergewisserung ist in Zeiten, in denen Privilegien und körperliche Normvorstellungen neu verhandelt⁶⁸ werden, von besonderer Bedeutung, da derartige Veränderungen kulturelle Ängste und ein Gefühl der Instabilität hervorrufen (ebd.).

Freak shows became ritual sites where the uncertain polity could anxiously contemplate the new parameters of embodiment that cultural transformations had wrought. [...] If this new [modern; Y. W.] body felt alien to the ordinary citizen,

68 Für die Epoche der klassischen *Freakshows* zwischen der Mitte des neunzehnten und dem frühen zwanzigsten Jahrhundert skizziert Rosemarie Garland-Thomson (1996) die folgenden soziokulturellen Einflüsse auf eine Bedeutungsverschiebung in Bezug auf körperliche Differenz: aufklärerische Werte wie Rationalisierung, Evolutionstheorie, Dissemination statistischer Informationen, industrialisierte Arbeit, Massenproduktion und urbane Lebensstile.

the freak's bizarre embodiment could assuage viewers' uneasiness either by functioning as a touchstone of anxious identification or as an assurance of their regularized normalcy (ebd.: 11).

Zeitgenössische Unsicherheiten betreffen die zu erfüllenden körperlichen Anforderungen, um als gesund, fit und leistungsfähig zu gelten (Maskos 2015b). Ableistische Leistungsstandards im Bereich der Sexualität (Liddiard 2018) könnten in ähnlicher Weise die weitverbreitete Fetischisierung behinderter Menschen als entweder asexuell⁶⁹ oder hypersexuell erklären, und zwar über ein Bedürfnis nichtbehinderter Menschen, sich der *Normalität* ihrer eigenen Sexualität zu vergewissern (Shildrick 2007b; Liddiard 2018). "Rarely are disabled people regarded as either desiring subjects or objects of desire. [...] [T]he sexuality of disabled people is typically depicted in terms of either tragic deficiency or freakish excess" (Mollow/McRuer 2012: 1).⁷⁰

Zusammengefasst befriedigt Voyeurismus das Begehrn nichtbehinderter Menschen, die (private) gelebte Erfahrung behinderter Menschen und Ätiologien von Behinderung zu erkunden, die beide von einer intensiven Faszination in der professionellen, wissenschaftlichen und alltäglichen Wissensproduktion durchdrungen sind. Voyeurismus ist mit angenehmen Gefühlen verbunden, da er nichtbehinderten Menschen ermöglicht, sich ihrer *Normalität* zu vergewissern.

1.3.2 *Freakshows*

Als zweiten Aspekt einer Fetischisierung außergewöhnlicher Körper fasse ich hier die sogenannten *Freakshows*, in denen die (kommerzielle) Zurschaustellung außergewöhnlicher Verkörperungen zwischen der

69 Der Fall „Ashley X“ zeigt, dass behinderte Menschen als asexuell fetischisiert werden können, selbst wenn diese Wahrnehmung offensichtlich nicht zutrifft. Ashleys Eltern ließen Gebärmutter und Brüste ihrer behinderten Tochter operativ entfernen, um ihre pubertäre Reifung aufzuhalten, die als asynchron zu ihrer geistigen Entwicklung empfunden wurde (Kafer 2013). „In invoking the image of an adult body with a baby's brain, and assuming such an image prompts repulsion, Fost [a bioethicist; Y. W.] enters the realm of the grotesque. He positions Ashley as the embodiment of category confusion, of 'matter out of place'; the imagined Ashley blurs infancy and adulthood together, troubling cultural understandings of the normative life course“ (Kafer 2013: 55).

70 Dass Begehrn oft als unvereinbar mit Behinderung wahrgenommen wird (Mollow/McRuer 2012), wirkt sich einschränkend auf das Sexualleben behinderter Menschen aus (Shildrick 2007b; Liddiard 2018; siehe Kapitel 2.3.2).

Mitte des neunzehnten und der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts historisch gipfelte⁷¹ (Garland-Thomson 1997).

The long history of monster and freak shows offers the most florid example of how and why people look at dissonant shapes and scales. These shows are publicly staged staring encounters that use extraordinary bodies to challenge the human need for order and certainty (Garland-Thomson 2009: 163f.).

Im folgenden Abschnitt werden *Freakshows* in ihrer Historizität und emotionalen Anziehungskraft untersucht, wie auch hinsichtlich der Art und Weise, wie sich das Publikum von Darsteller:innen abgrenzte.

Historische Freakshows und zeitgenössische Folgeformate

Freakshows werden als historische Ereignisse mit zeitgenössischen Folgeformaten diskutiert (Garland-Thomson 1996, 2009, 2017; Stulman Dennett 1996; Dederich 2012; Richardson/Eisenhauer 2014). Die historische Freakshow verschwand, als der allgegenwärtige Anblick von Veteran:innen des Ersten Weltkriegs die Zurschaustellung ihrer nicht (mehr) außergewöhnlichen Körper als unangemessen erscheinen ließ. Die affektive Aufladung behinderter Körper veränderte sich, da sie im Kriegsdienst versehrt wurden und die Schrecken eines industrialisierten Krieges miterlebt hatten (Dederich 2012). Andererseits wurden potenzielle Darsteller:innen der Freakshows durch selektive Abtreibungen und medizinische Behandlungsmöglichkeiten zu einer immer kleineren Minderheit (Garland-Thomson 2009). Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts verlagerte sich der *Freak*-Diskurs von öffentlichen Spektakeln in medizinische Fachzeitschriften, wo außergewöhnliche Verkörperungen zu einer zu klassifizierenden und zu kontrollierenden *Ab-/Normalität* wurden (Garland-Thomson 2017). “The whole vocabulary of *marvel*, *prodigy*, and *wonder* describing extraordinary bodies faded into vagueness when staring at disabled people came to be considered bad taste” (Garland-Thomson 2009: 164; ihre Hervorhebung).

Auch wenn Freakshows in diesem spezifischen Format historische Ereignisse sind, lebt eine vergleichbare Fetischisierung behinderter Körper in Folgeformaten fort (Garland-Thomson 1996). Fabelwesen bilden ungewöhnliche, aber tatsächlich vorkommende Verkörperungen ab, wie z.B. angeborene *Missbildungen* (Garland-Thomson 2009). Zeitgenössische Talkshows werden als eine Fortsetzung der historischen Freakshows diskutiert (Stulman Dennett 1996), wenn sie Menschen mit

71 Menschen mit außergewöhnlichen Verkörperungen sind in historischen Freakshows zwar bestaunt, aber dennoch oftmals ausgebeutet worden. Gleichwohl konnten behinderte Darsteller:innen mit der Zurschaustellung ihrer ungewöhnlichen Körper ein Einkommen erzielen (Garland-Thomson 2009).

psychischen Erkrankungen einem als psychisch gesund geltenden Publikum vorführen. In psychoanalytisch inspirierten Sendungen werden Interaktionen als therapeutische Erkundungen eines Unbewussten dargestellt. Darüber hinaus rufen visuelle Effekte in eingebblendeten Reportagen viszerale Reaktionen hervor, beispielsweise um die angebliche „emotionale Achterbahnfahrt“ (Richardson/Eisenhauer 2014: 70; meine Übersetzung) der bipolaren Störung nachzustellen.

Emotionale Anziehungskraft von Freakshows

Was macht die emotionale Anziehungskraft von Freakshows aus? Rosmarie Garland-Thomson (2017) argumentiert, dass historische Freakshows Ängste und Abscheu vermarktet und dadurch Faszination auslösten. Und zwar destabilisierten sie binäre Identitätskategorien wie Mensch/Tier, *zivilisiert/primitiv, normal/pathologisch* oder männlich/weiblich. Da außergewöhnliche Verkörperungen als Herausforderung einer vermeintlichen Ordnung der Welt gelesen wurden, hält Markus Dederich (2012) sie für affektiv aufgeladen mit einer ambivalenten Anziehungskraft, die ihre öffentliche Zurschaustellung motivierte. Während der Freak-Diskurs die Außergewöhnlichkeit der Darsteller:innen überzeichnete, fasste er alle Unterschiede in einer einzigen verändernden Kategorie, nämlich dem *Freak*, zusammen (Garland-Thomson 1996).

Eine Infragestellung binärer Identitätskategorien löst das besorgte Bedürfnis aus, die eigene Weltsicht erneut zu bekräftigen. Wenn Christiane Hutson (2016) dafür plädiert, *Krankheit* und *Rasse* als soziale Konstrukte zu verstehen, wird ihr Publikum unruhig und sucht nach Beweisen für einen *tatsächlichen* Unterschied, z.B. zwischen angeblichen *Rassen*. Die Pseudowissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, wie Physiognomie, Phrenologie und Ethologie, erscheinen als ein ähnlich gelagerter Versuch, eine außer Kontrolle geratene Ordnung zurückzuerobern (Dederich 2012). „In diesem [medizinischen; Y. W.] Blick mischen sich Herrschaftsansprüche, die nach Wiederaneignung dessen streben, was der Ordnung des Wissens zu entgleiten droht, mit einer kaum kaschierten Obszönität und Aufdringlichkeit“ (ebd.: 91).

Viele Darsteller:innen historischer Freakshows wurden als *fehlendes Bindeglied* zwischen Mensch und Tier klassifiziert, wobei diese Ambivalenz dem Publikum die Autorität verlieh, den Status der Darsteller:innen selbst zu interpretieren (Garland-Thomson 2017). Die Evolutionstheorie stellte die bis dahin unhinterfragte Unterscheidung zwischen Mensch und Tier in Frage, wobei eine Positionierung der Menschen als enge Verwandte der Affen das damalige Empfinden kränkte. Die Suche nach einem vermeintlich *fehlenden Bindeglied* zwischen

Menschen und Affen projizierte diese Kränkung auf Menschen aus Subsahara-Afrika und Menschen mit Lernschwierigkeiten, die als einander in Aussehen und Verhalten ähnlich konstruiert wurden (Dederich 2013). Nach wie vor erzeugt das Fachgebiet der Evolutionsbiologie Narrative, die ausgrenzende Zugehörigkeitsgefühle zur Evolution der Arten wecken, etwa die Entdeckung eines versteiner-ten Tieres, das als *fehlendes Bindeglied* zwischen Fischen und Säugetieren dargestellt wurde, weil dieses Tier genetisch gesehen die Möglichkeit hatte, eine Hand zu entwickeln (Vaahtera 2016). Touko Vaahtera (2016) schlussfolgert, dass diese Rahmung die ableistische Vorstellung transportiere, der zufolge sich die Menschheit durch Nutzung ihrer Hände auszeichnet, wodurch Menschen ohne Hände entmenschlicht werden. Eine lineare Entwicklungslogik lässt außergewöhnliche (menschliche) Körper nicht nur als nicht arttypisch, sondern als rückständig erscheinen. Da Krabbeln beispielsweise mit Tieren assoziiert wird, die weiter unten auf der Evolutionsleiter stehen, wird diese Fortbewegungsart als *unnatürlich* und entmenschlichend für erwachsene Menschen wahrgenommen (ebd.). Menschen mit Lernschwierigkeiten wurde immer wieder unterstellt, Tieren (oder sogar Pflanzen) zu ähneln – eine Entmenschlichung, die diese Gruppe als bedrohlich erscheinen ließ und ihre Institutionalisierung in karitativen Einrichtungen legitimierte (Dederich 2013), „etwa wenn hervorgehoben wurde, die Anstalten seien aufgrund der kriminellen Energie oder moralischen Verwahrlosung der Insassen für den ‚Schutz der öffentlichen Sicherheit und Ordnung‘ unverzichtbar“ (ebd.: 18). Im Zusammenhang mit der sogenannten Speziesismusdebatte⁷² sind Tiervergleiche wieder zum Thema geworden. Dabei lassen sich gegen Speziesismus vor allem Zugehörigkeitsgefühle einwenden (ebd.).

Ein Argument gegen den Speziesismus [sic!] ist die auf Gefühlen beruhende Zugehörigkeit zur menschlichen Gemeinschaft. Die Menschlichkeit von Menschen mit schweren ‚geistigen Behinderungen‘ zu sehen hat eine wichtige Gefühlskomponente: Sie ist eine affektiv getönte Antwort auf die Anwesenheit von Mitmenschen. Diese Affinität ist von anderer affektiver Qualität als das, was wir Tieren gegenüber empfinden. Es zeigt sich beispielsweise in der Empörung, die wir empfinden, wenn Menschen – wer immer sie sonst seien – unmenschlich behandelt werden (ebd.: 24f.).

72 Kurz gesagt hinterfragt Speziesismus die Privilegierung des moralischen Status von Menschen gegenüber dem moralischen Status von Tieren (Dederich 2013).

Abgrenzende Selbstdarstellungen als sentimental oder tolerant

Wie grenzten sich die Zuschauer:innen nun von Freakshow-Darsteller:innen ab? Für das aufstrebende US-Bürgertum des neunzehnten Jahrhunderts war Sentimentalität ein Mittel, um sich als gebildet zu präsentieren, Anstand und damit Selbstbeherrschung (siehe Kapitel 1.1.3) zu demonstrieren. Dabei definiert Sentimentalität Subjekt und Objekt bestimmter Emotionen, z.B. des Mitleids (Garland-Thomson 2017).

Sentimentality was the production and demonstration of a certain affect that structured a social relation between the person who could show fine feeling and the one who could induce it. Pity, the primary sentimental affect, is the genteel response that often characterized relations between the bourgeoisie and the poor, the disabled, and the primitive (ebd.: 47).

Toleranz gegenüber Minderheiten wird als zeitgenössisches Äquivalent zu Sentimentalität diskutiert, wenn Robert McRuer (2006) herausarbeitet, wie *erfolgreiche* nichtbehinderte Subjekte behinderte und kranke Subjekte tolerieren sollen – ebenso wie *erfolgreiche* heterosexuelle Subjekte queere Subjekte tolerieren sollen. Toleranz dient somit vor allem der Darstellung von nichtbehinderten Menschen als fortschrittlich, weil sie sich durch Differenz nicht verunsichern lassen, während behinderte Subjekte nebensächlich gemacht werden.

Selbst auf nationaler Ebene wird Fortschriftlichkeit an den Praktiken der Toleranz gegenüber verschiedenen Minderheiten, darunter auch gegenüber behinderten Menschen, gemessen (Puar 2017). Die Darstellung von Ländern des Globalen Südens als kulturell *rückständig*⁷³, weil sie angeblich intolerant gegenüber Diversität seien, lenkt Aufmerksamkeit von Dis/Ableismus im Globalen Norden ab (Attia 2013; Puar 2013). Gesellschaften des Globalen Nordens präsentieren ihren Umgang mit Behinderung häufig als Indikator für ihre moralische Überlegenheit (Meekosha/Soldatic 2011; Attia 2013; Grech 2015; Puar 2017) und nicht als Ausdruck von Wohlstand (Attia 2013). “The development agenda often places the global North as more knowledgeable of human rights and therefore offers aid to ‘developing’ countries so that they might embark on a programme of rights implementation” (Meekosha/Soldatic 2011: 1394).

73 Solche Unterstellungen von *Rückständigkeit* zeigen sich ebenfalls, wenn deutsche Bildungseinrichtungen transnationale Ressourcen, die Familien mit Migrationshintergrund zur Unterstützung der Teilhabe ihrer behinderten Familienmitglieder mobilisieren, eher problematisieren als würdigen (Amirpur 2016).

Es zeigt sich, dass behinderte Menschen in historischen Freakshows, wie auch in ihren zeitgenössischen Fortsetzungsformaten, unter anderem als tierähnlich inszeniert und zu Objekten von Sentimentalität oder Toleranz gemacht werden, da sie zentrale binäre Unterscheidungen des westlichen Denkens destabilisieren.

1.3.3 *Vereinnahmtes Leiden*

Mitleid wird seit Langem als egoistische Emotion kritisiert, sodass „No Pity“ (Shapiro 1994) sogar zu einer zentralen Forderung der Behindertenrechtsbewegung avancierte. Im folgenden Abschnitt wird skizziert, auf welche Weise Mitleid und andere Mitgefühle⁷⁴ als Vereinnahmung von Leiden aufgefasst werden können und wie einige Autor:innen der Disability Studies sich um eine reparative Lesart bemühen.

Mitleid als distanzierende und entpolitisierende bis kommodifizierte Emotion

In der dis/ableistischen Vorstellungswelt wird Mitleid als philanthropisches Gefühl (Hughes 2012b) und als *angemessene* emotionale Reaktion auf Behinderung (Hughes 2020: 94; siehe auch Murphy 1995; Garland-Thomson 2017) entworfen, was die Gefühlsnorm (Hochschild 2012 [1983]; siehe Kapitel 2.1) erzeugt, jegliche andere Empfindungen (siehe z.B. Kapitel 1.1; 1.2) zu verbergen. Kinder werden (unbewusst)

74 Die verschiedenen Emotionskonzepte des Mitführlens (Empathie, Sympathie, Mitgefühl, Mitleid) werden oft synonym verwendet. Die uneinheitliche Verwendung der verschiedenen Emotionskonzepte des Mitführlens in den Disability Studies verdeutlicht die Herausforderungen, Gefühle in einem interdisziplinären Feld zu theoretisieren, in dem nicht einmal über die Verwendung grundlegender Terminologie Einigkeit herrscht. Um hier eine Abgrenzung vorzunehmen, bezieht sich Empathie laut Ute Frevert (2011a) darauf, zu fühlen, was jemand anderes (vermeintlich) fühlt. Da sie auch zur Manipulation verwendet werden kann, ist Empathie nicht per se als prosoziale Emotion zu verstehen. Mitleid, Mitgefühl und Sympathie werden als prosoziale Emotionen betrachtet, sind aber nicht zwangsläufig auf Empathie angewiesen. Mitleid (im Sinne von „pity“) verweist auf das Mitfühlen mit einer anderen leidenden Person, während ein Einfühlen oder Mitfühlen auch bei z.B. Freude möglich ist. Mitleid bringt daher tendenziell ein asymmetrisches Verhältnis mit sich. Mitgefühl (im Sinne von „compassion“) impliziert eine (religiös inspirierte) Aufforderung zu handeln, um mitgefühlt Leiden zu beenden. Das säkularisierte Konzept der Sympathie birgt ein größeres Potenzial, sowohl als reziprok wahrgenommen zu werden als auch zwischen Menschen mit wenigen soziokulturellen Gemeinsamkeiten empfunden zu werden.

in diese widersprüchlichen emotionalen *Reaktionen* auf Behinderung sozialisiert (Murphy 1995; siehe Kapitel 2.1.1.2). Ob eine behinderte Person zu einem Objekt des Mitleids wird, variiert jedoch intersektional. Ableistisches Mitleid kann beispielsweise durch rassistische Ängste überlagert werden. Analysen von Harper Lees (1960) Roman „To Kill a Mocking Bird“ wie auch von Fällen von Polizeigewalt zeigen, dass sich eine rassistische Gesellschaft behinderte Männer of Colour nicht als Opfer vorstellen kann (Curry 2017).

It is no coincidence that the ‘face’ of disability charity campaigns is most often the face of a young, white, physically disabled girl or young woman, who appears as though she acquired disability through no fault of her own. It is also no accident that this face is typically a smiling face. Culturally, we recognize this face as passive, non-agentive, non-threatening, grateful, and pleasant. We recognize this face as one who is deserving of charity (Chandler/Rice 2013: 234f.).

Allerdings haben behinderte Menschen den altruistischen Charakter von Mitleid bereits zu einem – im Vergleich mit anderen Thematisierungen von Emotionen – frühen Zeitpunkt hinterfragt (siehe z.B. Shapiro 1994). Obwohl es nicht als aversive Emotion verstanden wird, schafft und bewahrt Mitleid eine Distanz zwischen seinem Subjekt und Objekt⁷⁵ (Shakespeare 1994; Hughes 2012b; Garland-Thomson 2017). Dieser distanzierende Effekt des Mitleids entsteht beispielsweise durch eine Projektion von Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1), eine Gleichsetzung von Behinderung mit Leiden (Sklar 2011) oder eine übertriebene Fokussierung auf sichtbare Differenz (Shakespeare 1994).

The objectification of disabled people in charity advertising parallels the objectification of women in pornography. In each case, the gaze focuses on the body, which is passive and available. In each case, particular aspects of the body are exaggerated: sexual parts, in pornography, or ‘flawed’ parts in charity advertising. In each case, the viewer is manipulated into an emotional response: desire, in the case of pornography, fear and pity in the case of charity advertising (ebd.: 288).

Ab dem neunzehnten Jahrhundert, als eine moderne, antifatalistische Haltung das Streben danach, Leiden zu *überwinden*, denkbar machte (Dederich 2014), „wurde Mitleid zunehmend als entwürdigend, verächtlich oder die Identität behinderter Menschen angreifender herrschaftlicher Übergriff empfunden“ (Dederich 2013: 22). Mitleid kann Ausdruck von Überlegenheit sein (Shakespeare 1994) und Verachtung

75 Eine Objektifizierung behinderter Menschen durch Mitleid zeigt sich beispielsweise, wenn nichtbehinderte Menschen behinderten Menschen nicht benötigte Unterstützung aufdrängen (siehe Kapitel 2.1.1.2). Rebecca Maskos (2022b) vermutet, dass nichtbehinderte Menschen hier impulsiv versuchen, ein wahrgenommenes (projiziertes) Leiden zu lindern.

beinhalten (Hughes 2019). “Pity is repugnance refined: the other becomes sympathetic rather than brutish in the service of cultivating a bourgeois self. The sentimental relationship is non-reciprocal as it elevates the self to a position of stewardship over the other” (Garland-Thomson 2017: 47).

In diesem Sinne wird Mitleid als Instrumentalisierung behinderter Menschen für die Gefühle nichtbehinderter Menschen kritisiert und manchmal als Umlenkung oder Rationalisierung (siehe auch Kapitel 2.3.1) von unangenehmeren Emotionen wie Angst gelesen (Hughes 2012b; Kremsner/Poyer 2018). Mitleid gilt als im Vergleich zu anderen Emotionen erträglicher zu empfinden, weil es einfacher zugegeben werden kann (Kremsner/Poyer 2018) und weil es nichtbehinderte Menschen in ihrem ontologischen Status bestärkt, z.B. als *normal* oder als unabhängig (Hughes 2012b). In Ato Quaysons (2007) Typologie literarischer Darstellungen von Behinderung taucht Behinderung u.a. als moralische Prüfung für nichtbehinderte Charaktere auf, um zu beweisen, dass diese Figur *menschliche* Gefühle empfindet.

Disabled people are objects, on to which artists project particular emotions, or which are used to represent specific values or evils. [...] Disabled people enable able-bodied people to feel good about themselves: by demeaning disabled people, non-disabled people can feel both powerful, and generous (Shakespeare 1994: 287f.).

Mitgefühl für behinderte Menschen lässt sich weiter dafür instrumentalisieren, um gute Gefühle in Bezug auf die menschliche *Natur* zu erzeugen. Im Diskurs über prähistorisches Mitgefühl vermuten Forscher:innen, dass prähistorische Gemeinschaften sich um die Heilung und Pflege ihrer Angehörigen bemühten. Archäologische Funde lassen darauf schließen, dass prähistorische Menschen nach dem Erwerb körperlicher Beeinträchtigungen in ihren Gemeinschaften verblieben. Diese Funde wurden zunächst als Beweis für prähistorisches Mitgefühl mit behinderten Angehörigen interpretiert⁷⁶. Mitgefühl in prähistorische Gemeinschaften hineinzulesen, festigt dabei Vorstellungen einer ursprünglich *guten* menschlichen Natur. Dabei erscheint die Instrumentalisierung von angeblichem Mitgefühl als Beweis für eine tugendhafte Mitmenschlichkeit zynisch, wenn man bedenkt, dass Mitgefühl ebenfalls *Euthanasie* begründet hat (Doat 2016; siehe Kapitel 2.3.4).

76 Allerdings lassen sich gefühlsbezogene Beweggründe nicht aus archäologischen Funden ableiten. Reziproke Sorge könnte ein notwendiges soziales Verhalten gegen allgegenwärtige Verletzungsrisiken gewesen sein. Vielleicht kannten prähistorische Gemeinschaften auch gar kein binäres Verständnis von Nicht-/Behinderung (Doat 2016).

Der Anblick von schwer behinderten oder erkrankten Menschen kann beim Beobachter Gefühle von Irritation, Angst und Abstoßung usw. auslösen, die jedoch, wenn sie nicht als solche erkannt werden, als unerträglicher Zustand des anderen Menschen wahrgenommen werden. Im Extremfall führt diese Projektion dazu, das vermeintliche Leiden des anderen Menschen beseitigen zu wollen, indem dieser Mensch beseitigt wird (Dederich 2014: 42).

Mitleid wird weiter als kommodifizierte – also zu einer Ware gemachten – Emotion kritisiert, die durch christliche, buddhistische oder andere Glaubensvorstellungen geprägt ist. Die (säkularisierte) christliche Wohlfahrtspflege objektiviert behinderte Menschen, um emotionale Reaktionen hervorzurufen, damit nichtbehinderte Menschen Geld spenden (Shakespeare 1994). In Sammelaktionen, Telethons oder anderen auf Mitleid basierenden Veranstaltungen fungieren Spenden (als zeitgenössisches Äquivalent zu Almosen) als nicht-gegenseitige Akte der Veränderung. Während Spender:innen sich als tugendhaft inszenieren können (Hughes 2012b), wird von den Objekten des Mitleids erwartet, bestimmte Gefühlsnormen einzuhalten (siehe Kapitel 2.1.2), damit Wohltätigkeit fortgeführt wird (Chandler/Rice 2013; Hughes 2019). “[T]he feel good fanfare of the telethon is restricted to the donors. One does not detect the same level of pious enthusiasm in the recipients, even when ‘they’ are invited to express their gratitude” (Hughes 2012b: 72). Die buddhistische Ethik eröffnet nichtbehinderten Menschen ähnliche Möglichkeiten, sich als tugendhaft zu inszenieren, nämlich indem sie die Gläubigen anhält, liebende Güte (metta) und Mitgefühl (kurana) zu praktizieren, die sich in ihrem Karma widerspiegeln werden⁷⁷ (Naemiratch/Manderson 2009).

Thus, people who are able bodied show their generosity and help those who are disabled in any way, thereby demonstrating their gratitude for their own good fortune and taking appropriate steps to build kamma [Thai for karma; Y. W.] to avoid being disabled themselves in their next life (ebd.: 482).

Schließlich wird der Ausdruck von Mitgefühl als Entpolitisierung von Behinderung kritisiert, in dem Sinne, dass politisches Handeln etwa durch Mitleidsbekundungen ersetzt wird. “Institutionalised pity delivers second-class citizenship, custodial internment, surveillance, telethons. It undercuts rights, reduces relief and support to emotion and it stalls in times of economic crisis” (Hughes 2020: 96). In Anlehnung an

77 Der Glaube an „Karma“ oder angehäufte Verfehlungen ist in Bezug auf Behinderung problematisch, da Beeinträchtigungen als Folge vergangenen Fehlverhaltens gedeutet werden. Weiter können sich behinderte Menschen durch mitleidvolle Taten, die durch den ihnen zugeschriebenen karmischen Vorteil motiviert sind, verobjektiviert fühlen oder aber diese strategisch (siehe Kapitel 1) für sich nutzen (Naemiratch/Manderson 2009).

den Begriff der „sentimentalen Politik“ (Berlant 1997: 4; meine Übersetzung) schildert Kateřina Kolářová (2012) Diskussionen mit Studierenden über Medienberichte zu Austeritätsmaßnahmen. Die eigene gefühlsmäßige Anteilnahme erschien den Studierenden als unmittelbares politisches Handeln, das dadurch ersetzt wurde. In diesem Sinne können sich nichtbehinderte Menschen durch bloße Äußerungen ihres Mitgefühls als tugendhaft inszenieren, selbst wenn sie dabei materielle Notlagen behinderter Menschen vereinnahmen und romantisieren.

Feelings of sympathy, vicarious pain at the injustice that the ‘classically privileged national subjects’ experience and *feel* (potentially) colonize the pain of others. In this way, the act of mourning is actually an act of aggression that evacuates the disabled subject and, while exploiting its pain, it simultaneously feeds into the utopian vision of justice and freedom for the privileged subject (ebd.: 268; ihre Hervorhebung).

Reparative Lesarten von Mitgefühlen

Trotz des Vorwurfs der Vereinnahmung bemühen sich einige Autor:innen der Disability Studies um eine Rehabilitierung von Mitgefühlen. Dabei unterscheiden sie Mitleid entweder von Sympathie (Sklar 2011), Mitgefühl (Hughes 2020), Empathie (Garland-Thomson 2009; Dederich 2014), Resonanz⁷⁸ (Dederich 2014) oder Empfindsamkeit (Garland-Thomson 2009).

Starees might also elect to invite empathy as a counter to pity, the diminishing, too frequent response to disability. Pity is an emotional cul-de-sac that ultimately distances starer and alienates staree. A block to mutuality, pity is repugnance refined into genteel condescension. Empathy, in contrast, bonds in a mutual recognition of shared humanity (ebd.: 93).

Andere Autor:innen differenzieren Mitgefühle – sei es Sympathie (Sklar 2011; Foss 2017) oder Mitleid (Foss 2020) – nach deren Gegenstand. Schließlich mache es einen Unterschied, ob Mitgefühle sich als allgemeine Reaktion auf Behinderung einstellen oder ob sie sich auf eine als ungerecht wahrgenommene Behandlung einer behinderten Person in einer bestimmten Situation beziehen. “If we feel sympathy for

78 Rainer Mühlhoff (2019) mahnt zur Vorsicht bei normativen Vorstellungen von Resonanz (siehe z.B. Rosa 2019), die Resonanz als Ideal einer sinnerfüllten Interaktion mit der Welt romantisieren. Stattdessen sei Resonanz von Machtverhältnissen durchdrungen und daher als ambivalent zu verstehen. Nichtsdestotrotz diskutiert er das Potenzial von Resonanz für einen sozialen Wandel in subkulturellen Räumen. “Affective resonance is a type of relational dynamics of affecting and being affected, characterized as a process of reciprocal modulation between interactants” (Mühlhoff 2019: 189).

the presence of the disability itself – as ‘something sad or to be ashamed of’ – then this surely perpetuates the unfortunate separation of disabled and non-disabled [sic!]“ (Sklar 2011: 143). Mitgefühle in Anbetracht eines wahrgenommenen Unrechts könnten dagegen für einen sozialen Wandel notwendig sein (Sklar 2011; Foss 2017). In Anlehnung an Martha Nussbaum (2013) kann Sympathie dazu motivieren, ein wahrgenommenes Unrecht und das dadurch verursachte Leid zu beheben und dadurch emotionale Brücken zu bauen. Dazu müsste nicht der Anspruch erhoben werden, die jeweils Anderen vollständig verstanden zu haben, solange man sich genug dafür interessiere, zu erfahren, wie sie sich in der Gegenwart und Zukunft fühlen (Sklar 2011). In einer progressiven Lesart erniedrigt Mitleid seine Empfänger:innen nicht notwendigerweise, sondern kann deren Notlagen entschärfen, wohingegen das Ausbleiben jeglicher Mitgefühle eher Gewalt als Gleichheit begünstigt (Foss 2020).

Reparative Lesarten von Mitgefühlen haben einen besonderen Stellenwert in den Literary Disability Studies, die u.a. die Wirkmächtigkeit literarischer Repräsentationen von Behinderung ergründen⁷⁹ (Sklar 2011; Cheyne 2013; Foss 2017, 2020), die Leser:innen dazu einladen könne, als paternalistisch empfundenes Mitleid zu ersetzen, und zwar durch aufrichtige⁸⁰ Sympathie (Foss 2017: 350) oder durch aufrichtiges, urteilsfreies Mitleid (Foss 2020: 35) aufgrund einer potenziell reziproken gefühlsmäßigen Verbindung zwischen den Charakteren (ebd.).

One may still rightfully reject the offensive pity of the philanthropist and the sentimentalist while also embracing the nonjudgemental pity of those who feel and act, not out of performative duty or self-righteousness rooted in superiority, but rather out of natural mutuality and reciprocity grounded in equality (ebd.: 35).

Solche aufrichtigen Mitgefühle können kultiviert werden, wenn literarische Repräsentationen Behinderung entindividualisieren, beispielsweise indem sie dis/ableistische Diskriminierung in den Vordergrund stellen (Foss 2017). So können literarische Darstellungen die Leser:innen dazu einladen, ihr eigenes Verständnis von Behinderung gemeinsam mit den Figuren zu hinterfragen, indem sie von Ausgrenzung, Einsamkeit und Feindseligkeit (Cheyne 2013) oder anderen Auswirkungen von psycho-emotionalem Disablismus (Thomas 1999; siehe

79 Selbstverständlich variieren die durch literarische Darstellungen von Behinderung ausgelösten Gefühle je nach Kontext und Vorerfahrungen der Leser:innen (Sklar 2011).

80 Mitgefühle können jedoch auch dann unerwünscht sein, wenn sie aufrichtig sind. Weiter lässt sich argumentieren, dass *unaufrechtige* Sympathie nicht als Sympathie bezeichnet werden sollte, sondern beispielsweise als Selbstgefälligkeit (Sklar 2011).

Kapitel 1) erzählen. Anstatt idealisierte nichtbehinderte Charaktere zu entwerfen, die behinderte Charaktere sofort und mühelos akzeptieren, können Narrative die zur Überwindung von Vorurteilen erforderliche Arbeit und Anstrengungen veranschaulichen. In diesem Fall können Leser:innen ihre eigenen Vorurteile und aversiven Emotionen, z.B. Ängste nicht verleugnen (Cheyne 2013). Die Darstellung von behinderten Charakteren als komplex kann schließlich binäre Kategorien wie Schönheit und Hässlichkeit und ihre Moralisierung als *gut* bzw. *schlecht* in Frage stellen (Foss 2017; siehe Kapitel 1.1.3).

Reparative Lesarten rehabilitieren sogar die literarische Verwendung von behinderten Charakteren (Sklar 2011; Cheyne 2013) als „narrative Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung). Einige Erzählungen, in denen behinderte Charaktere eingesetzt werden, um die Entwicklung nichtbehinderter Charaktere zu veranschaulichen oder bestimmte Emotionen bei Leser:innen auszulösen, zeichnen ein komplexeres Bild behinderter Charaktere, als zu diesem Zweck erforderlich ist. Die Erzählung kann Leser:innen zu einer intensiven Auseinandersetzung mit den Gedanken und Gefühlen dieser funktionalen Charaktere oder mit ihren eigenen Schuld- und Schamgefühlen bewegen (Sklar 2011). Narrative können darüber hinaus Schuldgefühle wecken, wenn sie die Verstrickung von Leser:innen in einen Konsum des Leids behinderter Charaktere aufdecken (Foss 2017).

Even an expression of sympathy that recognizes the difficulty encountered by the disabled individual within a society that consistently fails to recognize those needs, and even encourages the disabled to hide or to minimize the appearance of their conditions, is – at least to my way of thinking – reflective of a life-affirming concern for the Other (Sklar 2011: 143).

Ria Cheyne (2013) weist zuletzt darauf hin, dass bei der Bewertung literarischer Repräsentationen von Behinderung als „narrative Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung) auch der Kontext des jeweiligen literarischen Genres berücksichtigt werden muss. Die Funktionalität eines literarischen Charakters sei nicht unbedingt mit seiner Marginalisierung gleichzusetzen. In Liebesromanen⁸¹ erfüllen beispielsweise die meisten Nebenfiguren die Funktion, Empathie für Protagonist:innen zu entwickeln, ihre außergewöhnlichen Persönlichkeiten zu offenbaren und die Leser:innen dazu anzuregen, Antagonist:innen abzulehnen. Schließlich stehe in diesem Genre eine Liebesgeschichte

81 Da Liebesromane das populärste literarische Genre darstellen, dürfte ihr Einfluss auf Leser:innen signifikant sein. Beispielsweise stellen sie Zuschreibungen von Asexualität (siehe Kapitel 1.3.1, 0) oder tragische Narrative von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4) in Frage, wenn behinderte Charaktere als mögliche Partner:innen in romantischen Beziehungen platziert werden (Cheyne 2013).

im Mittelpunkt und damit eine sich entwickelnde Beziehung zwischen zwei Protagonist:innen, die schlussendlich in einem *glücklichen Ende* gipfele.

Es lässt sich festhalten, dass die Disability Studies Mitleid und andere Mitgefühle als angemessene Reaktion auf Behinderungen infrage stellen, da diese Emotionen behinderte Menschen verobjektivieren und instrumentalisieren. Darüber hinaus kommodifiziert und entpolitisiert Mitleid das soziale Problem Behinderung. Obwohl die Kritik an Mitleid berechtigt scheint, diskutieren die Literary Disability Studies die Rehabilitation von *aufrichtigen* Mitgefühlen, die eine emotionale Verbindung zwischen nichtbehinderten und behinderten Menschen schaffen und zur Behebung dis/ableistischer Diskriminierung motivieren können, und sogar der Verwendung von behinderten Figuren als „narrative Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung).

1.3.4 *Inspirationsporno*

Behinderte Menschen nicht als abgewertete, sondern als idealisierte Andere zu konsumieren, wird in den Disability Studies provokativ als *Inspirationsporno* (Young 2012: o.S.) bezeichnet, um ebendieses Moment von Konsum zu kritisieren. Im Folgenden liste ich verschiedenste Aspekte auf, die sich als konsumierte Inspiration lesen lassen (etwa verfremdete Alltagstätigkeiten oder Vorstellungen von Behinderung als Anlass für eine *Transformation*), und untersuche Gründe für ihre inspirierende Wirkung (u.a. ein tragisches Narrativ von Behinderungen) wie auch für ihre Problematisierung (etwa als Behinderung dekontextualisierende, kommerzialisierte Narrative)⁸².

Young's label 'inspiration porn' gives us a way to encapsulate and further explore the complicated relationship between the unmarked observer and the observed person with an impairment, a relationship that is built on desires of the undesirable and fantasies of transcendence (Grue 2016: 844f.).

82 Die Disability Studies haben inspirierende Erzählungen über das Leben behinderter Menschen als ableistisch und objektivierend zurückgewiesen, doch lässt sich ähnlich wie in Bezug auf Mitgefühle (siehe Kapitel 1.3.3) argumentieren, dass Inspiration nicht zwangsläufig reduktionistisch sein muss, sondern eine strategisch wertvolle Emotion für einen sozialen Wandel darstellen könne (Chrisman 2011).

Inspiration durch Außergewöhnlichkeit oder Verfremdung

Jan Grue (2016) plädiert für eine Unterscheidung von zwei verschiedenen Arten des Inspirationspornos: zum einen die Fetischisierung außergewöhnlicher Körper oder Leistungen und zum anderen eine Verfremdung von Alltagstätigkeiten.

Alltagstätigkeiten werden beispielsweise verfremdet, wenn Menschen mit fehlenden Gliedmaßen viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil sie andere Körperteile für Tätigkeiten einsetzen, für die andere Menschen ihre Hände benutzen (Garland-Thomson 2009). "For all these people, just going about their business creates quite a spectacle" (ebd.: 133). Zuweilen wirkt Elternschaft inspirierend, wenn die Eltern behinderte Menschen sind (Fritsch 2017), oder auch schlicht ein Leben mit Behinderung – vorausgesetzt, dass behinderte Menschen etwaige Herausforderungen erdulden, anstatt sich zu beklagen. Inspirierende Narrative werden dafür problematisiert, dass sie keinen Raum für Wut über Diskriminierung oder Trauer über Verlust lassen (Kafer 2013; siehe Kapitel 2.1.2.1). Kelly Fritsch (2017) sinniert darüber, wie sie als behinderte Mutter als inspirierende Verkörperung eines gesellschaftlichen Fortschritts wahrgenommen wird, und zwar von in der *Vergangenheit* verorteten eugenischen Tendenzen (siehe Kapitel 2.3.3).

[T]he many places I traveled while carrying my daughter on my lap, people nodded approvingly, remarked how great it was to see a visibly disabled person with a child, and more often than not, gestured toward just how far our society had come in including people historically discouraged or prevented from becoming parents. There I was, a rolling success story full of good feelings for all to witness (ebd.: 243).

Eine inspirierende Verfremdung von Alltagstätigkeiten zeigt sich auch im Zuge der Entwicklung assistiver Technologien für behinderte Nutzer:innen, bei der Entwickler:innen häufig Einfühlungsübungen⁸³ wie das Verbinden der Augen oder Simulationen mit fiktiven Figuren durchführen. Solche Übungen vereinnahmen die Lebenserfahrungen behinderter Menschen als *inspirierende* Narrative und überbetonen Differenz, wenn sie behinderte Nutzer:innen und als nichtbehindert imaginierten Designer:innen als zwei separate Gruppen auffassen (Bennett/Rosner 2019).

In vielen Kulturen spielen behinderte Menschen eine wichtige Rolle bei Ritualen, sodass Ato Quayson (2007) eine Art der literarischen Darstellung von Behinderung als Signifikant für rituelle Einsicht einordnet.

83 Assistive Technologien für behinderte Nutzer:innen könnten alternativ in Koproduktion und Absprache mit den künftigen Nutzer:innen entwickelt werden (Bennett/Rosner 2019).

Dabei ist eine Fetischisierung außergewöhnlicher Körper zu Zwecken der Inspiration häufig mit Narrativen einer *Transformation* verbunden. Chronische Krankheit wird oft als ein schicksalhaftes Ereignis (über-)interpretiert (siehe Kapitel 2.2.3), das dazu dient, eine bestimmte Lebenslektion zu lernen (Wendell 1996). Behinderte Kriegsveteran:innen werden nicht nur zu Held:innen stilisiert und ihre verletzten Körper⁸⁴ als persönliche *Opfer*. Behindernde Kriegsfolgen werden auch als Gelegenheit für eine persönliche Transformation gelesen (Gorin 2010). Literarische Darstellungen von Autismus wiederum erzählen vielfach von wundersamen *Genesungen*, die autistische Charaktere potenziell kompromittieren⁸⁵. Viele autistische Protagonist:innen durchlaufen verschiedene Stadien der Charakter- und Persönlichkeitsentwicklung (Valente 2018) – “a marked improvement, a triumph over adversity, a breakthrough, recovery, cure” (ebd.: 478). Ob literarische Darstellungen von Autismus als lessenswert kanonisiert werden, richtet sich u.a. danach, ob es den Protagonist:innen gelingt, Schwierigkeiten zu überwinden, z.B. kommunizieren oder ihre Andersartigkeit akzeptieren zu lernen (ebd.). Damit Narrative *inspirierend* wirken, muss nicht erwiesen sein, dass die als inspirierend gelesene Transformation tatsächlich stattfindet. Ein Beispiel dafür sind sogenannte „*Livelihood Promotion*“-Programme (Wechuli et al. 2023: 775), die derzeit als eine der zentralen politischen Maßnahmen zur Armutsbekämpfung im Globalen Süden gelten – und das, obwohl ihre Wirkung jenseits individueller *Erfolgsgeschichten* mehr als schwach belegt ist (ebd.). Solche Programme sollen unternehmerisches Denken und Handeln von Menschen, die unter Bedingungen absoluter Armut leben, fördern – auch von behinderten Menschen. Allerdings stellt sich die Frage, ob derartige Programme nicht eher dazu dienen, unangenehme Gefühle von Programmverantwortlichen und politischen Entscheidungsträger:innen zu lindern, die dann *irgendetwas* gegen Armut (Chaudhry 2019; siehe auch Wechuli et al. 2023) oder konkreter gegen den *Teufelskreis* zwischen Behinderung und Armut (siehe Kapitel 1.2.4) *tun* können.

-
- 84 Die fotografische Darstellung von Kriegsveteran:innen konzentriert sich zunehmend auf psychologische Kriegsfolgen. Dabei werden Stimmungen von Traurigkeit und Mitleid durch Grautöne vermittelt, Unsicherheit durch verschwommene Linien oder Isolation und *Heroismus* durch die Darstellung von Einzelpersonen (Gorin 2010).
 - 85 Autismus wird weithin als dauerhafter Daseinszustand verstanden: entweder als eine Störung, die abgeschwächt, aber nicht geheilt werden kann, oder als Manifestation von Neurodiversität, für die stolz (siehe Kapitel 3.2) angemessene Vorkehungen eingefordert werden (Valente 2018).

Erklärungsmuster für inspirierende Wirkungen

Nichtbehinderte Betrachter:innen bestätigen die *inspirierende* Wirkung, z.B. von viralen Memes (Liddiard 2014) oder von Plakatkampagnen (Kafer 2013), in denen behinderte Charaktere im Vordergrund stehen. Doch warum werden verfremdete Alltagstätigkeiten und Transformationsnarrative als *inspirierend* empfunden? Ihre inspirierende Wirkung beruht auf säkularisierten christlichen Vorstellungen, insbesondere auf einem *tragischen* Narrativ von Behinderung, das Behinderung als individuelles, zu betrauerndes Schicksal rahmt.

Inspiration ist zutiefst verwurzelt in einem *tragischen* Narrativ von Behinderung, das behinderte Menschen abwertet (Grue 2016). Ein tragisches Narrativ über Autismus findet sich beispielsweise in der sogenannten „theory of mind“ (Baron-Cohen 1997; siehe Kapitel 2.2.1), die autistische Menschen romanhaft oder poetisch als tragische Figuren erzählt (Duffy/Dorner 2011). „The result is a novelistic, poetically intensified account of sadness – we call this a rhetoric of scientific sadness – in which autistic people are mourned even as they are apparently explained“ (ebd.: 202). Manche elterlichen Memoiren schildern Autismus als eine Art Gefängnis für ein ansonsten *normales*⁸⁶ Kind (Valente 2018). Nichtbehinderte Menschen äußern oftmals die Antizipation, ihren Alltag nicht mehr bewältigen zu können, wenn sie eine Beeinträchtigung erwerben würden (siehe Kapitel 1.1.1). Die hier implizite Glorifizierung von behinderten Menschen, die ihren Alltag *bewältigen* (Maskos 2008), lindert somit auch Ängste, dass das (soziale) Leben mit dem Eintreten einer Beeinträchtigung endet (Maskos 2015b). Entfremdete Alltagstätigkeiten bieten nichtbehinderten Menschen zudem einen wohltuenden Vergleich, mit dem sie sich versichern können, dass es ihnen vergleichsweise gut gehe (Grue 2016). Dieser Vergleich wirkt weiter inspirierend, da er nichtbehinderte Menschen daran erinnert, für ihre nichtbehinderten Privilegien dankbar zu sein (Kafer 2013).

Transformationsnarrative stützen sich häufig auf christliche, wenn auch säkularisierte Narrative, die Behinderung als „tugendhaftes Leiden“ (Lelwica 2020: 62; meine Übersetzung) oder „göttliche Prüfung“ (ebd.) darstellen. Memoiren von autistischen Autor:innen oder Eltern autistischer Kinder können als säkulare Versionen der christlichen Suche nach Erlösung durch Beichte gelesen werden (Valente 2018). Eine

86 „Autism Speaks“, eine führende US-amerikanische Interessensvertretung, stellt Autismus beispielsweise als eine fremde Macht dar, die Kinder und ihre Familien bedroht. “[P]arents who have ‘lost’ their children to autism, use a campaign of fear, where autism takes a life of its own and possesses and steals children away from their families“ (Adams/Erevelles 2016: 359).

solche Rahmung bietet Möglichkeiten für spirituelles Wachstum – sowohl für behinderte Menschen als auch für wohlätige Andere (Lelwica 2020). Transformationen bergen darüber hinaus ein spezifisches Inspirationspotenzial in einer ableistischen Kultur, deren Subjekte nach Perfektion streben (Liddiard 2014; siehe Kapitel 1.2.1).

Inspiration als kommerzielle Instrumentalisierung und Entpolitisierung von Behinderung

Inspirierende Narrative sind deshalb problematisch, weil sie behinderte Menschen in der dis/ableistischen Vorstellungswelt instrumentalisieren, um Krankheit und Behinderung einen Sinn zu geben (Mintz 2011) oder ein nichtbehindertes Publikum damit zu beruhigen, dass Leiden und Schmerz nicht grundlos auftreten (Lelwica 2020). “[W]e force unruly bodies to conform to some kind of coherent narrative” (Mintz 2011: 257). Dabei haben behinderte Menschen nur begrenzte Kontrolle über die Rezeption ihrer (Lebens-)Geschichten, auch dann, wenn sie selbst emanzipatorische Lesarten anbieten. Erzähltes Leid läuft beispielsweise Gefahr, innerhalb des individualisierenden (und ableistischen) Rahmens von Resilienz und Genesung⁸⁷ gehört zu werden (Voronka 2019b). “Central to recovery and resiliency frameworks (and contrary to disability pride and justice praxis) is that disability is understood as implicitly undesirable adversity, to be overcome through self-management” (Voronka 2019a: 11).

Inspiration wird außerdem als Kommerzialisierung von Emotionen kritisiert (Puar 2011, 2017). Eine solche Kommerzialisierung findet in einer digitalen Aufmerksamkeitsökonomie statt, in der Klicks Profit generieren. Die am häufigsten geteilten Memes mit behinderten Charakteren sind so gestaltet, dass sie irgendeine Art von emotionaler Reaktion herausfordern – sei es Angst, Wut, Mitgefühl oder Lachen. Zu diesem Zweck reproduzieren viele Memes dis/ableistische Annahmen, indem sie behinderte Menschen als Mitleidsobjekte (siehe Kapitel 1.3.3) oder als Superkrüppel (Liddiard 2014; siehe Kapitel 3.1.3) darstellen. In manchen Gesundheitssystemen sind die gelebten und erzählten Erfahrungen von Nutzer:innen zur Ware geworden – sie werden bisweilen dafür bezahlt, ihre Geschichten preiszugeben, die u.a. in der Ausbildung von medizinischen Fachkräften verwendet werden (Voronka 2019a). “Stories spoken by service users are now desirable commodities, encouraged and even expected to be shared across diverse settings” (ebd.: 9).

87 Jijian Voronka (2019b) kritisiert weiter eine affektive Steuerung durch den Fokus auf Resilienz und Genesung, die u.a. Gefühle der Hoffnung verordnet.

Noch zentraler ist jedoch, dass inspirierende Narrative eine Individualisierung der Verantwortung für Behinderung fördern und folglich Behinderung dekontextualisieren und entpolitisieren. Transformationsnarrative suggerieren, dass Widrigkeiten durch Willenskraft überwunden werden können, während eine imaginäre Chancengleichheit trotz intersektionaler Differenz oder eines *Teufelskreises* (siehe Kapitel 1.2.4) von Behinderung und Armut beibehalten werden kann (Kafer 2013). Memoiren von autistischen Autor:innen oder Eltern autistischer Kinder appellieren an einen Glauben an die Willenskraft, wenn sie danach streben, Autismus zu überwinden (Valente 2018). Behinderte Menschen entweder als *inspirierende* Superkrüppel (siehe Kapitel 3.1.3) oder aber als Objekte des Mitleids (Chrisman 2011) zu inszenieren, stellt die Abwertung von Behinderung nicht infrage, sondern erhebt die jeweils spezifisch dargestellten behinderten Charaktere zu Ausnahmen (Liddiard 2014).

Es ist festzuhalten, dass Inspiration im Alltag wie in der visuellen oder narrativen Repräsentation auf die individuelle Überwindung von Widrigkeiten setzt, wobei Widrigkeiten manchmal nur in verfremdete Alltagstätigkeiten behinderter Menschen hineingelesen werden – wenn etwa Menschen mit fehlenden Gliedmaßen andere Gliedmaßen für alltägliche Verrichtungen nutzen. Inspiration basiert auf einer *tragischen* Erzählung von Behinderung, was die Anziehungskraft von Transformationsnarrativen erklärt und alltägliche Leistungen behinderter Menschen als bemerkenswert hervorbringt. Inspirierende Narrative kommodifizieren die emotionale Wirkung der (Lebens-)Geschichten behinderter Menschen (etwa in viralen Memes) und individualisieren wiederum die Verantwortung für das soziale Problem Behinderung.

1.3.5 Zusammenfassung

Abschließend lässt sich sagen, dass die gelebte Erfahrung behinderter Menschen und ihre mediale Repräsentation ein reichhaltiges Archiv an Kuriositäten bezüglich einer Übertreibung von Differenz und sozialer Ungleichheit in der dis/ableistischen Vorstellungswelt bereitstellen. Voyeurismus erscheint als ein nicht-reziproker Appetit, intime Aspekte des *Anderen* zu kennen oder zu sehen. Über eine Exotisierung von Behinderung können sich nichtbehinderte Menschen ihrer *Normalität* vergewissern (siehe Kapitel 1.3.1). Dieses Bedürfnis nach Vergewisserung gipfelte in historischen *Freakshows*, in denen destabilisierte Identitätskategorien wie Mensch/Tier neu ausgehandelt wurden und ein aufstrebendes Bürgertum Anstand demonstrieren konnte. Nichtsdestotrotz

haben Freakshows zeitgenössische Fortsetzungen wie Talkshows, während eine Dehumanisierung behinderter Menschen u.a. in der Speziesismus-Debatte erneut aufflackert (siehe Kapitel 1.3.2). Mitleid und Inspiration werden als Instrumentalisierung und Kommodifizierung behinderter Menschen und ihrer Geschichten für die angenehmen Gefühle nichtbehinderter Menschen kritisiert sowie für eine Entpolitisierung des gesellschaftlichen Problems Behinderung (siehe Kapitel 1.3.3). Transformationsnarrative über eine vermeintliche Überwindung von Behinderung und verfremdete Alltagstätigkeiten werden provokativ als Inspirationsporno kritisiert (siehe Kapitel 1.3.4), während „No Pity“ (Shapiro 1994) eine zentrale Forderung von Behindertenbewegungen darstellt. Dennoch kultivieren die Literary Disability Studies reparative Lesarten von Mitgefühlen wie Sympathie oder sogar *authentlichem* Mitleid (siehe Kapitel 1.3.3). Der letztgenannte Diskurs legt nahe, dass eine gewisse Form des Mitgefühls Voraussetzung für einen sozialen Wandel sein könnte.

Während der Diskurs über Freakshows in der Disability History angesiedelt ist (siehe Kapitel 1.3.2), werden reparative Lesarten von Mitgefühl in den Literary Disability Studies diskutiert (siehe Kapitel 1.3.3). Das Emotionsrepertoire in diesem Bereich umfasst hauptsächlich angenehme Gefühle wie Vergnügen, Inspiration, Faszination oder Begehrten. Mitleid und andere Mitgefühle sind zwar nicht per se angenehm, aber im Vergleich zu anderen, umgelenkten Emotionen erträglicher zu empfinden. Außerdem erlaubt der Ausdruck von Mitgefühlen einem nichtbehinderten Publikum, sich als tugendhaft zu inszenieren.

1.4 Zwischenfazit

Das obige Kapitel beleuchtet Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt. Zu den verschiedenen Facetten dieser Repertoires gehören verdrängte Gemeinsamkeiten, entinnerte Differenz und Ungleichheit sowie fetischisierte außergewöhnliche Körper. Erinnerungen an leibliche und sozioökonomische Verletzlichkeit, an den Verlust der Fürsorge oder an unkontrollierbare, chaotische Körperlichkeit schüren den mit Emotionen wie Angst oder Ekel verbundenen dis/ableistischen Impuls, sich von Behinderung zu distanzieren (siehe Kapitel 1.1). Im Gegensatz dazu kann die Verstrickung in dis/ableistische Diskriminierung intensive, unangenehme Gefühle wie Scham oder Schuld hervorrufen. Um die Verantwortung für das soziale Problem Behinderung zu individualisieren, werden Differenz, Ungleichheit und die Verbindungen zwischen Differenz und Ungleichheit entinnert (siehe Kapitel

1.2). Dann wiederum zieht Fetischisierung nichtbehinderte Menschen an, Behinderung zu konsumieren, um angenehme Gefühle zu erregen. In künstlerischen, wissenschaftlichen oder alltäglichen Diskursen idealisiert oder abgewertet, wird Behinderung instrumentalisiert, um nichtbehinderten Menschen zu versichern, dass sie *normal* sind und die Welt *in Ordnung* (siehe Kapitel 1.3).

Der Begriff des Emotionsrepertoires (Poser et al 2019) erweist sich als fruchtbar, um die ganze Bandbreite der (vorstrukturierten, aber nicht determinierten) emotionalen *Reaktionen* auf Behinderung zu beschreiben. Verschiedene emotionale *Reaktionen* auf Behinderung und ihre psychologischen, kulturellen, politischen, sozialen und historischen Grundlagen zu entflechten – wie es dieses Kapitel versucht hat – soll zur kritischen Reflexion, zum Verlernen und zu einem sozialen Wandel beitragen, den Emotionsrepertoires konzeptionell zulassen (Slaby/Mühlhoff/Wüschnér 2016; Poser et al. 2019). Dabei ergibt die Zusammenschau verschiedener Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt ein pessimistisches Bild im Hinblick auf Möglichkeiten von sozialem Wandel hin zu einer inklusiveren Gesellschaft. Hierbei ist zu beachten, dass die rekonstruierten Emotionsrepertoires Erklärungsversuche für von behinderten Forscher:innen oder ihren Studententeilnehmer:innen erlebte Diskriminierung darstellen, und zwar Erklärungsversuche, die eben jene Diskriminierungserfahrungen unter Rekurs auf Dis-/Ableismus als emotionale *Reaktionen* auf Behinderung rahmen. Aus den hier zusammengestellten Erklärungsversuchen lässt sich umgekehrt nicht schlussfolgern, dass es nicht auch emanzipatorisch wünschenswertere *Reaktionen* auf Behinderung gäbe oder sich jegliche Interaktion zwischen nichtbehinderten und behinderten Menschen in Diskriminierung erschöpft. Die Frage, wie sich Gesellschaft dadurch zum Positiven verändern lässt, anders über Behinderung zu fühlen, diskutiere ich weiter in Kapitel 1, insbesondere unter den Rubriken Disability Pride und Crippling (Kapitel 3.2) sowie Reclaiming (Kapitel 1.1).

In den Disability Studies werden die folgenden Emotionen (in alphabetischer Reihenfolge) diskutiert, die eine dis/ableistische Vorstellungswelt bevölkern: Angst, Begehrten, Eifersucht, Ekel, Faszination, Furcht, Glück, Hoffnung, Inspiration, Mitleid, Neid, Scham, Schock, Schuld, Sentimentalität, Vergnügen, Verlegenheit. Einige dieser Emotionskonzepte tauchen in verschiedenen Narrativen auf, die sich mit den emotionalen *Reaktionen* auf Behinderung befassen. Begehrten spielt in der dis/ableistischen Vorstellungswelt im Zusammenhang mit verdrängter Gemeinsamkeit eine Rolle, aber auch mit fetischisierten außergewöhnlichen Körpern. Angst, Scham und Ekel sind gleichzeitig mit einer verdrängten Gemeinsamkeit, aber auch mit entinnerter Differenz

verbunden. Im Dienste eines umfassenden Verständnisses emotionaler Reaktionen auf Behinderung umreißen diese verschiedenen Erzählstränge die bereits facettenreiche Theoretisierung der Disability Studies, die unterschiedliche emotionale Reaktionen auf intersektional positionierte, behinderte Menschen kontextualisieren kann. Allerdings werden diese verschiedenen Narrative bisher wenig miteinander in Verbindung gebracht.

Trotz ihrer Vielschichtigkeit bleibt die Theoretisierung von Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt dadurch begrenzt, dass sie sich eher auf theoretische Überlegungen aus verschiedenen Disziplinen als auf empirische Daten stützt. Bemerkenswerte Ausnahmen nutzen historische Quellen (Schweik 2009) bzw. Beiträge in einem Internetforum (Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009), die durch Behinderung ausgelöste Emotionen auch aus einer subjektiven Perspektive ausdrücken. Dabei bleibt die Frage offen, ob eine Erforschung der durch Behinderung ausgelösten Emotionen bei nichtbehinderten Menschen Ziel der Disability Studies sein kann oder sollte. Auf dem gegenwärtigen Stand der Theoriebildung über emotionale Reaktionen auf Behinderung sind jedenfalls plausible Theorien aufgestellt worden, während das subjektive Erleben der verschiedenen Emotionen, die durch Behinderung ausgelöst zu werden scheinen, aus der spezifischen Perspektive der Disability Studies bzw. in den geschilderten und zu erklärenden Episoden und Szenen jedoch nicht mit Sicherheit bestimmbar bleibt. Zuweilen legt das vorliegende Wissen sogar nahe, dass es sich nicht um die so benannte Emotion handelt, z.B. um Ekel, der mobilisiert werde, um Unterstützungswürdigkeit zu bestreiten (siehe Kapitel 1.2.2) oder durch Hass motivierte Verbrechen (siehe Kapitel 2.3.3). In beiden Fällen dienen aversive Emotionen als Disqualifizierung der Person, der zugeschrieben wird, Ekel oder Hass zu empfinden.

Zwischen den und innerhalb der drei Unterkapitel fällt eine große theoretische Vielfalt auf, die dem in der Einleitung beschriebenen explorativen Vorgehen in dieser Arbeit geschuldet ist. Die ohnehin aufwendige Recherchestrategie ergab eine große Fülle an Quellen im umfangreichen Archiv der Disability Studies. Anliegen dieser Überblicksarbeit ist, dieses Archiv für das Feld der Disability Studies erstmals in Bezug auf Affekt, Emotionen und Gefühle zu kartieren. Es ist nicht davon auszugehen, dass die zusammengestellten, sehr unterschiedlichen Theorieansätze bruchlos zusammenpassen. Darüber hinaus sind nicht alle theoretischen Zugänge in der Rezeption durch Disability-Studies-Autor:innen sorgfältig ausgearbeitet worden. Besonders fällt die oberflächlich bleibende Verwendung psychoanalytischer Konzepte auf, in der manchmal ganz auf Verweise auf Original- oder

Sekundärquellen verzichtet wird (siehe z.B. Shakespeare 1994; LaCom 2007; Campbell 2009; Rainey 2014). In Folgearbeiten wäre daher angezeigt, die entsprechenden theoretischen Zugänge unter Hinzuziehung von mehr Sekundärliteratur auf ihre Passung und Kohärenz sowie auf Bruchstellen ihrer jeweiligen Grundannahmen kritisch zu überprüfen. Eine systematische Rezeption von Sekundärliteratur kann die vorliegende Arbeit nicht leisten.

Ein verbindendes Thema taucht in allen drei Unterkapiteln auf. In den Disability Studies werden emotionale Reaktionen auf Behinderung als Instrumentalisierung behinderter Menschen diskutiert, um bei nicht-behinderten Menschen und behinderten Menschen, die in einer Beeinträchtigungshierarchie (Campbell 2009) weiter oben stehen, angenehme Emotionen hervorzurufen oder unangenehme Emotionen umzulenken. In diesem Sinne wird Behinderung als eine „narrative Prothese“ (Mitchell/Snyder 2000: 47; meine Übersetzung) verstanden, die für etwas Drittes steht. In der dis/ableistischen Vorstellungswelt erinnert Behinderung nichtbehinderte Menschen an die von ihnen verdrängte Verletzlichkeit oder an Differenz und soziale Ungleichheit, die sie entinnert haben. Oder sie exotisieren behinderte Menschen, um sich selbst zu versichern, dass sie *normal* sind, indem sie Differenz und soziale Ungleichheit überbetonen. In jedem Fall werden durch die Ablenkung unangenehmer Emotionen die zugrunde liegenden Probleme, wie z.B. ableistische Leistungsstandards nicht infrage gestellt, sondern das soziale Problem Behinderung entpolitisiert oder behinderte Menschen sogar zu Sündenböcken gemacht.

Wie werden Emotionsrepertoires nun soziokulturell erworben? Sara Ahmeds (2014b) Konzeption einer ökonomischen⁸⁸ Zirkulation von Emotionen ist hier aufschlussreich und wird zunehmend in den Disability Studies rezipiert (Hughes 2020). Sara Ahmed (2014b) versteht Emotionen als sozial in dem Sinne, dass Emotionen nicht in Subjekten zu verorten sind. Durch eine Benennung von Emotionen werden deren Subjekt und Objekt unterschieden und eine Orientiertheit auf Emotionsobjekte etabliert, da sich Emotionen stets auf etwas oder jemanden beziehen. Die Benennung von Emotionen impliziert häufig die Zuschreibung von Kausalität, sodass Andere als Ursache oder Ursprung für als unangenehm erlebte Gefühle ausgemacht werden. Emotionsobjekte und Emotionskonzepte akkumulieren durch Zirkulation emotionalen Wert. Veränderung entsteht, wenn Objekte wiederholt mit

88 Sara Ahmed (2014b) unterscheidet nicht trennscharf zwischen Emotion und Affekt (Slaby/Mühlhoff 2019). In Anlehnung an meine eigene Differenzierung von Emotionen, Affekt und Gefühl würde ich hier anstelle von Affektökonomien (Ahmed 2014b) eher von Emotionsökonomien sprechen.

anderen Objekten in Verbindung gebracht werden, während die Geschichte dieser Akkumulation ausgeblendet wird.

The word ‘Paki’ might then stick to other words that are not spoken: immigrant, outsider, dirty, and so on. The association between words that generates meanings is concealed: *it is this concealment of such associations that allows such signs to accumulate value* (ebd.: 92; ihre Hervorhebung).

Emotionale Konstruktionen von Behinderung (Dederich 2015) und Abwehrmechanismen (Goodley 2012) in der dis/ableistischen Vorstellungswelt haben weitreichende Konsequenzen für behinderte Menschen, wie ich in Kapitel 1 weiter ausführe. Auch wenn sie den (epistemologischen) Rahmen des vorliegenden Projektes sprengen würde, bleibt die Frage weiter offen, wie Verlernen gelingen kann. Um nur einige mögliche Wege für einen soziokulturellen Wandel zu nennen, die in den Disability Studies diskutiert werden, können nichtbehinderte Menschen über verdrängtes Begehrten in Bezug auf ihre eigene psychologische Entwicklung nachdenken (ebd.). Sie können introspektiv eigene toxische Bestrebungen, z.B. nach körperlicher Perfektion, infrage stellen (Lelwica 2020). Wenn die Nähe zu Tieren als beleidigend empfunden wird, kann die posthumane Infragestellung einer Mensch-Tier-Binarität (Braidotti 2013) möglicherweise Abhilfe schaffen. Nichtbehinderte Menschen können weiter lernen, nach Differenz zu fragen (Campbell 2009) und Leiden als Teil des Lebens zu bejahen (Dederich 2014). Zuletzt bleibt die Frage relevant, ob und welche Mitgefühle Voraussetzung für einen sozialen Wandel sein könnten (siehe Kapitel 1.3.3). “Assigning abjection to other and not to self involves a remediable failure of empathy that is socially constructed and historically redeemable” (Hughes 2020: 99; meine Hervorhebungen).

2 Behindender Affekt

Nach der Rekonstruktion verschiedener Narrative, die mit soziokulturell erworbenen Emotionsrepertoires im Sinne einer *Reaktion* auf Behinderung (siehe Kapitel 1) verbunden sind, spezifiziere ich im folgenden Kapitel, was wechselseitige Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens in einer dis/ableistischen Gesellschaft bewirken.

Diese Auswirkungen bezeichne ich als behindernden Affekt, um zwei Aspekte hervorzuheben:

1. Mit dem Rekurs auf Affekt im Sinne wechselseitiger Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens versuche ich dem zuvor beschriebenen begrenzten Stand der Theoretisierung innerhalb der Disability Studies zu emotionalen *Reaktionen* auf Behinderung Rechnung zu tragen, der vermutete zugrunde liegende Emotionen stets distinkt benennt (siehe Kapitel 1.4). Da das subjektive Erleben spezifischer Emotionen, die durch eine Konfrontation mit Behinderung ausgelöst werden, spekulativ bleibt, kann auf der Grundlage dieses Forschungsstandes nicht entschieden werden, ob nichtbehinderte Menschen in den geschilderten Situationen beispielsweise Angst, Hass oder Mitleid empfinden, wenn sie mit Behinderung konfrontiert werden. Nichtsdestoweniger affizieren soziokulturell geprägte *Reaktionen* auf Behinderung die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen. Um diese Auswirkungen zu erörtern, ist es nicht notwendig, zuerst die eindeutig benannte Emotion zu bestimmen. Dennoch ist anzunehmen, dass sich ängstliche *Reaktionen* auf Behinderung anders auswirken als feindselige *Reaktionen* und wiederum angewiderte *Reaktionen* (Nussbaum 2013; Ahmed 2014b). “[N]aming emotions involves different orientations towards the objects they construct” (Ahmed 2014b: 14).

Ich verstehe Affekt hier als eine „relationale Dynamik“ (Slaby/Mühlhoff 2019: 27; meine Übersetzung), die sich – im Unterschied zu Emotionskonzepten wie Angst, Hass oder Mitleid – nicht vollständig in Worte fassen lässt. Affekt – in einem Spinozistisch-Deleuzianischen Verständnis – meint (1), dass sich Körper und Geist – im Sinne von Leiblichkeit – genau so wenig eindeutig voneinander trennen lassen wie (2) ein (aktives) Affizieren und (rezeptives) Affiziert-Werden und (3) Prozesse der Affizierung darüber hinaus unlösbar an Machtverhältnisse gekoppelt sind. Spinozas Machtbegriff hebt dabei die Empfänglichkeit des Subjekts für die Affizierungen der anderen Subjekte hervor wie auch sein eigenes Vermögen, die anderen Subjekte zu affizieren – durch spezifische Handlungen oder bloße Anwesenheit.

Mit einem Rekurs auf die Wechselseitigkeit von Prozessen des Affizierens und Affiziert-Werdens ist somit nicht gemeint, dass beide Seiten dieselben Gefühle empfinden⁸⁹, sondern stattdessen, dass in sozial ungleichen Verhältnissen auch vergleichsweise machtlose Subjekte, die jeweils anderen immer auch auf irgendeine Weise affizieren. Diskriminierung und Veränderung lassen sich als affektive Prozesse beschreiben (Slaby/Mühlhoff 2019). Ein Fokus auf Affekt richtet die Aufmerksamkeit also eher auf ablaufende Prozesse und Dynamiken als auf distinkt benannte Emotionskonzepte im Sinne von Endprodukten affektiver Dynamiken. *Reaktionen auf Behinderung als wechselseitige Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens* – anstatt als distinkt benannte Emotionen – zu rahmen, eröffnet demnach einen größeren theoretischen Raum. Es ist anzunehmen, dass eine Vorstrukturierung entlang distinkt benannter Emotionskonzepte dazu führt, dass gewisse Aspekte affektiver *Reaktionen auf Behinderung* übersehen werden. Angesichts des gegenwärtigen Stands der Theoriebildung, bei dem das subjektive Erleben verschiedener Emotionen, die durch Behinderung ausgelöst zu werden scheinen, aus der spezifischen Perspektive der Disability Studies bzw. in den geschilderten und zu erklärenden Episoden und Szenen nicht mit Sicherheit bestimmbar bleibt, ist es dennoch gleichzeitig möglich behinderten Menschen zuzuhören, um zu erfahren, was affektive *Reaktionen auf Behinderung bewirken*.

2. Die Formulierung behindernd soll eine Fokussierung der Auswirkungen von Affekt auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen ausdrücken. Affekt als behindernd zu bezeichnen, soll im Sinne eines „Doings“ einen Fokus auf Herstellungs- und Fortschreibungsprozesse der hier interessierenden Prozesse einer affektiven Veränderung anzeigen – analog zu einem „Doing Dis_Ability“ (Köbsell 2016: 89). Anstatt auf der Frage, was Emotionen *sind*, liegt der Fokus hier darauf, was Prozesse eines wechselseitigen Affizierens und Affiziert-Werdens *bewirken*, wie Sarah Ahmed (2014b: 191) in „The Cultural Politics of Emotion“ beschreibt:

What do emotions do? The ‘doing’ of emotions, I have suggested, is bound up with the sticky relation between signs and bodies: emotions work by working through signs and on bodies to materialise the surfaces and boundaries that are lived as worlds.

Diese Auswirkungen konkret als *behindernd* zu kennzeichnen, weist demnach auf *wirkmächtige* Konsequenzen von Gefühlen hin, wie sie

89 An dieser Stelle sei nochmals auf Sara Ahmeds (2014b) soziales Verständnis von Emotionen verwiesen. Mit dieser Sozialität ist ebenfalls keine geteilte Empfindung gemeint, sondern ganz im Gegenteil die verändernde Zuschreibung von Kausalität für unangenehme Gefühle (siehe Kapitel 1.4).

Sarah Ahmed (2014b: 85) hervorhebt: “[F]eelings are, in some sense, material; like objects, feelings do things, and they affect what they come into contact with”. In „Contours of Ableism“ schreibt Fiona Kumari Campbell (2009: 166; meine Übersetzung) von einem „enormen Gewicht“ der ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1) auf subjektive Erfahrungen behinderter Menschen. Mehrere Autor:innen fordern, dass die Disability Studies die Wirkungen von Affekt analysieren sollten, um Dis/ableismus infrage zu stellen (Narduzzi 2013; Cheyne 2016; Soldatic/Morgan 2017).

Vereinbar mit einem solchen Fokus auf die Auswirkungen von Affekt ist der Begriff des psycho-emotionalen⁹⁰ Disablismus (Thomas 1999, 2007; Reeve 2020). In einer Weiterentwicklung des sozialen Modells von Behinderung konzeptualisiert Carol Thomas (1999, 2007) psycho-emotionalen Disablismus als eine Form von Disablismus (siehe Kapitel 1) – “restrictions of bodily activity and behaviour [...] imposed upon people because they have designated impairments (disablism)” (Thomas 2007: 136; ihre Hervorhebung). In einer diskriminierenden Gesellschaft zu leben, löst Gefühle aus, die vergleichbare, aber auch tiefer gehende, behindernde Auswirkungen haben können als Barrieren in der baulichen Umwelt, da sie die Art und Weise prägen, wie behinderte Menschen über sich selbst denken und fühlen. “[P]sycho-emotional disablism places limits on who they can be by shaping individuals’ ‘inner worlds’, sense of ‘self’ and social behaviours” (ebd.: 72; ihre Hervorhebung). Die angesprochenen Aktivitätseinschränkungen sowie die gefühlsmäßige Belastung, die das Leben in einer dis/ableistischen Gesellschaft behinderten Menschen abverlangt, sollten nicht mit direkten Beeinträchtigungsfolgen verwechselt werden. Somit politisiert der Begriff des psycho-emotionalen Disablismus subjektiv empfundene, eben psycho-emotionale, Dimensionen von Behinderung (Thomas 1999).

90 Ich greife hier also in einem Kapitel, das zentral auf den Affektbegriff rekurriert, auf ein Konzept zurück, das Emotionen im Namen trägt. Für vertretbar halte ich dies, da Carol Thomas (1999, 2007) und Donna Reeve (2014, 2020) ihr eigenes Verständnis von Emotionen gar nicht definieren. Den Begriff Affekt verwenden sie nicht – auch nicht zur Abgrenzung ihres eigenen Emotionsverständnisses. Für das Konzept selbst könnte Bezeichnung als psycho-emotionaler Disablismus durchaus passend sein, da er neben mehreren anderen Aspekten auf Emotionen rekurriert, die behinderte Wissenschaftler:innen und ihre Studienteilnehmer:innen in (auto)biografischen Berichten als solche benennen. Ich verwende hier den Begriff des psycho-emotionalen Disablismus hier allerdings vor allem, um behindernde Auswirkungen auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen herauszuarbeiten,

Donna Reeve (2014) unterscheidet weiter zwischen psycho-emotionalen Disablismus, der indirekt durch die Konfrontation mit Barrieren in der baulichen Umwelt verursacht wird, und direktem psycho-emotionalen Disablismus. Letzterer umfasst Worte und Taten nichtbehinderter Menschen, die behinderte Menschen ontologisch abwerten: Vermeidung, aufdringliche Fragen, Anstarren, Hassrede usw. (Reeve 2020). Indirekter psycho-emotionaler Disablismus manifestiert sich, wenn eine Konfrontation mit Barrieren bei behinderten Menschen emotionale Reaktionen auslöst (Reeve 2014). Da Barrieren allgegenwärtig sind, akkumuliert sich der durch Barrieren hinterlassene Eindruck auf Menschen, die durch diese behindert werden (Campbell 2020; Reeve 2020). Sowohl direkter als auch indirekter psycho-emotionaler Disablismus schränken Aktivitäten ein und untergraben das Wohlbefinden behinderter Menschen. Donna Reeve (2014: 95) unterscheidet davon wiederum eine Internalisierung im Sinne eines Selbstverhältnisses.

Die Disability Studies verdanken Thomas und Reeve die subjektive Erfahrung wieder in den Fokus der Theoriebildung gerückt (Goodley 2009) und diese theoretische Entscheidung gegen Kritik verteidigt zu haben (siehe z.B. Thomas 1999: 73ff.). Man kann argumentieren, dass der Begriff des psycho-emotionalen Disablismus in Bezug auf emotionale Folgen von Diskriminierung aufschlussreich ist – “the ways in which disabled people come to experience negative affective and emotional states that are the direct consequences of being belittled, dehumanized and oppressed” (Goodley/Runswick-Cole/Liddiard 2022: 17).

Allerdings hat dieses Konzept auch seine Grenzen: Über den Begriff eines psycho-emotionalen Disablismus hinausgehend, kann das Erleben unangenehmer durch Disablismus ausgelöster Gefühle von der gefühlsmäßigen Belastung durch Ableismus unterschieden werden, der zwangsläufig Scheitern produziert (ebd.). Schließlich setzt eine ableistische Logik einen fähigen Leib voraus und sanktioniert die Nichterfüllung dieser Erwartung (Köbsell 2016; Campbell 2019). Während Disablismus sich an behinderte Menschen richtet, sind von Ableismus auch nichtbehinderte Menschen betroffen (Goodley 2014).

Bedeutender ist jedoch, dass der „emotionale“ Aspekt des psycho-emotionalen Disablismus untertheoretisiert bleibt. Schließlich soll dieses Konzept weniger zu einer Theoretisierung von Emotionen oder Afekten beitragen als zur Theoretisierung von Behinderung, nämlich zu einer relationalen Definition von Behinderung im Sinne einer Weiterentwicklung des sozialen Modells von Behinderung (Thomas 1999). Die verwendeten Emotionskonzepte und sonstigen Begriffe zur Beschreibung von Emotionalität werden in diesem Diskurs folglich nicht weiter definiert. Donna Reeve (2014) beschreibt selbst, dass mit dem Konzept des psycho-emotionalen Disablismus erreicht werden konnte,

dass innere Formen von Disablismus benannt – und nicht etwa erklärt – werden.

Whilst the sociological concept of psycho-emotional disablism has achieved much by *naming* these inner forms of disablism, this work needs to be extended by drawing on fields outside disability studies (ebd.: 97; meine Hervorhebung).

Das folgende Kapitel sondiert Auswirkungen von Emotionsrepertoires einer dis/ablistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1) auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen. Zu diesem Zweck werden verschiedene Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens skizziert, in denen Affekt behindernd wirkt. So müssen behinderte Menschen unablässig Emotionsarbeit leisten, um spezifischen Normen zu entsprechen, wie sie sich (nicht) zu fühlen haben (siehe Kapitel 2.1). Darüber hinaus sind ihre eigenen Gefühle oft Gegenstand einer Medikalisierung, d.h. ihre subjektiv empfundenen Gefühle werden als medizinische und somit behandlungsbedürftige Probleme dargestellt (siehe Kapitel 2.2). Zuletzt sind behinderte Menschen mit gewalttätigen und materiellen Konsequenzen konfrontiert, wenn ihr Leben, ihre Unversehrtheit, ihre Zugehörigkeit und ihr Lebensunterhalt bedroht sind (siehe Kapitel 2.3)⁹¹. Hauptsächlich im Rückgriff auf die Erfahrungen und Überlegungen behinderter Menschen erörtern die folgenden Unterkapitel verschiedene Auswirkungen auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen. Im umfangreichen Archiv der Disability Studies sind verschiedene behindernde Wirkungen von Affekt ausgearbeitet worden. Allerdings müssen diese erst noch zusammen rezipiert und unter einem affektiven Blickwinkel diskutiert werden.

91 Auszüge aus Kapitel 2.1 sind in einer stark gekürzten Fassung mit besonderem Augenmerk auf das Setting Hochschule vorab veröffentlicht in Wechuli (2023a). Auszüge aus Kapitel 2.2 sind in stark gekürzten Versionen mit einem spezifischen Fokus auf die Soziale Arbeit (Wechuli 2023b) bzw. Medizinsoziologie (Wechuli 2023c) vorab veröffentlicht. Auszüge aus Kapitel 2.3 sind in Wechuli (2024a) vorab veröffentlicht.

2.1 Emotionsarbeit und Gefühlsnormen

Der Begriff der Emotionsarbeit⁹² findet in den Disability Studies häufig Verwendung, was allein schon die Länge des nun folgenden Unterkapitels zeigt. Auf die Arbeit an Emotionen wird dabei insbesondere rekurriert, um die Folgen psycho-emotionalen Disablismus zu beschreiben (siehe Kapitel 1) – “performances enforced upon disabled people by the non-disabled world” (Goodley 2017: 110). Der verwandte Begriff der Gefühlsnormen ist bisher deutlich seltener rezipiert worden, wenngleich es hier Ausnahmen gibt (siehe z.B. Sousa 2015; Liddiard 2018). Dies ist überraschend, da beide Begriffe als zwei Seiten derselben Medaille zu verstehen sind: Menschen leisten Emotionsarbeit abhängig von den im jeweiligen Kontext geltenden Gefühlsnormen.

Beide Begriffe gehen auf die Emotionssoziologin Arlie Hochschild (2012 [1983]) zurück, die zunächst bei Beschäftigten im Dienstleistungssektor herausarbeitete, wie diese ihre eigenen Gefühle zu beeinflussen versuchen, um situativen Erwartungen zu entsprechen. In späteren Arbeiten wendete sie ihre Konzepte auch auf den privaten (siehe z.B. Hochschild 2013) und politischen Bereich an (Hochschild 2016; siehe auch Wechuli 2019). “By ‘emotion work’ I refer to the act of trying to change in degree or quality an emotion or feeling” (Hochschild 2008: 122). Subjekte können an ihren eigenen Emotionen wie den Emotionen anderer Menschen arbeiten – Gefühle evozieren oder unterdrücken, entweder kurzfristig oder in langfristigen Prozessen. Dabei kann Emotionsarbeit durchaus misslingen – sie definiert sich

92 Einige Autor:innen der Disability Studies verwenden den Begriff „emotional labour“ außerhalb des Kontexts der Lohnarbeit, für den Arlie Hochschild (2012 [1983]) diesen Begriff reserviert hat (siehe z.B. Runswick-Cole 2013). Andere wiederum nutzen den Begriff affektiver Arbeit und beziehen sich dabei trotzdem auf Hochschild – die selbst nicht auf Affekt rekurriert (siehe z.B. Elman 2012) – oder kommen ganz ohne Verweis aus (siehe z.B. Johnson/McRuer 2014a; Kolářová/Wiedlack 2016). Eine explizite Rezeption von Konzepten affektiver Arbeit (Hardt/Negri 2004) bleibt die Ausnahme (siehe z.B. Voronka 2017; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Da keiner dieser Autor:innen eine überzeugende Unterscheidung zwischen den verschiedenen Begriffen vornimmt, behalte ich hier im Dienste der Einheitlichkeit den geläufigeren Begriff der Emotionsarbeit bei, korrigiere aber wörtliche Zitate nicht. Darüber hinaus ziehe ich den Begriff Emotionsarbeit dem von Hochschild selbst dazu synonym verwendeten Begriff des Emotionsmanagements vor (Hochschild 2008: 122, 2012 [1983]: 7), um die Idee zu vermitteln, dass es sich um zusätzliche, unbezahlte *Arbeit* handelt, die behinderte Menschen leisten müssen (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022).

über den *Versuch*, die eigenen Gefühle zu verändern (ebd.). Analytisch unterscheidet Arlie Hochschild (1998: 11; meine Übersetzung) zwei verschiedene Arten Emotionsarbeit zu leisten, und zwar „Oberflächenhandeln“ im Sinne einer Veränderung des eigenen emotionalen Ausdrucks von „Tiefenhandeln“, also dem Versuch, die eigene Empfindung zu beeinflussen – entweder durch verbale Ermahnungen, durch eine Umdeutung der Situation oder durch Einwirkung auf den Körper, z.B. durch Atemtechniken. Auch wenn Oberflächenhandeln als ein weniger invasiver Versuch beschrieben wird, den emotionalen Anforderungen einer bestimmten Situation zu entsprechen, kann es die Emotion herbeiführen, die das Subjekt zu zeigen versucht. „We may try to alter the expression of our feeling and in doing so actually alter the inward feeling“ (ebd.: 11).

Gefühlsnormen etablieren Anspruchshaltungen und Pflichtbewusstsein, die Emotionsarbeit notwendig machen (Hochschild 2012 [1983]). Sie können distinkte Emotionen betreffen, die Subjekte in einer bestimmten Situation fühlen sollten, sowie deren erwartete Intensität oder Dauer (Hochschild 2008). Meist sind sie latent und können rekonstruiert werden, wenn Subjekte ihre eigene Reaktion auf den Verstoß gegen eine emotionale Konvention äußern – wie etwa Schuldgefühle – von der sich ihre Erwartungshaltung an ihre eigenen Gefühle ableiten lässt. Gefühlsnormen sind soziokulturell und historisch spezifisch und nicht universell oder gar objektiv gültig (Hochschild 2012 [1983]), schließlich beeinflusst Kultur, wie Subjekte Emotionen erkennen, benennen, einschätzen, handhaben und ausdrücken (Hochschild 1998). Wie bei anderen sozialen Normen auch können sich die Subjekte dafür entscheiden, Gefühlsnormen zu missachten und haben einen gewissen Handlungsspielraum. Sie werden jedoch von anderen Menschen an die entsprechende Gefühlsnorm erinnert, die sie verletzen, etwa indem eingefordert wird, Rechenschaft über die eigenen Empfindungen abzulegen (Hochschild 2012 [1983]). Arlie Hochschild (2012 [1983]: 85) rahmt die Arbeit an Emotionen als theoretisch wechselseitigen Austausch in sozialen Beziehungen, der jedoch in von sozialer Ungleichheit durchzogenen Beziehungen wie etwa zwischen den Geschlechtern, nur eingeschränkt zu verwirklichen ist. Dabei ist nicht paritätisch aufgeteilte Emotionsarbeit eine häufige Ursache für Konflikte und zerbrochene Freundschaften oder Liebesbeziehungen. Anders gesagt ist Emotionsarbeit sozial ungleich verteilt.

Daran anschließend manifestiert sich für Sara Ahmed (2014b) die Sozialität von Emotionen nicht in Form von geteilten Gefühlen. Vielmehr zeigen sich Emotionen als soziales Phänomen, wenn Subjekte eine Begegnung miteinander unterschiedlich empfinden. Angehörige von Minderheiten müssen dabei einen unverhältnismäßig hohen Anteil

an Emotionsarbeit leisten, um (a) die Lücke zwischen dem, was sie fühlen, und dem, was sie fühlen sollen, zu schließen (siehe auch Kapitel 2.2) und um (b) stereotype Zuschreibungen zu widerlegen. “Those who do not sink into spaces, whose bodies are registered as not fitting, often have to work to make others comfortable. Much of what I have called earlier ‘diversity work’ is thus emotional work” (ebd.: 224).

Dieses Unterkapitel skizziert den überproportionalen Anteil an Emotionsarbeit, der von behinderten Menschen zu leisten erwartet wird. Sie werden einseitig für den Abbau von Spannungen verantwortlich gemacht, die durch in/direkten psycho-emotionalen Disablismus und seine Internalisierung ausgelöst werden (siehe Kapitel 2.1.1). Darüber hinaus richten sich mehrere Gefühlsnormen spezifisch an behinderte Menschen⁹³ (siehe Kapitel 2.1.2). Diese überproportional zu leistende Emotionsarbeit hat zuletzt Auswirkungen auf behinderte Menschen, auf ihr Gefühlsleben wie darüber hinaus (siehe Kapitel 2.1.3).

2.1.1 Psycho-emotionaler Disablismus als Auslöser von Emotionsarbeit

In den Disability Studies wird psycho-emotionaler Disablismus (siehe Kapitel 1) weithin als potenzieller Auslöser von Emotionsarbeit verstanden (Liddiard 2013, 2018; Goodley 2017; Reeve 2020; Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020). In diesem Sinne möchte ich hier verschiedene Formen des psycho-emotionalen Disablismus mit einem Fokus auf behindernden Affekt (siehe Kapitel 1) diskutieren, indem ich mich darauf konzentriere, was psycho-emotionaler Disablismus *bewirkt* (und zwar Emotionsarbeit anregen) anstatt darauf, was psycho-emotionaler Disablismus *ist* (z.B. eine Form der Unterdrückung)⁹⁴. Da-

93 In diesem Unterkapitel rekonstruiere ich ausschließlich Gefühlsnormen, die sich an behinderte Menschen richten und in den Disability Studies im Zusammenhang mit Emotionsarbeit diskutiert, aber selten *als* Gefühlsnormen expliziert werden. Wie diese Erwartungen sich von den an nichtbehinderte Menschen gerichteten Gefühlsnormen bzw. der von ihnen erwarteten Emotionsarbeit unterscheiden, kann auf Basis der zugrunde gelegten Literatur und des in der Einleitung beschriebenen Vorgehens nicht entschieden werden.

94 Ich gehe an dieser Stelle nicht näher darauf ein, was Beeinträchtigungsfolgen *bewirken*. Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard (2022b) analysieren z.B., auf welche Weise Beeinträchtigungsfolgen Emotionsarbeit erforderlich machen, um das eigene Wohlbefinden aufrechtzuerhalten. Stattdessen diskutiere ich die Verhandlung

bei skizziere ich diese Auswirkungen im Folgenden in Bezug auf indirekten psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.1) und direkten psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.2) sowie deren Internalisierung (siehe Kapitel 2.1.1.3).

2.1.1.1 Indirekter psycho-emotionaler Disablismus

Indirekter psycho-emotionaler Disablismus, mit dem behinderte Menschen in Form von allgegenwärtigen Barrieren konfrontiert sind, löst eine Vielzahl emotionaler Reaktionen wie Frustration, Ärger oder Verlegenheit aus (Reeve 2020). “[D]isabled people [...] are daily challenged to negotiate environments that are not accessible to varying degrees and have their bodily and emotional health suffer“ (Campbell 2020: 219). Behinderte Subjekte müssen Emotionsarbeit leisten, um einen Umgang mit ihren eigenen Gefühlen zu finden, da sie von Barrieren direkt leiblich betroffen sind, wie Margaret Price und Stephanie Kerschbaum (2016) im Rahmen eines Forschungsprojekts erlebten:

When we set out to design an accessible interdependent study, we anticipated an exciting intellectual challenge, but neither of us anticipated it would feel so personal. But then access is always personal. Because access is always about someone's bodymind (ebd.: 46).

Unzugänglichkeit, die behinderte Menschen insbesondere in Form einer fehlenden Barrierefreiheit betrifft, fühlt sich persönlich an, weil sie ihre Präsenz in und Zugehörigkeit zu sozialen Räumen einschränkt (Titchkosky 2011). Der Umgang mit Barrieren in verschiedenen Lebensbereichen erfordert Emotionsarbeit, da strukturelle Barrieren gewissermaßen *entschuldigt* werden müssen (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020: 12). Fiona Kumari Campbell (2020) fasst Barrieren als potenzielle Demütigung – insbesondere dann, wenn auf Barrierefreiheit angewiesene Menschen in ihrem beruflichen Kontext (in ihrem Fall in der Wissenschaft) durch Barrieren behindert werden. Da die Konfrontation mit Barrieren eine allgegenwärtige Erfahrung für behinderte Menschen darstellt, akkumuliert sich der Eindruck, den diese bei Menschen hinterlassen, deren Mobilität sie beispielsweise blockieren (Campbell 2020; Reeve 2020) – “the weight, emotion, logistics, isolation, trauma, fear, anxiety and pain of access” (Mingus 2011a: o.S.). Trotz ihrer Allgegenwärtigkeit können Barrieren auf neue und unerwartete Weise zutage treten. Die COVID-19-Pandemie und ihre Eindämmungsmaßnahmen haben neue Umweltbedingungen (wie virtuelle

unangenehmer Behinderungserfahrungen – und darunter auch direkt durch Beeinträchtigungen ausgelöste Empfindungen – in Kapitel 3.3.1.

Arbeit) hervorgebracht, die nicht ohne weiteres barrierefrei zugänglich sind, und neue Normen (wie soziale Distanzierung), die nicht von allen behinderten Menschen erfüllt werden konnten. Über verschiedene Kontexte hinweg mussten viele behinderte Menschen weltweit mit verschärften existenziellen Ängsten und Sorgen umgehen – zwischen dem Risiko, (schwer) zu erkranken oder in der Gesundheitsversorgung benachteiligt zu werden, weggefallenen Unterstützungsangeboten und sozialer Ausgrenzung (Goodley et al. 2022).

Volker Schönwiese (2011) denkt anlässlich eines privaten Erlebnisses über seine ambivalenten, durch Barrieren ausgelösten Gefühle nach: Er sitze in der unzugänglichen Wohnung seiner Bekannten fest, bei denen er auf einer Dienstreise übernachtet hatte. Sobald die Bekannten zur Arbeit gehen, langweile er sich und verfalle in eine aggressive, nervöse und schließlich depressive Stimmung. Er mache sich Vorwürfe, die Situation nicht vorausgesehen zu haben *und* vor dem öffentlichen Aufsehen zurückzuschrecken, das die Bitte um Unterstützung erregen würde, wenn etwa ein:e Taxifahrer:in ihn die Treppe hinuntertrüge. Dass er sich von einem Freund auf die praktischste Art und Weise, nämlich über die Schulter hängend, die Treppe hinuntertragen lassen hatte, löste in der Vergangenheit schon einmal Gerüchte aus, dass in dem Haus ein Mord stattgefunden habe. Sobald er um Unterstützung bitte, müsse er mit den Ängsten seiner Helfer:innen und der öffentlichen Aufmerksamkeit umgehen, wobei er sich in dieser Situation zu verletzlich fühle, um die antizipierten Blicke entweder völlig zu ignorieren oder sich ihnen konfrontativ zu widersetzen.

Neben der Häufung vergleichbarer Erfahrungen wird die gefühlsmäßige Wirkung von Barrieren durch die mangelnde Bereitschaft nichtbehinderter Menschen verstärkt, Differenz und soziale Ungleichheit wahrzunehmen (siehe Kapitel 1.2). Studierende machen etwa die Erfahrung, dass Lehrende immer wieder *vergessen*, barrierefreies Lernmaterial bereitzustellen (Osborne 2019). Behinderte Menschen beobachten, dass nichtbehinderte Menschen Barrieren nicht bemerken und auch nicht den Aufwand, der erforderlich ist, um Anpassungen einzufordern (Olsen 2018). Die erforderliche zusätzliche unbezahlte Arbeit bleibt unsichtbar (Inckle 2018).

Many non-disabled friends seem to believe that all that is required to join them at clubs, events, or restaurants is to call ahead and let the location know that a disabled person is coming and, no matter the disability, the problem is sorted (Olsen 2018: 1162).

Behinderte Menschen müssen sich ständig selbst für Anpassungen einsetzen, da Fragen der Barrierefreiheit in einer dis/ableistischen und neoliberalen Logik individualisiert werden. Behinderte Menschen werden

(allein) dafür verantwortlich gemacht, Informationen über Barrierefreiheit einzuholen oder zu erheben, Anpassungen einzufordern und mit den gefühlsmäßigen Auswirkungen von Barrieren umzugehen (Schönwiese 2011; Price/Kerschbaum 2016; Ahmed 2017; Inckle 2018; Olsen 2018; Price 2021). „The very effort required to find out about access can end up making events inaccessible. Access can become inaccessible“ (Ahmed 2017: 114). Selbst wenn ein bürokratisches Verfahren für angemessene Vorkehrungen⁹⁵ bereitsteht, müssen behinderte Menschen Zeit, Geld und emotionale Energie investieren, um ihre Ansprüche geltend zu machen (Ahmed 2017; Inckle 2018; Osborne 2019; Price 2021). Im Rahmen einer Studie zu behinderten Fakultätsangehörigen US-amerikanischer Universitäten beschreibt Margaret Price (2021: 2; meine Übersetzung) eine „Anpassungsschleife“:

The [accommodations; Y. W.] loop is arduous to traverse, must be traversed over and over again, and exacts costs not only of time and money but also of emotion. The loop must be traversed by anyone seeking accommodations, whether they are quickly granted or fiercely contested. And, perhaps most important, the loop is almost always invisible to those not traversing it (ebd.: 272).

Manche behinderte Menschen nehmen sich der Aufgabe an, nichtbehinderte Menschen über Barrieren und daher notwendige Anpassungen aufzuklären (Olsen 2018), was – abermals – zusätzliche unbezahlte Arbeit nach sich zieht. Eine Weigerung, die individualisierte Verantwortung für Barrierefreiheit zu übernehmen, resultiert oft in Ausgrenzung. Fiona Kumari Campbell (2020) schildert einen Vorfall, bei dem sie als Gastrednerin eingeladen war und von einer Bühne aus zu Studierenden sprechen sollte, die für sie nur über einen tragbaren Lift zugänglich war. Die Organisator:innen der Veranstaltung waren nicht in der Lage, vor ihrem geplanten Vortrag herauszufinden, ob dieser Lift auch tatsächlich funktionieren würde. Um nicht – wie bereits mehrfach erlebt – in erster Linie als behinderter Mensch und nicht als Expertin für fachliche Inhalte wahrgenommen zu werden, sagte sie den Gastvortrag letztendlich ab. Auf der individuellen Ebene gibt es dabei keinen *richtigen* Weg, mit der sich in Barrieren manifestierenden strukturellen Gewalt umzugehen: Sowohl Einzelfall-Lösungen zu finden als auch sich aus Sozialräumen zurückzuziehen wirkt systemstabilisierend (Schönwiese 2011).

95 Die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen verpflichtet die Unterzeichnerstaaten sowohl Barrierefreiheit herzustellen als auch sogenannte angemessene Vorkehrungen zu treffen. Letztere beziehen sich auf individuelle Anpassungen, die eine Teilhabe (trotz Barrieren) ermöglichen, sofern sie nicht unverhältnismäßig sind (Degener 2003, 2015; Hirschberg 2016).

Die Barrieren-Vergessenheit nichtbehinderter Menschen zeigt sich inverständnislosen Reaktionen auf behinderte Menschen, die ihre Anforderungen an Barrierefreiheit äußern oder angemessene Vorkehrungen einfordern. In Bezug auf physische Barrieren scheint diese Vergessenheit noch erstaunlicher als gegenüber (oft nicht physisch sichtbarem) alltäglichem Sexismus und Rassismus, über die Sara Ahmed (2017: 40) hier nachdenkt: "If you say something and eyes roll, you might end up in a state of wonder and disbelief: how can they not see, what is right in front of us?" Bei der Planung von Freizeitaktivitäten erleben behinderte Menschen beispielsweise, dass ihre nichtbehinderten Freund:innen irritiert reagieren, wenn sie Barrierefreiheit gegenüber hedonistischeren Aspekten wie etwa dem gastronomischen Angebot priorisieren (Schönwiese 2011). Neu im Zuge der COVID-19-Pandemie entstandene Normen der sozialen Distanzierung erwiesen sich v.a. deshalb als problematisch für manche behinderten Menschen, da ihre Nichteinhaltung als Verantwortungslosigkeit ausgelegt wurde. Behinderte Menschen, die nicht in der Lage waren, diese neuen Normen einzuhalten, sahen sich in der Öffentlichkeit dann Anfeindungen ausgesetzt (Goodley et al. 2022) – einer Öffentlichkeit, die ihnen angemessene Vorkehrungen in diesem Fall nicht zuerkannte.

Hence, while many of us experience anxieties when encountering environments outside the safety of our homes, these worries are multiplied for disabled people when their behaviours risk being interpreted as irresponsible [...] where anxieties are magnified by feelings of failure to fit socially prescribed normative expectations associated with self-containment and responsibilisation as the key responses to the pandemic (ebd.: 11).

Menschen mit nicht offensichtlich wahrnehmbaren Beeinträchtigungen werden generell leicht zur Zielscheibe von Anfeindungen und Beleidigungen, wenn sie in der Öffentlichkeit versuchen, behindertenspezifische Einrichtungen wie Behindertentoiletten, -parkplätze oder für behinderte Menschen ausgewiesene Sitz- und Stellplätze in öffentlichen Verkehrsmitteln zu nutzen (Burch 2021b; Kubenz 2025). Bei der Inanspruchnahme von Nachteilsausgleichen sehen sich behinderte Menschen oft feindseligen Reaktionen ausgesetzt (Wilton 2008; Inckle 2018; Osborne 2019; Price 2021), die zu Auseinandersetzungen darüber eskalieren, welche Vorkehrungen als angemessen gelten (Inckle 2018; Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022). Die Legitimität von Anpassungsmaßnahmen muss nicht nur gegenüber Arbeitgeber:innen verteidigt werden (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022), sondern auch gegenüber Mitarbeiter:innen, die diese zum Teil als Vorzugsbehandlung empfinden (Wilton 2008), oder Verwaltungsangestellten, die solche Anträge bisweilen als böswillige Zumutung zusätzlicher

Arbeit auffassen (Inckle 2018). Die Figur der „Spaßverderber:in“ (Ahmed 2010: 65; meine Übersetzung; siehe Kapitel 1.2), die ein Problem darstellt, weil sie ein Problem aufdeckt (Ahmed 2017), schwingt hier mit. Nichtbehinderte Menschen mögen sich allgegenwärtiger Barrieren nicht bewusst sein, doch sind Anpassungsmaßnahmen nur deshalb notwendig, weil Umweltbedingungen auf nichtbehinderte Menschen zugeschnitten sind (Kafer 2013). Ähnliche Beobachtungen stellt Sara Ahmed (2017: 113) im Kontext von Migration auf: „The modifications that are required for spaces to be opened to other bodies are often registered as impositions on those who were here first“. Kay Inckle (2018) beschreibt konkreter die Schritte, die sie ergreifen muss, um als Rollstuhlfahrerin produktiv an ihrer Universität arbeiten zu können – vor dem Hintergrund ihrer unbestreitbaren (und rechtlich abgesicherten) Anforderungen an Barrierefreiheit. Nichtsdestotrotz muss sie überprüfen, ob die ihr zugewiesenen Unterrichtsräume als barrierefrei ausgewiesen sind, dann wiederum prüfen, ob als barrierefrei ausgewiesene Räume tatsächlich ihren eigenen Anforderungen an Barrierefreiheit entsprechen und um weitere Anpassungen kämpfen, wenn dies nicht der Fall ist.

These lengthy processes/battles require a huge amount of emotional labour and resilience on my part, which is compounded by hostile, patronising and sometimes bullying responses from university staff when I progress them (ebd.: 1375).

Anpassungen durchzusetzen ist daher (wie temporäre individuelle Lösungen auch) nicht nur mit erheblicher zusätzlicher immaterieller Arbeit, sondern auch mit hohen emotionalen Kosten verbunden (Price 2021). Daher wägen behinderte Menschen Kosten und Nutzen der Einforderung angemessener Vorkehrungen sorgfältig ab (Brown 2020; Campbell 2020), die meist mit einer Offenlegung ihres Behinderungsstatus (siehe Kapitel 3.1.2) verbunden sind. Sie loten die Bereitschaft von Kolleg:innen und Vorgesetzten aus, sich auf ihre Bedarfe einzustellen (Wilton 2008), und damit auch die Intensität der zu leistenden Emotionsarbeit. Eine mangelnde Bereitschaft wird oft durch Entschuldigungen für nicht gewährte Anpassungen kommuniziert, die das institutionelle Umfeld in keiner Weise barriärermer machen (Price 2021), aber wiederum von behinderten Menschen verarbeitet werden müssen.

Es gibt eine einfache Lösung für die beschriebene Anpassungsschleife: „the next time someone tells you they need something – anything, any accommodation for any reason – *believe them*“ (ebd.: 273; ihre Hervorhebung). Ihre zum Ausdruck gebrachten Zugangsbedürfnisse zu *glauben*, statt sie zu hinterfragen, liest die Behindertenrechtsaktivistin Mia Mingus (2011a: o.S.; meine Übersetzung) als Zeichen einer „um Barrierefreiheit bemühten Intimität“.

Access intimacy is that elusive, hard to describe feeling when someone else ‘gets’ your access needs. The kind of eerie comfort that your disabled self feels with someone on a purely access level (ebd.).

Andere Anzeichen für Access Intimacy sind die Aufgeschlossenheit gegenüber der Äußerung ihrer Anforderungen an Barrierefreiheit oder die gemeinsame Überprüfung von Barrierefreiheit. “It has looked like people not expecting payment in the form of emotional currency or ownership for access” (ebd.). Im Grunde genommen schlägt sie (2011a) vor, dass die Übernahme einer geteilten Verantwortung für Barrierefreiheit die gefühlsmäßige Belastung durch indirekten psycho-emotionalen Disablismus abmildert. Wichtig ist, dass Access Intimacy nicht mit vollständiger Barrierefreiheit gleichzusetzen ist und dass eine vollständige Barrierefreiheit nicht immer mit Access Intimacy einhergeht. “Many of us have experienced obligatory access that has left us feeling like a burden, violated or just plain shitty” (ebd.: o.S.).

Im Ergebnis ist festzuhalten, dass indirekter psycho-emotionaler Disablismus zur Individualisierung des sozialen Problems Behinderung führt. Während die Beantragung von Nachteilsausgleichen in einem institutionellen Rahmen wahrscheinlich ein gewisses Oberflächenhandeln erfordert, um mit etwaigen Widerständen umzugehen, findet die gefühlsmäßige Belastung durch allgegenwärtige Barrieren in einem Bedarf an Tiefenhandeln ihren Widerhall. Die Emotionsarbeit, die durch indirekten psycho-emotionalen Disablismus ausgelöst wird, kann jedoch abgemildert werden, wenn nichtbehinderte Menschen die Verantwortung für Barrierefreiheit mittragen.

2.1.1.2 Direkter psycho-emotionaler Disablismus

Direkter psycho-emotionaler Disablismus – verstanden als die entwerten Worte und Taten nichtbehinderter Menschen (Reeve 2020) – regt zu weiterer Emotionsarbeit an. Solche verletzenden Worte und Taten zeigen sich etwa in Vermeidungsverhalten oder Eingriffen in die Privatsphäre behinderter Menschen.

Menschen mit sichtbaren Beeinträchtigungen oder Hilfsmitteln machen häufig die Erfahrung, dass nichtbehinderte Menschen jegliche Interaktion mit ihnen vermeiden (Murphy 1995; Thomas 2007; Reeve 2020; Evans/Whitney-Mitchell/Spurr 2022). Laut Robert Murphy (1995) fühlen sich behinderte Menschen unsichtbar, wenn nichtbehinderte Menschen sie meiden, sich körperlich von ihnen distanzieren oder zurückweichen, ihre Augen abwenden oder nicht wissen, was sie zu ihnen sagen sollen. Volker Schönwiese (2011) schildert ein persönliches Erlebnis, bei dem ein Kleinkind ihn interessiert anspricht, aber von

der Mutter unsanft zurückgerissen wird, die diese Kontaktaufnahme nicht bemerkte hatte. Vor Schreck fängt das Kind zu weinen an, woraufhin keiner der Interaktionspartner:innen eine Ahnung hat, wie die Situation aufzulösen ist.

Children are quite understandably curious about disabled people and often stare at them, only to have their parents yank their arms and say, ‘Don’t look.’ Nothing could better teach a child to be horrified by disability; that the condition is so terrible that one cannot speak about it or even look at it (Murphy 1995: 153).

Manchmal versuchen nichtbehinderte Menschen, eine bereits begonnene Interaktion, die sie als herausfordernd empfinden, zu beenden, beispielsweise wenn sie eine Person mit Sprachbeeinträchtigung nicht verstanden haben, sich aber nicht trauen, um eine Wiederholung zu bitten (Ancet 2013).

Abgesehen von einer körperlichen Vermeidung äußern behinderte Menschen den Eindruck, dass bestimmte Gesprächsthemen tabu sind, die für ihre gelebten Erfahrungen von zentraler Bedeutung sind, wie etwa Schmerzen, Funktionseinbußen oder eine verkürzte Lebenserwartung. Behinderte Menschen berichten, dass sie dabei auf die Gefühle ihrer Familien Rücksicht nehmen müssen – etwa die Sorgen um ihren Gesundheitszustand (Liddiard 2013) und die Trauer über Funktionsverluste (Watermeyer/Swartz 2016) oder eine verkürzte Lebenserwartung (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a). Dadurch werden behinderte Menschen davon abgehalten, ihre eigenen gefühlsmäßigen Belastungen zu äußern (Watermeyer/Swartz 2016). Für junge behinderte Menschen mit verkürzter Lebenserwartung bedeuten solche Belastungen eine ganze Reihe komplizierter Gefühle wie Trauer, Angst und Frustration. Da ihre nichtbehinderten Eltern vermeiden, sich mit ihren eigenen Gefühlen in Bezug auf den erwarteten vorzeitigen Tod ihres Kindes auseinanderzusetzen, leisten die Kinder ihren Eltern zuliebe eher Emotionsarbeit, als dass sie Unterstützung einfordern (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a).

Mit chronischen Schmerzen lebende Menschen spüren, dass schmerzfreie Menschen nicht bereit sind, über Schmerzen zu sprechen⁹⁶. “[D]iscussions of chronic pain are unwelcome if they discomfort the listener, even if that discussion comforts the person in pain” (Sheppard 2018: 61). Von ihnen wird erwartet, dass sie ihren Schmerzausdruck sorgfältig managen, kontrollieren und ausbalancieren; sie werden insbesondere davon abgehalten, die emotionale Seite ihres

96 Obwohl die Kommunikation von Schmerzerfahrungen eine Herausforderung ist, folge ich hier der Einschätzung von Autor:innen, die annehmen, dass diese Herausforderung mit einer gewissen Anstrengung zu bewältigen ist (Dederich 2009, 2020; Sheppard 2019).

Schmerzempfindens auszudrücken, z.B. zu weinen oder zu klagen, um Verzweiflung oder Unglücklichsein zu äußern (Sheppard 2018, 2020a). “This placed [study; Y. W.] participants in the position of managing not just their pain and their emotions, but also managing the emotions of others around them, particularly others’ horrified response to pain-made-visible” (Sheppard 2020a: 13). Verfehlten sie den erwarteten ausbalancierten Schmerzausdruck, werden mit chronischen Schmerzen lebende Menschen als übertreibend, aufmerksamkeitsheischend, *hysterisch* oder als simulierend wahrgenommen (Sheppard 2018; siehe Kapitel 2.2.3). Wenn sie ihren Schmerzausdruck jedoch zu sehr eindämmen (z.B. durch Minimierung; siehe Kapitel 3.1.3), treffen sie häufig auf Unverständnis – insbesondere, wenn sie Zugang zu medizinischer Versorgung und anderer Unterstützung suchen (ebd., 2020a; siehe Kapitel 2.3.1). Im Falle von emotionslosen Erzählungen werden sie als verstellt bzw. ihr Schmerzempfinden nur vortäuschend wahrgenommen – sie gehen dann nicht als behindert oder krank (genug) durch (Sheppard 2018; siehe Kapitel 3.1.2).

Wenn ihnen nicht ausweichend begegnet wird, müssen behinderte Menschen möglicherweise mit dem oft beschriebenen seltsamen Verhalten nichtbehinderter Menschen (Reeve 2014) zureckkommen, das Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen der Disability Studies seit langem zu verstehen versuchen (Goodley 2014). Ein Paradebeispiel für solch seltsames Verhalten sind die zahllosen Eingriffe in die Privatsphäre, denen Menschen mit sichtbaren körperlichen Beeinträchtigungen in der Öffentlichkeit ausgesetzt sind, etwa wenn sie einen Rollstuhl benutzen (Cahill/Eggleston 1994; Maskos 2018). Von ihnen wird erwartet, jedes voyeuristische Bedürfnis (siehe Kapitel 1.3.1) zu befriedigen – kurz mit einem Lächeln auf jede noch so unangemessene Frage zu antworten –, um den gefühlsmäßigen Befindlichkeiten nichtbehinderter Menschen entgegenzukommen (Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Nichtbehinderte Menschen verlangen, über Ätiologien und die Logistik des Alltags, z.B. mit Prothesen aufgeklärt zu werden (Garland-Thomson 2009) oder über das Intim- und Sexualleben ihnen nicht näher bekannter behinderter Menschen. Eingriffe in ihre Privatsphäre machen notwendig, dass behinderte Menschen irgendwie darauf reagieren, ob sie sich nun gegen solch voyeuristische Eingriffe zur Wehr setzen, Fremde aufklären oder beispielsweise sorgfältige Strategien minimaler Offenlegung gegenüber nichtbehinderten Freund:innen anwenden (Liddiard 2018). “Such tacit or explicit demands to account for oneself ultimately require starees to prepare sets of responses to dispatch, engage, or defuse their starers” (Garland-

Thomson 2009: 88). Schließlich sind solche Eingriffe in die Privatsphäre nicht mit einem ehrlichen Interesse an den subjektiven Erfahrungen behinderter Menschen gleichzusetzen (Wendell 1996).

Das Anstarren kann als visuelles Eindringen in die Privatsphäre betrachtet werden, das bei den Angestarrten *und* den sie Anstarrenden Schamgefühle hervorrufen kann, wenn letztere sich bei einem unangemessenen Verhalten ertappt fühlen (Garland-Thomson 2009). Mütter von behinderten Kindern beobachten andere Personen (einschließlich medizinischen Personals), die ihre Abneigung gegenüber ihrem behinderten Kind nicht verbergen können. Unabhängig davon, ob sie die Starrenden zur Rede stellen oder versuchen, die Interaktion friedlich zu halten, ist eine intensive, routinisierte Emotionsarbeit gefordert. Im letzteren Fall müssen Mütter behinderter Kinder ihre eigenen Gefühle von Ärger und Frustration zurückhalten (Runswick-Cole 2013). “Anticipating and managing the emotions of strangers was a huge source of emotional labour for mothers of disabled children” (ebd.: 111). Der Umgang mit derartigen Begegnungen artet für die Angestarrten (und ihre Angehörigen) in Arbeit aus (Garland-Thomson 2009) – ich würde hier im Anschluss an Katherine Runswick-Cole (2013) konkretisieren, dass es sich um Emotionsarbeit handelt, und weiter ausdifferenzieren, dass sie Oberflächenhandeln an den Tag legen müssen, um das erfolglose oder gar nicht versuchte Tiefen- oder Oberflächenhandeln (Hochschild 1998) von Dritten zu kompensieren.

Die Angestarrten wägen gefühlsmäßige Beweggründe der sie Anstarrenden und auch ihr eigenes Interesse ab, z.B. daran, die Begegnung eskalieren zu lassen oder einem Kind etwas beizubringen. Sie bauen Spannungen ab oder beruhigen Ängste in Interaktionen, indem sie z.B. charmant, freundlich oder humorvoll sind. Sie können die Anstarrenden anleiten, wie sie respektvoll(er) mit ihnen interagieren können oder unerwünschte Aufmerksamkeit durch eine entschlossene Körpersprache und gezielten Blickkontakt beenden – obwohl dies als aggressiv interpretiert werden kann (Garland-Thomson 2009).

Erfahrungen mit alltäglichem *Hass* (siehe Kapitel 2.3.3) – als eine extreme Form verletzender Worte und Taten – stellen einen weiteren Auslöser für Emotionsarbeit dar, insbesondere da derartige Verbrechen ähnlich wie physische Barrieren (siehe Kapitel 2.1.1.1) zunehmend antizipiert werden, wenn sie sich häufen (Murphy 1995; Ahmed 2010; Burch 2018, 2021a, 2021b; Reeve 2020). Behinderte Menschen leisten fortwährend Emotionsarbeit, um ihre so ausgelösten Ängste, Verunsicherungen oder weitere Nachwirkungen wie wiederkehrende Albträume zu bewältigen. Um Gewalterfahrungen zu vermeiden, planen sie ihre Bewegungen im öffentlichen Raum oft minutiös (Burch 2021b, 2021a). Wie auch bei alltäglicher sexualisierter Gewalt (Ahmed 2017)

wird die Verantwortung für die Prävention von alltäglicher dis/ableistischer Gewalt dabei individualisiert und denjenigen Subjekten übertragen, die von ihr betroffen sind (Burch 2021b).

The violence does things. You begin to expect it. You learn to inhabit your body differently through this expectation. When you sense the world out there as a danger, it is your relation to your own body that changes: you become more cautious, timid; you might withdraw in anticipation that what happened before will happen again (Ahmed 2017: 24).

Ich möchte darüber hinaus Praktiken der Beschämung (Soldatic/Morgan 2017; Dederich 2018a; Saffer/Nolte/Duffy 2018; Tabin et al. 2020) als eine Form des direkten psycho-emotionalen Disablismus im Sinne entwertender Worte und Taten diskutieren (Reeve 2020). Solche Abwertungen haben in sonderpädagogischen Einrichtungen oder bei der Gewährung von Sozialleistungen für behinderte Menschen Konjunktur und richten sich wiederum gegen behinderte Menschen als Gemeinschaft. Passend dazu versteht Martha Nussbaum (2013) Beschämung als soziale Unterordnung und stellt heraus, dass das Risiko, beschämt zu werden, sozial ungleich verteilt ist. Schüler:innen mit besonderen Förderbedarfen werden von ihren Eltern, von Lehrer:innen und anderen Schüler:innen auf vielerlei Weise beschämt, indem sie gedemütigt oder übermäßig bestraft werden, vorgeführt werden oder ihnen vermittelt wird, kein Talent zu haben (Dederich 2018a).

Behinderte Menschen werden in neoliberalisierten Sozialleistungssystemen häufig gedemütigt, wenn sie Transferleistungen erhalten oder zu beantragen versuchen, z.B. in Australien (Soldatic/Morgan 2017), der Schweiz (Tabin et al. 2020) oder im Vereinigten Königreich (Soldatic/Morgan 2017; Saffer/Nolte/Duffy 2018). Da die Unterstützungs-würdigkeit behinderter Menschen umstritten ist (siehe Kapitel 1.2.2), sehen sich Sozialleistungsempfänger:innen und Antragsteller:innen mit existenziellen Sorgen konfrontiert, inwieweit ihren Ansprüchen stattgegeben wird oder sie ihr Einkommen verlieren (Soldatic/Morgan 2017; Saffer/Nolte/Duffy 2018). Auf der Grundlage von als willkürlich empfundenen Vorschriften werden behinderte Menschen etwa trotz eines unveränderten Gesundheitszustands als wieder erwerbsfähig eingestuft. Sie erhalten keine Entschuldigung für (oder auch nur eine Benachrichtigung über) Verwaltungsfehler bei der Gewährung von Sozialleistungen. Um vermeintliche *Betrüger:innen* zu enttarnen, werden (Wieder-)Begutachtungen manchmal an nicht barrierefreien Orten angesetzt. Solche Praktiken verursachen eine gefühlsmäßige Belastung, mit der behinderte Menschen individuell und als Gemeinschaft umgehen müssen (Soldatic/Morgan 2017) – “collective and personal injury” (ebd.: 124). In Arbeitsförderungsmaßnahmen fühlen sie sich infantilisiert, wenn sie auf elementarste Basiskompetenzen hin begutachtet werden,

oder gemeinsam mit jüngeren Mitschüler:innen wieder zur Schule gehen (Tabin et al. 2020). Wenn sie auf einem wettbewerbsorientierten Arbeitsmarkt keine Anstellung finden, kann dies eine Spirale aus einer intensivierten Arbeitssuche (Soldatic/Morgan 2017) und verstärkt empfundenen Gefühlen von Scham⁹⁷ und Zorn (Scheff/Retzinger 2001) in Gang setzen (Soldatic/Morgan 2017).

Personal feelings of failure are a direct result of state coercive practices of shaming, which are reaffirmed by the constant material insecurity and negotiation of minimal resources to maintain a basic standard of living. Thus, the structural reproduction of shame, in turn, reinforces individual feelings of personal failure (ebd.: 125).

Die gefühlsmäßige Belastung, die entwertenden Worte und Taten erwächst, wird durch die Erwartung verschärft, dass behinderte Menschen jegliche Spannungen in Interaktionen abbauen und (nichtbehinderten) Interaktionspartner:innen potenzielle Unsicherheiten nehmen sollen (Murphy 1995; Maskos 2004). “Disabled people, more than others, are called upon to make other people feel comfortable with their difference” (Watermeyer/Swartz 2008: 603). Es wird also von ihnen erwartet, dass sie an ihren eigenen und den Gefühlen anderer arbeiten. Ähnlich wie die Verantwortung für Barrierefreiheit wird auch die Verantwortung für einen angenehmen Umgang miteinander dabei nicht geteilt⁹⁸. Stattdessen werden unangenehme Gefühle, die in Interaktionen auftreten können, als in behinderten Menschen verwurzelt individualisiert (siehe Kapitel 1), z.B. die Verlegenheit, wenn nichtbehinderte Menschen eine Person mit einer Sprachbeeinträchtigung nicht verstehen (Ancet 2013). Von Menschen mit ungewöhnlichen Gesichtszügen wird erwartet, dass sie Menschen, die ihren Blick

97 Scham wird oft als eine sich aufschaukelnde und ansteckende Emotion beschrieben (siehe z.B. Scheff/Retzinger 2001; Ahmed 2014b) – auch in den Disability Studies (Ancet 2013; Soldatic/Morgan 2017). Scham ist eine universelle, aber soziokulturell geprägte, innere Antwort auf eine dem Subjekt widerfahrende Integritätsverletzung (Dederich 2018a). Scham wird als schmerhaft und isolierend empfunden (Sedgwick 2004). Gleichzeitig ist das Schamgefühl selbst ein Grund, sich zu schämen, und verpflichtet auch andere dazu, auf die sich schämende Person einzugehen (Ancet 2013). Öffentliche Bloßstellung (Sedgwick 2004), Zurückweisung oder Spott, der Kontrollverlust vor anderen Menschen, Verletzungen der Privatsphäre oder Gewalterfahrungen sind typische Auslöser von Scham (Dederich 2018a).

98 Die Erwartung, Verantwortung für angenehme Interaktionen zu übernehmen, richtet sich auch an Angehörige anderer Minderheiten (Ahmed 2014b). “They are not expecting you. Discomfort involves this failure to fit. A restlessness and uneasiness, a fidgeting and twitching, is a bodily registering of an unexpected arrival. [...] If you cause discomfort (by not fulfilling an expectation of whiteness), you have to work to make them comfortable” (Ahmed 2017: 129).

nicht abwenden können, dabei helfen, ihren Schock zu überwinden und ihre Selbstkontrolle nicht zu verlieren (Garland-Thomson 2009; siehe Kapitel 1.1.3). “People with unorthodox faces must work hard in a staring interaction to save face, both for themselves and for their starers” (ebd.: 105). Menschen mit amputierten Gliedmaßen verspüren den Drang, anderen Menschen den Umgang mit ihrer Differenz so angenehm wie möglich zu machen, und tragen dazu manchmal eher visuell normalisierende⁹⁹ als funktionelle Prothesen (ebd.). “He makes an important distinction here: he wears his cosmetic hand not so much to protect himself from stares but rather to spare his viewers the discomfort of being starers” (ebd.: 131).

Wenn in ihren Beziehungen Probleme auftauchen, wird behinderten Menschen oft die Schuld zugeschoben, indem sie etwa als besonders manipulativ abgestempelt werden (Watermeyer/Swartz 2008). Einige junge behinderte Menschen tragen in ihrer eigenen Einschätzung die gefühlsmäßige Verantwortung für die greifbaren Auswirkungen von Behinderung auf das Leben ihrer ganzen Familie (siehe Kapitel 2.3.2) – einschließlich Schuldgefühlen für Konflikte oder Zerrüttung (The Co-Researcher Collective 2020). Behinderte Menschen werden dafür zuständig gemacht, nichtbehinderte Menschen von den beunruhigenden bis bedrohlichen Gegebenheiten einer diskriminierenden Welt (Watermeyer und Swartz 2008) voller Barrieren und ungleicher Chancen (Watermeyer 2014) abzuschirmen. “[T]he implication is that as a disabled person one is responsible for protecting others from one’s experience” (Watermeyer/Swartz 2008: 601). Weiter wird von behinderten Menschen erwartet, nichtbehinderte Menschen vor Schuldgefühlen zu schützen, die aufkommen können, wenn sie etwa Chancenungleichheit oder Barrieren (siehe Kapitel 1.2) erkennen (Maskos 2008; Watermeyer 2014).

Vor dem Hintergrund einer individualisierten Verantwortung für angenehme Interaktionen verstärkt die Unvorhersehbarkeit von psycho-emotionalem Disablismus die damit verbundene gefühlsmäßige Belastung. Denn anders als bei physischen Barrieren ist nicht vorherzusehen, wie zwischenmenschliche Interaktionen ablaufen werden – etwa ob Verletzungen der Privatsphäre oder anderes verletzendes Verhalten zu bewältigen sein wird (Reeve 2014).

99 Auf Normalisierung rekurriere ich in dieser Arbeit, um auf Assimilationsprozesse hinzuweisen, und nicht etwa Bemühungen um die soziale Teilhabe behinderter Menschen im Sinne des sogenannten Normalisierungsprinzips (Boger 2017).

Being subject to these kinds of comments from strangers can be difficult to deal with and can undermine psycho-emotional well-being. But it is not just the encounter itself that is disabling, there is also the ‘existential insecurity’ associated with the uncertainty of not knowing how the next stranger will react (Reeve 2020: 104).

Junge behinderte Menschen beschreiben, dass Assistenzhunde ihnen eine Pause von direktem psycho-emotionalen Disablismus verschaffen, wodurch dessen Internalisierung (siehe Kapitel 2.1.1.3) in Bezug auf Selbstwert und Selbstvertrauen verringert wird (Evans/Whitney-Mitchell/Spurr 2022). Ich deute diese Beobachtung hier so, dass einer der gefühlsmäßigen Vorteile des Einsatzes von Assistenztieren darin besteht, dass sie einen Teil der Verantwortung für eine angenehme Interaktion übernehmen. Hunde diskriminieren selbst nicht und fungieren darüber hinaus in sozialen Interaktionen als Eisbrecher. Sie regen zuverlässig Gespräche an, die sich um Haustiere und nicht um Behinderung drehen, was positive statt mitleidige oder vermeidende Sozialkontakte ermöglicht und somit die Emotionen von nichtbehinderten Interaktionspartnern bearbeitet (ebd.). “People love watching an assistance dog work but can be uncomfortable watching another person provide care and assistance” (ebd.: 57).

Wenn behinderte Menschen sich weigern, die Verantwortung für den angenehmen Verlauf sozialer Interaktionen individuell zu übernehmen, setzen sie sich der Gefahr aus, dass die Legitimität ihrer Anwesenheit infrage gestellt wird (Ancet 2013). In einem Hochschulstudium müssen junge behinderte Menschen Emotionsarbeit leisten, damit sie der Anwesenheit und Zugehörigkeit würdig angesehen werden und sich auch so fühlen (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022). Um Begegnungen für Dritte möglichst angenehm zu gestalten (aber zulasten ihres eigenen Stresslevels), ermutigen Eltern behinderter Kinder ihre Kinder oft als möglichst *normal* durchzugehen (siehe Kapitel 3.1.1), um ihre Anwesenheit an öffentlichen Orten wie etwa Supermärkten zu legitimieren (Goodley/McLaughlin 2008a). Wenn Mütter behinderter Kinder sich der Idee widersetzen, dass sie Emotionsarbeit für Dritte leisten sollen, die ihre Kinder unverhohlen anstarren, wird ihnen angelastet, eine öffentliche und für ihr Kind oder andere Familienmitglieder spannungsgeladene und womöglich peinliche *Szene* zu provozieren (Runswick-Cole 2013).

So lässt sich zusammenfassen, was direkter psycho-emotionaler Disablismus *bewirkt*: nämlich eine Individualisierung der Verantwortung für angenehme Interaktionen. Dabei ist Oberflächenhandeln notwendig, um Begegnungen etwa mit starrenden Dritten friedlich zu halten. Wie die Weigerung, die Verantwortung für Barrierefreiheit allein zu tragen,

führt auch die Weigerung, die individuelle Verantwortung für reibungslose Interaktionen zu übernehmen, häufig zu Ausgrenzung und Infragestellungen von Zugehörigkeit. Psycho-emotionaler Disablismus sowohl in Form von Barrieren in der baulichen Umwelt als auch in Form von unangemessenen Worten und Taten nichtbehinderter Menschen zieht unerwünschte Aufmerksamkeit auf den Körper (Paterson/Hughes 1999; Reeve 2020), der im Alltag oft in den Hintergrund des Bewusstseins rückt (Leder 2007), und reduziert behinderte Menschen auf ihren Behinderungsstatus (Campbell 2020).

2.1.1.3 Internalisierung von psycho-emotionalem Disablismus

Weiter beeinflusst insbesondere direkter psycho-emotionaler Disablismus das Selbstverhältnis behinderter Menschen, also wie behinderte Menschen sich in Bezug auf sich selbst fühlen (Thomas 1999; Reeve 2014; Burch 2021b). Wie Angehörige anderer Minderheiten auch übernehmen behinderte Menschen soziokulturelle Abwertungen teilweise in „ihre emotionale Beziehung zu ihren eigenen Körpern“ (Schmechel 2022: 145; meine Übersetzung). Eine solche gefühlsmäßige Abwertung wirkt auch deshalb zutiefst behindernd, da sie mit keinerlei Anspruchshaltung vereinbar ist, die als Voraussetzung für die Einforderung von angemessenen Vorkehrungen oder anderen Rechten gelesen werden kann (Marks 1999). Erfahrungen mit *Hassverbrechen* (siehe Kapitel 2.3.3) – als extremes Beispiel für direkten psycho-emotionalen Disablismus – untergraben Selbstvertrauen und Disability Pride (Burch 2021b; siehe Kapitel 3.2) und prägen somit, „wer sie [behinderte Menschen; Y. W.] *sein* können“ (Thomas 2007: 72; ihre Hervorhebung, meine Übersetzung). Bei einer ökonomischen Zirkulation von Emotionen (Ahmed 2014b) in einer dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1.4) ist Ausgrenzung spürbar (Burch 2021b) und Behinderung eine emotionale Erfahrung (Goodley/Runswick-Cole/Liddiard 2022).

Disability is also felt; that is to say it has an affective or emotional quality [...] Whenever we talk, then, of emotions associated with disability, it is crucial that we do not ignore the ideology of ableism that under-scores how we are expected to feel about our lives (ebd.: 16).

Zahlreiche Disability-Studies-Autor:innen beklagen die Internalisierung¹⁰⁰ der mit Behinderung in einer dis/ableistischen Gesellschaft verbundenen, abwertenden und unangenehmen Gefühle wie

100 Ich diskutiere Phänomene rund um internalisierte Unterdrückung (Marks 1999; Thomas 2007; Reeve 2014), Subjektivierung von Dis/ableismus (Campbell 2008) und internalisierten Ableismus (Campbell 2009; Reeve 2020) hier nicht nur als

beispielsweise Verlegenheit (Cahill/Eggleston 1994; Reeve 2015; Marx 2023a), Scham (Maskos 2004; Soldatic/Morgan 2017; Kremsner/Proyer 2018; Schmehel 2022), Schuld (Maskos 2004; Wolfe 2012; García-Santosmases/Sanmiquel-Molinero 2022), Selbstverachtung (Campbell 2008) oder gar Selbsthass (Campbell 2009; Schmehel 2022). Behinderte Menschen müssen Emotionsarbeit leisten, um den Botschaften, die in/direkter Disablismus vermittelt, entgegenzuwirken oder mit diesen zu leben (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b). Die Erkenntnis, unangenehme Emotionen zu verinnerlichen, kann an sich unangenehme Gefühle, wie etwa Unbehagen oder Scham, wecken, die es wiederum zu bewältigen gilt (Saffer/Nolte/Duffy 2018).

Welche Botschaften, von denen behinderte Menschen sich gefühlsmäßig abgrenzen müssen, vermittelt in/direkter psycho-emotionaler Disablismus? Behinderte Menschen werden verändert oder dazu gebracht, sich als *andere* zu fühlen, was als geteilte Grundlage für die Wissensproduktion der Disability Studies aufgefasst werden kann, die emotionale Reaktionen auf Behinderung zu verstehen versuche (Kremsner/Proyer 2018). Dabei richten sich die durch in/direkten psycho-emotionalen Disablismus vermittelten Botschaften an behinderte Menschen als Gemeinschaft.

Viele behinderte Wissenschaftler:innen durchdenken ihre alltäglichen Erfahrungen mit Veränderung und wie sie sich dadurch unattraktiv, wertlos und beschämmt fühlen (ebd.). Junge behinderte Menschen schildern, dass sie sich verändert und einsam fühlen und befürchten weiter, dass nichtbehinderte Menschen den Umgang mit ihnen als zu mühevoll empfinden könnten – etwa auf ihre Ansprüche an eine barrierefreie Kommunikation einzugehen (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b). Menschen mit Querschnittslähmung berichten, sich verändert zu fühlen, wenn sie in einer häuslichen Umgebung voller Barrieren plötzlich auf informelle Unterstützung angewiesen sind (García-Santosmases/Sanmiquel-Molinero 2022). Vor dem Hintergrund der ableistischen Abwertung von Abhängigkeit (siehe Kapitel 1.1.2) müssen sie die damit einhergehenden Schuldgefühle bewältigen (ebd.). Als Eskalation einer Veränderung lässt sich zuletzt das Gefühl, entbehrllich zu sein, auffassen, das behinderte Menschen im Zusammenhang mit Triage-Praktiken im Zuge der COVID-19-berPandemie beschrieben haben (Goodley et al. 2022).

Behinderte Menschen fühlen sich außerdem durch alltägliche Fehlzuschreibungen wie Unfähigkeit oder Asexualität verändert, die sich wahrscheinlich in unangemessenen Worten und Taten nichtbehinderter

Belastung für behinderte Subjekte (Campbell 2008), sondern insbesondere auch als Auslöser für Emotionsarbeit.

Menschen (Reeve 2014; siehe Kapitel 2.1.1.2) widerspiegeln. Wenn solche Stereotype nicht zum eigenen Selbstbild passen, können behinderte Menschen sich dadurch gekränkt (Goodley 2014) und gegebenenfalls dazu aufgerufen fühlen, die ihrer Auffassung nach fehlerhafte Wahrnehmung ihres *wahren Selbst* zu korrigieren (Maskos 2008). Um ableistische Fehlzuschreibungen zu bewältigen, müssen behinderte Menschen ungleich verteilte Emotionsarbeit leisten – und zwar unabhängig davon, ob sie sich dem Bild, das andere von ihnen haben, anpassen oder widersetzen (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020).

Insbesondere im Bereich der Lohnarbeit müssen behinderte Menschen sich gegen die Unterstellung von *Unfähigkeit* wehren, (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022). Auf einem umkämpften Arbeitsmarkt wägen Bewerber:innen mit unsichtbaren Beeinträchtigungen sorgfältig ab, ob sie ihren Behinderungsstatus offenlegen (siehe Kapitel 3.1.2), und verspüren dann den Drang, diese Information zu kompensieren (siehe Kapitel 3.1.3), indem sie ihre Fähigkeiten *trotz* Behinderung demonstrieren (Duckett 2000). Wenn behinderte Arbeitssuchende keine Beschäftigung auf einem wettbewerbsorientierten Arbeitsmarkt finden, wird ihr Scheitern individualisiert, indem es ihrer vermeintlichen Unfähigkeit zugeschrieben wird (Soldatic/Morgan 2017). Angesichts eng gefasster Vorstellungen davon, wer in beruflichen Kontexten als fähig wahrgenommen wird, müssen neurodiverse Menschen bewusst Emotionsarbeit (im Sinne von „emotional labour“) verrichten, damit ihnen nicht fälschlicherweise Unfähigkeit zugeschrieben wird. Wenn sie an wissenschaftlichen Konferenzen teilnehmen, müssen sie etwa viele ungeschriebene Konventionen einhalten, z.B. wie Vorträge zu halten und Fragen zu stellen sind, was auf (herausfordernde) Kommentare zu erwideren ist oder wie man Kontakte knüpft (Gunaratnam 2021).

Behinderten Menschen wird des Weiteren häufig fälschlicherweise zugeschrieben, asexuell zu sein (Mollow/McRuer 2012; Liddiard 2018; Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b; García-Santosmases/Sanmiquel-Molinero 2022). Junge behinderte Menschen müssen sich damit auseinandersetzen, dass ihnen Angehörige, Betreuer:innen und potenzielle Sexualpartner:innen Asexualität unterstellen (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b). Diese Fehleinschätzung zeigt sich etwa darin, dass nichtbehinderte Menschen das Flirten einstellen und das Gesprächsthema auf ihre eigenen gesundheitlichen Beschwerden – oder gar die Beschwerden weiterer Personen – verlagern, sobald sie den Behinderungsstatus ihrer Gesprächspartner:innen bemerken (Saerberg 2011). Die öffentliche Wahrnehmung zu verinnerlichen, dass Intimität für sie unerreichbar ist, kann behinderten Menschen das Gefühl geben,

einsam und isoliert zu sein (Liddiard 2018). Nicht als potenzielle Sexualpartner:innen anerkannt zu werden, stellt dabei eine schmerzhafte und ausgrenzende Erfahrung dar (Mollow/McRuer 2012). Einrichtungen der medizinischen Akutversorgung naturalisieren darüber hinaus eine mangelnde Privatsphäre, in der behinderte Körper als geschlechtslos betrachtet werden. Wenn Beeinträchtigungen durch Unfälle erworben werden (wie etwa bei Rückenmarksverletzungen), müssen sich behinderte Menschen schlagartig an strenge Zeitpläne für die Körperpflege durch Pflegekräfte gewöhnen. Falls sie hierbei auf Unterstützung angewiesen sind, können sie ihre bisherigen Hygieneansprüche möglicherweise nicht mehr einhalten (García-Santemsases/Sanmiquel-Molinero 2022).

Die Fehleinschätzung der Asexualität lässt sich beispielsweise dadurch korrigieren, öffentlich sichtbar verpartnert zu sein. Dabei ist Emotionsarbeit erforderlich, um trotz der Anwesenheit von Pflegekräften sexuell aktiv zu bleiben und beispielsweise sexuelle Aktivitäten diskret zu halten (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b). Darüber hinaus trägt die weitverbreitete Ausgrenzung behinderter Menschen von Intimität (siehe Kapitel 2.3.2) dazu bei, dass sie einen überdurchschnittlichen Anteil an verschiedenen Formen routinierter vergeschlechtlichter Emotionsarbeit in Partnerschaften auf sich nehmen (Liddiard 2018), indem sie beispielsweise Zufriedenheit oder aufrichtige Liebe zu ihren Partner:innen vortäuschen (Liddiard 2013). Einige behinderte Menschen berichten in diesem Zusammenhang, dass sie nicht nur mit ungeliebten, sondern gar gewalttätigen Partner:innen zusammenbleiben oder ihr eigenes sexuelles Lustempfinden dem ihrer Partner:innen unterordnen (Liddiard 2018).

I want to tentatively suggest [...] that being routinely humiliated, frightened, hurt, intimidated, scared, degraded, isolated and abused as part of one's daily life, as well as the labour involved in hiding it from the outside world, takes significant emotional work to survive (ebd.: 86).

Behinderte Menschen nicht als (mögliche zukünftige) Eltern anzuerkennen – eine Fehlzuschreibung, die behinderten jungen Menschen mit einer verkürzten Lebenserwartung von ihren Angehörigen, Betreuer:innen und der breiten Öffentlichkeit vermittelt wird – erweitert quasi die Fehlzuschreibung von Asexualität. Sie leisten Emotionsarbeit an ihren eigenen Gefühlen in Bezug auf eine potenzielle Elternschaft, fühlen sich aber auch dafür verantwortlich, ob und wie ihre Partner:innen zukünftig Eltern werden (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b). Als Eltern erleben behinderte Menschen, dass ihre (biologische) Mutter- (Grue/Lærum 2002) oder Vaterschaft (Schönwiese 2011) angezweifelt wird. Volker Schönwiese (2011) schildert ein persönliches Erlebnis, bei dem Passant:innen bezweifeln, dass er tatsächlich Vater seines kleinen

Sohnes ist und er diese beschwichtigen muss, damit sie nicht die Polizei rufen. Er muss demnach sowohl an den Emotionen der Passant:innen arbeiten, als auch seine verletzten Gefühle darüber bewältigen, nicht als potenzieller Vater anerkannt zu werden.

Wenn die Elternschaft außer Zweifel steht, kann darüber hinaus bezweifelt werden, dass behinderte Menschen fähig sind, *gute Eltern* zu sein. Ihnen wird fälschlicherweise Unfähigkeit zugeschrieben, wodurch etwaige Probleme in einer dis/ableistischen Gesellschaft individualisiert werden (Fritsch 2017). Behinderte Mütter stehen besonders unter dem prüfenden – gar überwachenden – Blick der Öffentlichkeit, beispielsweise in Bezug auf Sauberkeit, Stimmung oder Verhalten des Kindes. Jeder wahrgenommene Makel wird auf die Behinderung der Mutter zurückgeführt statt auf die Barrieren, die behinderte Mütter zu überwinden haben. Vor dem Hintergrund einer Entinnerung von Differenz und Ungleichheit (siehe Kapitel 1.2) sehen sich behinderte Mütter der latenten, aber häufig in die Tat umgesetzten Gefahr ausgesetzt, das Sorgerecht für ihre Kinder zu verlieren (Grue/Lærum 2002). Somit ist Emotionsarbeit erforderlich, um schmerzhafte dis/ableistische Annahmen im Zusammenhang mit Elternschaft zu bewältigen (und zu entschuldigen). Behinderte Menschen müssen hier rationalisieren (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020), warum andere sie nicht ohne weiteres als (gute) Eltern anerkennen, um ihre eigenen verletzten Gefühle zu besänftigen und Konflikte zu vermeiden.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass behinderte Menschen in ihrem Alltag mit den sich häufenden Erfahrungen mit in/direktem psycho-emotionalem Disablismus umgehen müssen, während nichtbehinderte Menschen Privilegien beanspruchen (Campbell 2008) – etwa Barrieren einfach übersehen zu dürfen. Behinderte Menschen leisten einen unverhältnismäßig hohen Anteil an Emotionsarbeit, um ihr eigenes gefühlsmäßiges Wohlbefinden zu erhalten, sowie die Gefühle anderer Menschen in (antizipiert) konflikthaften Begegnungen zu besänftigen (Reeve 2020). Um Wohlbefinden oder ein affirmatives Selbstverhältnis aufrechtzuerhalten, müssen sie abwertende unangenehme Gefühle und Fehlzuschreibungen wie Unfähigkeit oder Asexualität bearbeiten. Vermutlich ist Emotionsarbeit in Form von Tiefenhandeln notwendig, um sich einer Internalisierung zu widersetzen, während die Korrektur von Fehlzuschreibungen Oberflächenhandeln erfordert, beispielsweise um nichtbehinderte Menschen von der eigenen Leistungsfähigkeit oder Attraktivität zu überzeugen.

2.1.2 *An behinderte Menschen gerichtete Gefühlsnormen*

Anstelle von Auslösern für Emotionsarbeit würde Arlie Hochschild (2012 [1983], 2016) die der Emotionsarbeit jeweils zugrunde liegenden Gefühlsnormen ausbuchstabieren. Behinderte Menschen sind mit spezifischen Erwartungen konfrontiert, welche Emotionen sie zeigen *und* welche Gefühle sie erleben sollen (Watermeyer 2009), was sowohl Oberflächen- als auch Tiefenhandeln (Hochschild 2012 [1983]) einfordert. Obwohl diese Erwartungen in den Disability Studies nur selten als Gefühlsnormen ausformuliert werden, lassen sie sich u.a. wie folgt skizzieren: Von behinderten Menschen wird erwartet, dass sie Trauer und Wut verbergen (siehe Kapitel 2.1.2.1), dass sie Leiden demonstrativ zur Schau stellen (siehe Kapitel 2.1.2.2) und dass sie dankbar *sind* (siehe Kapitel 2.1.2.3). Dabei bleibt hier hervorzuheben, dass diese Liste keinesfalls erschöpfend ist. Falls dieses Konzept häufiger auf Analysen von Emotionsarbeit in den Disability Studies angewendet werden sollte, gehe ich davon aus, dass sich weitere Gefühlsnormen rekonstruieren und kulturell wie historisch ausdifferenzieren lassen. Im Folgenden werden also drei Gefühlsnormen rekonstruiert, die an behinderte Menschen gerichtete Erwartungen bündeln, die in den Disability Studies im Zusammenhang mit Emotionsarbeit diskutiert werden.

2.1.2.1 Zeig keine Trauer oder Wut!

Die erste hier rekonstruierte Gefühlsnorm lässt sich überschreiben mit „Zeig keine Trauer oder Wut!“ Behinderte Menschen sind mit der Erwartung konfrontiert, Gefühle nicht öffentlich zu verhandeln, die gemeinhin als Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999) pathologisiert werden, anstatt sie als nachvollziehbare Reaktionen auf Diskriminierung anzuerkennen (siehe Kapitel 2.2.2). Behinderte Menschen nehmen davon Abstand, diese Gefühle zu äußern, um nicht stereotypen Zuschreibungen zu entsprechen, die Diskriminierung rechtfertigen. Vor dem Hintergrund der gegebenen Bedrohung durch Ausgrenzung und Gewalt (siehe Kapitel 2.3) kann die Erfüllung stereotyper Erwartungen riskant sein (Watermeyer 2017).

Mehrere Autor:innen der Disability Studies weisen auf kulturelle Verbote hin, Gefühle öffentlich zu verhandeln, die behinderten Menschen gemeinhin zugeschrieben werden, etwa von Trauer und Trübseligkeit (Murphy 1995; Maskos 2008; Watermeyer 2014; Sandle/Day/Muskett 2018), Hilflosigkeit und Verletzlichkeit (Goodley/McLaughlin 2008b; Watermeyer 2014) oder Wut und Ärger (Murphy 1995; Watermeyer/McKenzie 2014; Goodley 2017; Sandle/Day/Muskett 2018).

Diese Verbote fordern Oberflächenhandeln ein und sind vor dem Hintergrund eines vorherrschenden *tragischen* Narratifs von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4) in sich widersprüchlich (Goodley 2017).

So strong is this paradox that disabled people who are not depressed (because they should be, as they are disabled) are labelled as being in denial. Equally, those that do show a fighting spirit are in danger of being erroneously (mis)understood [...] as maladjusting to their impairments. This combination of prescriptions ('mourn but be plucky') and prohibitions ('do not be angry') is a potent destructive force (ebd.: 115).

In welchen Situationen wird von behinderten Menschen erwartet, Wut oder Trauer nicht zu zeigen (oder gar nicht zu empfinden)? Menschen mit Lernschwierigkeiten berichten davon, Gefühle von Wut und Zorn zu unterdrücken, um ihre Betreuer:innen nicht zu *kränken*. Angeblich zu ihrem eigenen *Schutz*¹⁰¹ sollen sie ihre Gefühle nicht frei äußern (Marks 1999) – nicht einmal als nachvollziehbare Reaktion auf ihre soziale Ausgrenzung, materielle Deprivation oder überproportionale Viktimisierung (siehe Kapitel 2.3). "The expression of anger by people with learning difficulties is barely tolerated in contemporary society" (ebd.: 618). In einer Studie in forensischen Einrichtungen stellten Rebecca Fish und Hannah Morgan (2019) fest, dass von Frauen mit Lernschwierigkeiten erwartet werde, *fröhlich* und *gesprächig* statt wütend oder traurig zu erscheinen, um zu beweisen, dass sie zur Entlassung *bereit* seien. Diese sehr eng gefasste Erwartung gehe so weit, dass ein stillschweigendes Ertragen von Gewalt als ein Anzeichen von Aggressionsbewältigung anstatt von Unterwürfigkeit¹⁰² gelesen werde.

This research suggests that personal notions of moving on [to be considered to move out of locked wards; Y. W.] were missing in favour of 'proving' change to staff in ways some of the women found difficult to demonstrate. Tania clearly showed that to be considered 'happy' she had to act within very strict parameters, and Sarah had to tolerate physical assault without retaliation in order to show she was eligible to move on (ebd.: 938).

Mehrere Autor:innen der Disability Studies konstatieren, dass von behinderten Menschen erwartet wird, nicht verärgert oder gar aggressiv auf Eingriffe in ihre Privatsphäre oder andere seltsame Verhaltensweisen zu reagieren (Maskos 2004; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole

101 Auf *Schutz* wird beispielsweise auch rekurriert, wenn Menschen mit Lernschwierigkeiten die Teilnahme an Beerdigungen und somit das Betrauern des Verlusts eines geliebten Menschen untersagt wird (Marks 1999).

102 Angesichts ihrer unverhältnismäßig häufigen Viktimisierung (siehe Kapitel 2.3.3) kann die Förderung von unterwürfigem Verhalten behinderte Frauen gefährden (Fish/Morgan 2019).

2018), die in Kapitel 2.1.1.2 als direkter psycho-emotionaler Disablismus diskutiert wurden. Wenn sie diese Erwartung nicht erfüllen, werden sie als unfreundlich oder sogar als *verbittert* wahrgenommen. Verärgerete Reaktionen können sich rächen, wenn behinderten Menschen dann ihrerseits mit Aggression begegnet wird (Cahill/Eggleson 1994). *Verbitterung* wiederum wird tendenziell als Beeinträchtigungsfolge (Thomas 1999: 43; siehe Kapitel 2.2.2) im Sinne einer behinderten Menschen inhärenten Charaktereigenschaft pathologisiert (Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Daraus lernen behinderte Menschen, dis/ableistische Diskriminierung nicht anzufechten, um nicht als *problematisch* wahrgenommen zu werden (Goodley 2017: 110). Um einen derartigen Eindruck zu erwecken, reicht bisweilen bereits die sichtbare Zugehörigkeit zu einer Minderheit aus. Bevor irgendwelche Forderungen gestellt werden, kann diese sichtbare Zugehörigkeit laut Sara Ahmed (2017) als fordernd wahrgenommen werden. Auch Angehörige anderer Minderheiten müssen deshalb an ihrer Selbstdarstellung arbeiten, etwa an ihrem sprachlichen oder Emotionsausdruck, um sich von stereotypen Fehlzuschreibungen zu distanzieren (ebd.). Auch hier schwingt die Figur der „Spaßverderber:in“ (Ahmed 2010: 65; meine Übersetzung; siehe Kapitel 1.2) mit. Die Verärgerung von als Spaßverderber:innen abgestempelten Personen wird dabei nicht als berechtigte gefühlsmäßige Reaktion etwa auf Diskriminierung aufgefasst, sondern als Ausdruck eines problematischen Charakters. Wenn diese Personen Ungerechtigkeiten ansprechen, werden sie als Problemverursacher:innen wahrgenommen (Ahmed 2017).

It is frustrating to be heard as frustrated; it can make you angry that you are heard as angry. Or if you are angry about something and you are heard as an angry person [...], then what you are angry about disappears, which can make you feel even angrier. [...] We are dismissed as emotional. It is enough to make you emotional (ebd.: 38).

Auch im schulischen Kontext wird von behinderten Kindern und ihren Eltern erwartet, Wut und Trauer nicht öffentlich zu verhandeln (Erevelles/Minear 2010; Sousa 2015). Dabei kann ein ausgrenzendes Bildungswesen Wut auslösen (Erevelles/Minear 2010) oder die Bewertung von Defiziten der Schüler:innen gefühlsmäßig belastend sein (Sousa 2015). Lehrer:innen in sonderpädagogischen Einrichtungen reagieren nach dem Eindruck von Eltern jedoch nur auf emotional distanzierte Anfragen und nicht auf Anliegen, die auf eine emotionale Weise – etwa weinend – vorgebracht werden. Emotional vorgetragene Anliegen werden stattdessen schnell als aggressiv oder aufdringlich (Erevelles/Minear 2010; Sousa 2015), als *unangemessen* oder sogar als *verrückt*

(Douglas et al. 2021) aufgefasst. Dabei beeinflusst die familiäre Fürsprache weithin, ob Schüler:innen Zugang zu angemessenen Unterstützungsressourcen erhalten (Sousa 2015). Sehen sich Eltern nicht in der Lage, die Gefühlsnormen des sonderpädagogischen Systems zu befolgen, ziehen sie sich eventuell zurück und konzentrieren ihre Energien auf die häusliche Unterstützung ihres Kindes oder beauftragen Stellvertreter:innen, sich für ihr Kind einzusetzen. Allerdings legen Sonderpädagog:innen einen solchen Rückzug meist als Desinteresse an der Entwicklung des Kindes aus – ein Desinteresse, das sie wiederum auf den sozioökonomischen Hintergrund der Eltern zurückführen. Gleichzeitig interpretieren Eltern, die sich im schulischen Kontext nicht einbringen, ihr Scheitern an sonderpädagogischen Gefühlsnormen als individuelles Versagen (ebd.). Amy Sousa (2015: o.S.) berichtet über einen solchen Fall:

While Jackie [mother of Sam, a disabled child; Y. W.] finds herself frustrated by the misperception, she believes herself unable to manage her emotions in a manner that would adequately convey her investment in Sam's future. [...] To bureaucrats, Jackie is an unininvolved mother rather than a concerned parent abiding by the feeling rules of the institution as she understands them.

In „austerity porn“ (Sandle/Day/Muskett 2018: 65; siehe Kapitel 1.2.2) wird von Menschen mit psychischen Erkrankungen ebenfalls erwartet (nachvollziehbare) Trauer oder Wut nicht zu zeigen. Jeglicher Ausdruck von Trauer über gescheiterte Karrieren, Einkommenseinbußen oder einen veränderten Gesundheitszustand wird als Selbstmitleid dargestellt. Derartige Programme delegitimieren weiter etwaige Wut über rechtswidrige Kündigungen und fordern die unrechtmäßig Entlassenen stattdessen auf, *loszulassen*. Dabei rahmt Austerity Porn eine aufgehelle Stimmung als Voraussetzung für Lohnarbeit – „feeling better to work“ (ebd.: 68) – und ruft zu Emotionsarbeit und insbesondere Tiefenhandeln auf, um diese Stimmungsänderung zu erreichen (ebd.).

Im Vergleich zu anderen Eltern¹⁰³ wird Eltern behinderter Kinder weniger zugestanden, die mit den Herausforderungen der Elternschaft

103 Gefühlsnormen rund um die Kindererziehung scheinen für Eltern von behinderten Kindern besonders rigide zu gelten. „On the emotive terrain of child-rearing, guilt over what one feels or does not feel, does or does not do, is seldom far away“ (Watermeyer/McKenzie 2014: 410). Aufgrund gesellschaftlicher Erwartungen, alle frühen Bedürfnisse ihrer Kinder zu erfüllen oder sich selbst als emotionales Auffangnetz zur Verfügung zu stellen (Watermeyer/McKenzie 2014), ist Elternschaft generell mit Emotionsarbeit verbunden (McLaughlin/Goodley 2008a). Die hier jeweils zitierten Quellen beschäftigen sich größtenteils spezifisch mit Mutter-

zusammenhängenden Gefühle zu zeigen (Watermeyer/McKenzie 2014) – auch wenn sie mit der besonderen Herausforderung konfrontiert sind, behinderte Kinder in einer dis/ableistischen Gesellschaft großzuziehen (McLaughlin/Goodley 2008a). Eltern kontrollieren ihren Emotionsausdruck daher oft bis zur Erschöpfung (Goodley/McLaughlin 2008b), um Gefühle wie Enttäuschung, Wut oder Trauer zu vermeiden, die stereotypen Zuschreibungen entsprechen (Watermeyer/McKenzie 2014). “If it is shameful to acknowledge (and potentially process) the burdensome aspects of rearing a nondisabled child; it is much more so in the case of a disabled one” (ebd.: 412). Mütter behinderter Kinder berichten, dass Dritte ihnen unangenehme Gefühle absprechen, die mit den Herausforderungen der Elternschaft zusammenhängen, und damit jede Mitverantwortung für ihr (potenzielles) Unglücklichsein von sich schieben (Runswick-Cole 2013):

“You have to wear it all with a smile because people don’t want you to be unhappy, they don’t want to look after you, they say, you’re alright because... anyway back to me, do you know what I mean?” (ebd.: 114).

Auf welche Weise gelingt es behinderten Menschen die Gefühlsnorm zu befolgen, Trauer oder Wut zu verbergen? Um derartige gefühlsbezogene Stereotype zu widerlegen, fühlen sich behinderte Menschen gedrängt, Alltagsprobleme erfolgreich und *fröhlich*¹⁰⁴ zu meistern (Murphy 1995; Maskos 2008; Lelwica 2020). Behinderte Menschen werden vielmals – und unerbeten – ermutigt, eine *positive* Einstellung an den Tag zu legen, sich auf die positiven Aspekte von Behinderung zu konzentrieren oder trotz aller Widrigkeiten zufrieden und gut gelaunt zu sein (Lelwica 2020). Viele behinderte Menschen lösen routinemäßig Spannungen in den beschriebenen seltsamen Begegnungen (siehe Kapitel 2.1.1.2), indem sie Behinderung auf *heitere* Art und Weise kurz zum expliziten Gesprächsthema machen (Murphy 1995).

One technique is to make a brief allusion to it [disability; Y. W.] at the outset, as if to say, ‘There, that’s on the table and out in the open; now let’s get on with our business.’ This line of action is usually set in motion by the impaired person, who has to become an expert on putting others at their ease. He does this, as I have said, by his cheerful demeanor; anything else would make the other person run away (ebd.: 147).

oder Vaterschaft nichtbehinderter bzw. behinderter Eltern. Aufgrund stark vergeschlechtlichter Erwartungen lassen sich daraus m. E. keine generalisierbaren Aussagen ableiten.

104 Auch Angehörigen anderer Minderheiten werden häufig unangenehme Gefühle unterstellt, wenn sie nicht lächeln oder auf andere Weise Fröhlichkeit zur Schau stellen (Ahmed 2010) – “then he or she is read as being negative: as angry, hostile, unhappy, and so on” (Ahmed 2010: 66).

Die erste hier rekonstruierte Gefühlsnorm lässt sich in einer Welt voller Barrieren (siehe Kapitel 2.1.1.1) darüber erfüllen, dass behinderte Menschen alltägliche Frustrationen verborgen, statt sich über eine Gesellschaft zu beschweren, die ihren Anforderungen an Barrierefreiheit nicht entgegenkommt (Maskos 2008). Ähnlich geben sich manche mit chronischen Schmerzen lebenden Menschen zufrieden oder sogar fröhlich, um dem Unwillen nichtbehinderter (und schmerzfreier behinderter) Menschen zu begegnen, über ihre Schmerzerfahrungen ins Gespräch zu kommen (Sheppard 2020b). “[P]articipants experienced pressure to reassure friends and family that they were happy, that their pain and fatigue were not overwhelmingly awful” (ebd.: 45).

Die Gefühlsnorm, stereotyp zugeschriebene, unangenehme Gefühle zu verbergen, wird weiter in Spendenkampagnen artikuliert, in denen behinderte Menschen stets als *glücklich* abgebildet werden. “Cultural tropes, such as the smiling disabled girl and the jolly fat man or woman [...], teach disabled and fat people that we are suppose [sic!] to be, or at least appear to be, happy” (Chandler/Rice 2013: 230). Menschen mit Lernschwierigkeiten werden gar als *immer glücklich* und unempfänglich für dis/ableistische Befindlichkeiten porträtiert (Marks 1999). “It is often assumed that people with learning difficulties are oblivious to society’s pity, hatred and even death wishes towards them” (ebd.: 618). Solche Dar- und Vorstellungen vermitteln Glücklichsein als erstrebenswert (Ahmed 2010) und zentral auch als dekontextualisiertes Einstellungsproblem im Verantwortungsbereich des einzelnen Subjekts. Dabei wird behinderten Menschen implizit für ihr etwaiges Unglücklichsein selbst die Schuld übertragen und somit die gefühlsmäßige Verantwortung (Chandler/Rice 2013) oder in meiner Terminologie die Verantwortung für behindernde Auswirkungen von Affekt (siehe Kapitel 1) individualisiert. Diese Rahmung entbindet nichtbehinderte Menschen von der Verantwortung für das (etwaige) Unglück behinderter Menschen, zu dem sie in einer diskriminierenden Gesellschaft möglicherweise beigetragen haben (siehe Kapitel 1.2).

Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen der Disability Studies haben oft beschrieben, dass von behinderten Menschen erwartet werde, dass sie einen *angenehmen* Charakter zeigen (Maskos 2008). Sie sollen u.a. höflich, freundlich und liebenswürdig (Watermeyer und Swartz 2008), immer lustig (Waldschmidt 2012), friedlich und rücksichtsvoll (Goodley und Runswick-Cole 2011), harmlos oder gar passiv (Chandler und Rice 2013) erscheinen. Charaktereigenschaften – auch zugeschriebene – sollen hier nicht mit Gefühlen gleichgesetzt werden. Dennoch möchte ich darauf hinweisen, dass behinderte Menschen Emotionsarbeit leisten müssen, um diesen engen Erwartungen gerecht zu werden. Wenn Oberflächenhandeln notwendig ist, um medizinisches

Personal vom eigenen *angenehmen* Charakter zu überzeugen, damit ein kranker Körper auch ohne medizinisch anerkannte Diagnose versorgt wird, kann selbst das eigene Überleben von Emotionsarbeit abhängen (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022).

In hospital, I engaged in the labour of making myself seem worthy of help and being recognised as medically needing aid. I had to change my behaviour around nurses and doctors who I strongly disliked because of their treatment of me and had to make myself falsely sweet and childlike, changing my voice to be softer, more saccharine, desperate (ebd.: 103).

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass die Gefühlsnorm, stereotyp zugeschriebene Gefühle nicht öffentlich zu verhandeln, über eine Selbstkontrolle zur Widerlegung von Stereotypen hinausgeht. Behinderte Menschen und ihre Angehörigen sind widersprüchlichen Botschaften ausgesetzt: In der dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1) wird u.a. eine *tragische* Geschichte von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4) erzählt, die behinderte Menschen als traurig und *verbittert* darstellt. *Gleichzeitig* erreicht sie die gegenläufige Erwartung, solch unangenehme Gefühle nicht zu zeigen, um weder Stereotypen zu entsprechen, die ihre Diskriminierung rechtfertigen, noch an soziale Ungleichheit zu erinnern (siehe Kapitel 1.2).

2.1.2.2 Stelle Leiden demonstrativ zur Schau!

Eine zweite Gefühlsnorm – „Stelle Leiden demonstrativ zur Schau!“ – greift, wenn behinderte Menschen versuchen, ihre Ansprüche auf Sozialleistungen und andere Unterstützung geltend zu machen. Um Zugang zu Sozialleistungen (Wolfe 2012), angemessener pflegerischer Versorgung (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022) oder zusätzlichen Bildungsressourcen (Sousa 2015; Dederich 2018a) zu erhalten, ist in der Regel entscheidend, die eigenen Defizite zu betonen und das eigene Auftreten an den *tragischen* Vorstellungen (siehe Kapitel 1.3.4) von Behinderung auszurichten, von denen Gutachter:innen ggf. überzeugt sind (Wolfe 2012).

Parents have reported to us many times that often it is less effort and more convenient to explain their children's health, demeanour, comportment or behaviour in terms of culturally acceptable disability discourses than to offer more enabling alternatives (Goodley/Runswick-Cole 2011: 609).

Bei der Beantragung von finanzieller Unterstützung dürfen behinderte Menschen nicht als zu leistungsfähig erscheinen, damit sie nicht des Leistungsbetrugs bezichtigt werden – beispielsweise, weil sie einige wenige Stunden pro Woche arbeiten können. Um alle Zweifel zu zerstreuen, müssen sie dann zeitaufwendige Emotionsarbeit leisten, um

Dritte von ihren Defiziten zu überzeugen (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022).

Erwartungen an eine Demonstration von Leiden hängen dabei nicht notwendigerweise von der lokalen Kultur ab, sondern mit der Verfügungsmacht über Unterstützungsressourcen zusammen. In postkolonialen Staaten werden Sozialleistungen oft von internationalen Nichtregierungsorganisationen erbracht, deren Tätigkeiten nicht nur auf westlichen Denkweisen (Grech 2012), sondern auch auf westlichen Gefühlsnormen (Hochschild 2012 [1983]) zu beruhen scheinen. Nach dem Bürgerkrieg in Sierra Leone mussten behinderte Menschen beispielsweise an der öffentlichen Äußerung von Leiden und Traumata mitwirken, um Zugang zu den von internationalen Nichtregierungsorganisationen bereitgestellten Unterstützungsressourcen zu erhalten. Von ihnen wurde erwartet, vor einer Wahrheits- und Versöhnungskommission¹⁰⁵ auszusagen und psychologische Beratung in Anspruch zu nehmen. Solche Praktiken der Zurschaustellung von Leiden sind unvereinbar mit lokalen Gefühlsnormen, die es verbieten, traumatische Ereignisse nachzuerzählen¹⁰⁶. Folglich drückten behinderte Sierra Leoner:innen ihre Emotionalität je nach Kontext unterschiedlich aus (Berghs 2011). “In this way people espouse bodily control over emotional states and even the emotional intensity of how people describe events changes according to the context they are in” (ebd.: 1411).

Eine Selbstbeschreibung in Bezug auf Defizite erfordert Oberflächenhandeln, da von behinderten Menschen erwartet wird, dass sie Leiden demonstrativ zeigen. Wenn sie diese Gefühlsnorm nicht befolgen, gehen Leistungsempfänger:innen womöglich nicht als behindert (siehe Kapitel 3.1.2) oder als unterstützungswürdig (siehe Kapitel 1.2.2)

105 Versöhnung impliziert die Erwartung, dass Täter:innen letztendlich vergeben wird (Berghs 2011). Im Bürgerkrieg in Sierra Leone setzten beide Konfliktparteien Handamputationen als politische Taktik ein, was international große Aufmerksamkeit erregte – auch, wenn nuancierte lokale Bedeutungen in der Übersetzung scheinbar verloren gegangen sind (Garland-Thomson 2009). Bei einem Konflikt, in dem Verstümmelungen und Vergewaltigungen als Kriegsstrategien eingesetzt wurden, die in Form von sichtbaren Verletzungen bleibende Spuren hinterließen (Berghs 2011), schwingt auch die erste hier rekonstruierte Gefühlsnorm mit, Wut und Trauer zu verbergen (siehe Kapitel 2.1.2.1).

106 Nach lokalem Verständnis ist nicht mit geschlechtsspezifischen Erwartungen an erwachsenes Verhalten vereinbar, Traumata nachzuerzählen, wovon zudem negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden der Überlebenden angenommen werden. Stattdessen wird emotionale Gesundheit als ein Gleichgewicht aufgefasst, das in thermischen Metaphern für emotionale Zustände beschrieben werden kann (Berghs 2011). “[P]eople stated they felt ‘cold’ or were suffering from ‘hot tempers’” (Berghs 2011: 1412).

durch. Patricia de Wolfe (2012: 624) schildert einen derartigen Fall in einer Studie über Menschen mit Myalgischer Enzephalomyelitis bzw. Chronischem Fatigue Syndrom, die im Vereinigten Königreich Sozialleistungen beantragten: “Donna [an applicant for Disability Living Allowance; Y. W.] was enraged when a DLA tribunal panel stated that she was ‘too cheerful for the level of disability claimed’”. Der Ausdruck von Fröhlichkeit oder Glück löst in diesem Beispiel Irritationen aus, weil Behinderung und chronische Krankheit mit (chronischem) Unglücklichsein assoziiert werden (Wendell 1996).

I wonder frequently if some people think I am not as ill as I say I am, and others think I am putting on a brave face. I feel the weight of a social obligation to be either happy or miserable. Nevertheless, I have concluded that I am always sick and often happy, and that seems very peculiar in my culture (ebd.: 63).

Auf die gefühlsmäßigen Kosten einer defizitorientierten Selbstbeschreibung ist vielfach hingewiesen worden (Campbell 2009), insbesondere da solch defizitorientierte Beschreibungen mit Disability Pride (siehe Kapitel 3.2) und affirmativen Vorstellungen von Behinderung unvereinbar scheinen (Campbell 2015; Voronka 2019b). Eine demonstrative Zurschaustellung von Leiden suggeriert zudem, dass behinderte Menschen ihre Beeinträchtigungen *überwinden* wollen und Heilung *um jeden Preis* anstreben (Campbell 2009). Bei Schmerzpatient:innen reicht für den Zugang zu gesundheitlicher Versorgung (siehe Kapitel 2.3.1) beispielsweise der Wunsch nach einer Schmerzlinderung nicht aus. Vielmehr müssen sie nicht nur den Schmerz in seiner Gänze, sondern auch ihren eigenen schmerzenden Körper ablehnen (Sheppard 2017). Die daraus eventuell resultierende Dissonanz in der eigenen Selbstwahrnehmung (Campbell 2009) kann sich für behinderte Menschen unangenehm anfühlen (Voronka 2019b) und muss auf individueller Ebene aufgelöst werden (Olney/Brockelman 2003). Neben Oberflächenhandeln, um Leiden zu demonstrieren, ist daher weitere Emotionsarbeit in Form von Tiefenhandeln gefragt, etwa um sich einer Internalisierung von Dis/ableismus zu widersetzen (Reeve 2020) und ein affirmatives Bild von sich selbst (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022) oder den eigenen behinderten Kindern (Goodley/Runswick-Cole 2011) aufrechtzuerhalten. “It takes a huge amount of emotional labour to think about all the difficulties I experience in minute detail whilst still holding onto a positive sense of self” (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022: 107).

Abgesehen von einer Kontrolle über Ressourcen ist die Gefühlsnorm Leiden demonstrativ zu zeigen mit der Vorstellung verbunden, dass ein erneutes Durchleben schmerzhafter Emotionen notwendig sei, um Wohlbefinden (wieder) zu erlangen. Das Konzept von Katharsis im

Sinne eines Herausslassens von unangenehmen Emotionen, um sich besser zu fühlen, klingt hier an (Berghs 2011). So provozieren Reality-TV-Sendungen oft emotionale Zusammenbrüche bei Menschen mit psychischen Erkrankungen, damit die Moderator:innen sie zu Emotionsarbeit anleiten können (Sandle/Day/Muskett 2018). Der National Health Service (NHS) im Vereinigten Königreich rekurreert ausdrücklich auf eine Katharsis, um den erhofften Nutzen der Nachforschungen über Todesfälle in seinen Pflegeeinrichtungen für die trauernden Angehörigen zu beschreiben. Trauernden Familien wird dabei verordnet, sich mit Leidern auseinanderzusetzen¹⁰⁷, nicht jedoch den Beschäftigten des NHS. „Those advocating catharsis are, I suggest, imposing their view of what they think families *should* feel, or *ought* to feel at the end of an inquiry or investigation“ (Ryan 2019: 227; ihre Hervorhebung). Eine Rahmung als kathartisch unterschlägt die beträchtliche Emotionsarbeit, die Familien während dieser oft langwierigen Untersuchungen leisten müssen – etwa Traurigkeit, Verzweiflung und Entsetzen zu bewältigen, wenn sie Berichte lesen, die den Tod ihrer Angehörigen als vermeidbar einstufen (ebd.).

Resümierend fordert die Gefühlsnorm „Stelle Leiden zur Schau!“ insbesondere Oberflächenhandeln ein, um Leiden zu zeigen. Eine Weigerung, dieser Gefühlsnorm zu entsprechen, kann vom Zugang zu Unterstützungsressourcen ausschließen. Da eine Selbstbeschreibung in Form von Defiziten in Widerspruch zu affirmativen Vorstellungen des Selbst steht, wird darüber hinaus Tiefenhandeln erforderlich, um sich einer Internalisierung zu widersetzen.

2.1.2.3 Sei dankbar!

Die letzte Gefühlsnorm, die hier rekonstruiert werden soll, betrifft die Erwartung, dass behinderte Menschen für (jegliche) Unterstützung, Anpassung, finanzielle Leistung und medizinische Behandlung, die ihnen angeboten wird, dankbar *sein* sollen. Von behinderten Menschen wird erwartet, dass sie sich für Betreuung und Pflege nicht nur wertschätzend zeigen, sondern auch dankbar *sind* (Watermeyer/Swartz 2008), ganz gleich, ob sie auf die alltägliche Unterstützung durch Lebenspartner:innen (Liddiard 2018), Angehörige (Watermeyer/Swartz 2008) oder gar (bezahlte) persönliche Assistent:innen angewiesen sind (Waldschmidt

107 Als Mutter eines jungen autistischen Mannes, der in Obhut des NHS verstarb, betont Sara Ryan (2019), dass die Angehörigen weniger Interesse an Katharsis haben, als daran zu verhindern, dass sich ihre Erfahrungen wiederholen.

2012; Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022). Bei medizinischen Eingriffen ist die Dankbarkeitserwartung besonders eindrucksvoll für Transplantationen dokumentiert (Campbell 2009; Shildrick 2015). Von Empfänger:innen (lebenswichtiger) Spenderorgane wird erwartet, dass sie sich dankbar und hoffnungsvoll fühlen, gemäß dem “feel good narrative on the gift of life” (Shildrick 2015: 22).

Wie kann Dankbarkeit gezeigt werden? Um sich für Anpassungen am Arbeitsplatz erkenntlich zu zeigen, müssen sich behinderte Beschäftigte *unnatürlich* nett (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022: 109) geben. Schweizer Sozialleistungsempfänger:innen zeigen ihren Dank, indem sie äußern, sich zu schämen, auf Transferleistungen angewiesen zu sein. Solche Bekundungen von Demut und Dankesschuld gegenüber der Solidargemeinschaft, auf der derartige Versicherungssysteme beruhen (Tabin et al. 2020), gründen auf Vorstellungen einer umstrittenen Unterstützungswürdigkeit (siehe Kapitel 1.2.2).

In ihrer Rolle als Betreuungs- und Pflegeempfänger:innen leisten behinderte Menschen Emotionsarbeit, damit Betreuer:innen sich wohlfühlen – auch um zu vermeiden, dass (bezahlte) persönliche Assistent:innen unvermittelt kündigen. Schließlich sind behinderte Menschen auf dieses Betreuungsarrangement angewiesen, um ihr Leben ihren Vorstellungen entsprechend zu führen (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022). Junge behinderte Menschen beschreiben die gefühlsmäßigen Vorteile des Einsatzes von Assistenzhunden als Pause von in Interaktionen mit anderen Menschen zu leistender Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1.1.2), so z.B. Sally über ihren Assistenzhund Ethan: “Ethan and I are able to understand and respond to each other’s needs in ways that alleviates the constant emotional pressure that can be part of receiving care as a disabled person” (Evans/Whitney-Mitchell/Spurr 2022: 56). Da Assistenztiere von ihren Halter:innen versorgt werden müssen, fühlt sich diese Beziehung verglichen mit der Beziehung zu menschlichen Unterstützer:innen reziproker an (ebd.). Ich schlage daher vor, die beschriebene Pause von Emotionsarbeit dahingehend zu konkretisieren, dass Assistenzhunde eine Pause von der für Betreuungs- und Pflegeempfänger:innen anfallenden Emotionsarbeit bieten, die auf der einseitigen Verpflichtung zu Dankbarkeit gegenüber Pflege- und Betreuungspersonen beruht.

Nach einer Herztransplantation wird den Organempfänger:innen sogar ausdrücklich empfohlen, *ihre Dankbarkeit* in einem Brief an die Familie der verstorbenen Spender:innen *auszudrücken*. Diese Empfehlung wird häufig als Pflicht empfunden – und zwar als unangenehme Pflicht, die eine Reihe komplizierter Gefühle im Zusammenhang mit dem Transplantationsprozess aufwühlt. Zudem haben die

Organempfänger:innen das Gefühl, dass sie die Tragweite der Spende eines lebenswichtigen Organs auf keine Weise angemessen würdigen können – und schon gar nicht durch das Verfassen eines Briefes (Shildrick 2015).

Zentral impliziert die Gefühlsnorm, dankbar zu sein, jedoch, dass die Unterstützung, für die Dank erwartet wird, auch angenommen werden soll (Campbell 2009; Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020). Dankbarkeitserwartungen sind problematisch, da sie auf unzureichende Versorgung (Waldschmidt 2012; Liddiard 2013), unzulängliche Schmerzlinderung (Marks 1999), unnötige medizinische Behandlungen (Campbell 2009), ungeeignete Anpassungen (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022) und ungebetene Hilfe (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020) ausgedehnt werden. Anpassungen am Arbeitsplatz überwinden die zugrunde liegenden Barrieren z.B. nicht immer und dennoch wird von behinderten Beschäftigten erwartet, diese dankbar anzunehmen. Manche Arbeitgeber:innen erachten beispielsweise einen Arbeitsplatz für angemessen, der zwar physisch zugänglich ist, aber behinderte Beschäftigte innerhalb des Teams isoliert. Wenn anderen Teammitgliedern dann die Aufgabe übertragen wird, den Kontakt zu den behinderten Beschäftigten zu pflegen, entsteht durch eine solche Anpassungsmaßnahme ein Gefühl der Dankesschuld gegenüber Kolleg:innen (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022). Behinderte Aktivist:innen und Wissenschaftler:innen haben wiederholt die sich häufende Erfahrung beschrieben, dass ihnen ungebetene und ihren Bedürfnissen nicht entsprechende Unterstützung von nichtbehinderten Menschen aufgezwungen wird. Ungebetene Unterstützung stellt nicht nur ein sehr häufiges Ereignis, sondern auch eine gefühlsmäßige Belastung dar, die Emotionsarbeit evoziert (Maskos 2022b). Trotzdem wird von den behinderten Empfänger:innen erwartet, dass sie die angebotene Unterstützung auch annehmen (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020).

Ebenso sollen behinderte Menschen medizinische Behandlungspläne einhalten (Goodley/Runswick-Cole 2011), selbst wenn deren Einhaltung auf Dauer nicht aufrechthaltende Superkrüppel-Anstrengungen (siehe Kapitel 3.1.3) erfordert, wie auch Emotionsarbeit zur Bewältigung der dann aufkommenden Verzweiflung (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020). Fiona Kumari Campbell (2009) umreißt den Fall einer auf lange Sicht gescheiterten Handtransplantation. Diese experimentelle und medizinisch überflüssige Transplantation wurde an einem Patienten vorgenommen, der 14 Jahre lang ohne diese (nicht überlebenswichtige) Gliedmaße gelebt hatte. Das Transplantat passte nicht gut (zu Größe und Hautfarbe der zu ersetzenen Hand); es war für den Patienten und Dritte deutlich als *fremdes* Körperteil sichtbar. Die

Kosten und Nebenwirkungen der lebenslang einzunehmenden Medikamente, das ontologische Unbehagen und die sozialen Reaktionen angesichts einer Hybridisierung¹⁰⁸ (siehe Kapitel 1.1.3) – was also ein Leben *mit* dem Transplantat bedeutet – wurden von medizinischem Personal (und Presse) ausgeblendet. Stattdessen wurde der Patient als undankbar für das *Geschenk* abgestempelt, das er in ihrer Vorstellung erhalten habe, weil er weder die postoperative Versorgung einhielt noch den obligatorischen Optimismus bezüglich der Transplantation zu teilen schien. Auch von den Nutzer:innen psychiatrischer Dienste wird erwartet, psychiatrische Behandlungspläne einzuhalten. Jijian Voronka (2017: 333) diskutiert den Einsatz ehemaliger Nutzer:innen als „peer support workers“ im kanadischen Gesundheitswesen. Diese sollen an den emotionalen Reaktionen aktueller Nutzer:innen arbeiten und Gefühle wecken, die eine Einhaltung psychiatrischer Behandlungspläne fördern – wie beispielsweise Hoffnung und Optimismus.

Here I show how the inclusion of peer support workers within dominant mental health service systems is an emerging form of affective labor, which can help orient service users toward feelings and emotions that actually cooperate with psy regimes of governance (ebd.).

Die Erwartung, Dankbarkeit zu empfinden, ist auch deshalb problematisch, weil sie behinderte Menschen dazu bringt, andere Emotionen zu verbergen oder zu verdrängen, wie etwa Frustration (Waldschmidt 2012; Liddiard 2013; Watermeyer 2014), Wut (Forbat 2002; Watermeyer/Swartz 2008; Chandler/Rice 2013; Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020), Scham (Siebers 2008), Schuld (Shildrick 2015; Watermeyer 2017) oder Trauer (Watermeyer 2017).

Frustration muss überspielt werden, wenn die Versorgung durch Partner:innen oder persönliche Assistent:innen den eigenen Standards oder Präferenzen nicht entspricht (Waldschmidt 2012; Liddiard 2013). Die Erwartung von Dankbarkeit erschwert es, Frustration zu äußern, selbst wenn deren Artikulation erwünschte Veränderungen in der Leistungserbringung anstoßen könnte (Waldschmidt 2012). Pflege- und Betreuungsempfänger:innen verrichten Emotionsarbeit in der Form von Oberflächenhandeln, um Konflikte zu vermeiden (Liddiard 2013). Selbst gewalttätige Pflege- und Betreuungspersonen erwarten von ihren Opfern dankbar zu *sein* (Thiara/Hague 2013). Frustration kann außerdem in Pflegeeinrichtungen entstehen, in denen es an Privatsphäre etwa

108 Wiederherstellungs chirurgie kann *Normalität* nicht wiederherstellen – eventuell verringert sie sogar die Nähe zu vermeintlicher Normalität – sondern ermöglicht es Patient:innen, sich einem Optimismus über den technischen Fortschritt demonstrativ anzuschließen (Campbell 2009).

für Toilettengänge oder sexuelle Aktivität mangelt. Hier müssen behinderte Menschen darüber hinaus Gefühle der Scham oder Verlegenheit verbergen (Siebers 2008).

Generell hat Abhängigkeit in Beziehungen komplexe gefühlsmäßige Auswirkungen für Unterstützer:innen *und* Unterstütze – nicht nur Frustration, sondern z.B. auch Wut, Schuldgefühle oder Trauer (Watermeyer 2017; Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022), für die es strikte Darstellungsregeln zu geben scheint. Mehrere Disability-Studies-Autor:innen beschreiben, dass Unterstützungsempfänger:innen derartige Gefühle gar nicht äußern dürfen und somit ggf. die Verantwortung für die gefühlsmäßige Belastung in informellen Sorgebeziehungen allein tragen (Forbat 2002; Liddiard 2018; Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022), selbst wenn sie Vernachlässigung oder Missbrauch ausgesetzt sind (Forbat 2002; Liddiard 2018). In Anbetracht eines überproportionalen Risikos der Viktimisierung behinderter Menschen, gerade auch durch ihnen nahestehende Personen, von denen sie abhängig sind (siehe Kapitel 2.3.3), könnte die Gefühlsnorm, für informelle Unterstützung (ausschließlich) *dankbar zu sein*, greifbare Konsequenzen haben.

Von behinderten Menschen wird erwartet, Wut nicht offen zu *zeigen*, was eine eigene Gefühlsnorm (siehe Kapitel 2.1.2.1) darstellt, aber auch mit Dankbarkeitserwartungen zusammenhängt. Dankbarkeit über jedwede Unterstützungsleistung zu empfinden schließt nämlich aus, sich über allgegenwärtige dis/ableistische Diskriminierung (Chandler/Rice 2013) oder unzureichende Pflege aufgrund mangelnder Ressourcen (Watermeyer/Swartz 2008) zu ärgern. “In a social world which expects positivity, gratitude and cheerfulness from disabled people, there is nowhere to house the pain of exclusion and aversive treatment” (Watermeyer 2017: 155). Die Erwartung, selbst für ungebettene *Unterstützung* dankbar zu sein, richten viele behinderte Menschen an sich selbst. Trotz der gefühlsmäßigen Belastung durch solche Eingriffe in die Privatsphäre (siehe Kapitel 2.1.1.2) machen sie sich Vorwürfe, wenn sie diese beispielsweise schroff zurückweisen, und bemühen sich, ungebettene Unterstützung stattdessen höflich und gelassen auszuschlagen (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020).

An Transplantationspatient:innen gerichtete Dankbarkeitserwartungen stehen in einem Spannungsverhältnis zu einer ganzen Reihe widersprüchlicher Emotionen, die sie eventuell durchleben, auch wenn diese im Klinikalltag unbeachtet bleiben. Während der (unbestimmten) Wartezeit auf ein Spenderorgan mögen sie sich vielleicht ungeduldig oder mutlos fühlen, wahrscheinlich fürchten sie um ihr Leben. Es wäre erstaunlich, nicht irgendwann den Tod geeigneter Spender:innen herbei

zu sehnen. Mindestens ist Organempfänger:innen bewusst, dass ihr eigenes Überleben nur durch den Tod von Dritten sichergestellt werden kann. Die Erwartung, (ausschließlich) Dankbarkeit auszudrücken, überdeckt jedoch die resultierenden Schuldgefühle gegenüber den verstorbenen Spender:innen und ihren Angehörigen (Shildrick 2015).

Regardless of the assumption of altruism [of the donor and the donor's family; Y. W.], any recipient is liable to be subjected to feelings not simply of gratitude for their own death averted, but of obligation. Aside from the deep guilt that many recipients report, which locks them into a very personal response towards the now dead donor and grieving proxies – someone, after all, has had to die to provide a heart – there is a sense in which a gift must be repaid (ebd.: 30).

Zusammenfassend drängt die Erwartung, dankbar zu sein, behinderte Menschen dazu, jede Art von Unterstützung wertzuschätzen, die ihnen zuteilwird – selbst wenn diese Unterstützung unzureichend oder unerwünscht ist oder wenn es anstrengend ist, beispielsweise die angebotenen medizinischen Behandlungspläne einzuhalten. Von behinderten Menschen wird weiter erwartet, sich für die Unterstützung zu revanchieren, indem sie sich *unnatürlich* nett geben, wozu sie andere Gefühle – wahrscheinlich vor allem unangenehme – verbergen müssen. Die erste Gefühlsnorm, keine Wut oder Trauer zu zeigen (siehe Kapitel 2.1.2.1), hält hier nach, obwohl dieses Verbot in diesem Kontext auf eine andere Weise abgeleitet wird: Oberflächenhandeln (Hochschild 2012 [1983]) wird nicht zur Widerlegung von Stereotypen erforderlich, sondern um nichtbehinderten Unterstützer:innen Anerkennung zu schenken.

Zum Abschluss dieser Zusammenstellung von Gefühlsnormen sei gesagt, dass von behinderten Menschen erwartet wird, weder Wut noch Trauer öffentlich zu verhandeln und dankbar zu *sein*. Darüber hinaus sollen sie *ihre* Leiden demonstrativ zur Schau zu stellen, was Oberflächenhandeln einfordert, aber ebenso Tiefenhandeln, um ein defizitorientiertes Bild von sich selbst nicht zu verinnerlichen. Diese Erwartungen überschneiden sich bisweilen, stellen aber auch widersprüchliche Anforderungen, die ihre Erfüllung noch mühsamer machen. Nach der Rekonstruktion von drei Gefühlsnormen, die der von behinderten Menschen erwarteten Emotionsarbeit zugrunde liegen, stellt der folgende Abschnitt die Frage danach, was Emotionsarbeit *bewirkt*.

2.1.3 Auswirkungen von Emotionsarbeit

Inwiefern wirkt Emotionsarbeit, die durch psycho-emotionalen Disablistismus ausgelöst oder durch spezifisch an behinderte Menschen gerichtete Gefühlsnormen angestoßen wird, nun *behindernd*? Emotionsarbeit beeinflusst nicht nur das Gefühlsleben behinderter Menschen, sondern auch ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen. Ich möchte Emotionsarbeit hier deshalb nicht nur als gefühlsmäßige Belastung, sondern als strukturelle Benachteiligung (Osborne 2019) diskutieren. Über die gefühlsmäßigen Folgen von Emotionsarbeit berichten behinderte Menschen, dass sie sich erschöpft (siehe Kapitel 2.1.3.1) und *entfremdet* (siehe Kapitel 2.1.3.2) fühlen. Um diese gefühlsmäßige Belastung zu vermeiden, wählen manche behinderte Menschen den Weg des Selbstausschlusses (siehe Kapitel 2.1.3.3). Gleichzeitig kann routinisierte Emotionsarbeit Kompetenzen fördern (siehe Kapitel 2.1.3.4).

2.1.3.1 Erschöpfung

Die erschöpfende Wirkung von Emotionsarbeit für behinderte Menschen wird in den Kontexten von Erwerbsarbeit (Inckle 2018; Price 2021), Hochschulbildung (Osborne 2019; Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022), persönlicher Assistenz (Waldschmidt 2012), Selbstvertretung (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022) und Elternschaft (Grue/Lærum 2002; Fritsch 2017) beschrieben, wie auch bei der Überwindung von Barrieren und der Suche nach individuellen Anpassungen (Price/Kerschbaum 2016). Eine der von Anne Waldschmidt (2012) befragten Personen äußert scherhaft den Wunsch, Urlaub vom selbstbestimmten Leben nehmen zu können, und zwar insbesondere davon, die Erfüllung seiner Bedürfnisse ständig mit persönlichen Assistent:innen aushandeln zu müssen. Diese Äußerung liefere „Hinweise darauf, dass Selbstbestimmung an das einzelne Subjekt komplexe Anforderungen stellt. So muss es in der Lage sein, Wünsche und Bedürfnisse zu äußern, Gefühle und Befindlichkeiten auszudrücken“ (ebd.: 153).

Auch Aushandlungsprozesse mit sie anstarrenden Menschen werden von behinderten Menschen als erschöpfend beschrieben. Angestarrt zu werden führt nicht nur dazu, dass sich sichtbar behinderte Menschen unwohl fühlen, sondern ermüdet sie auch. In extremen Fällen können derartige Interaktionen ein *normales* Alltagsleben verunmöglichen (Garland-Thomson 2009). “[T]he work demanded of ultra-noticeable people to deal with this uncertainty can be taxing, tedious, or even tormenting” (ebd.: 86). Versuche, die sie Anstarrenden über die negativen Folgen ihres Verhaltens aufzuklären und zu einer Verhaltensänderung

zu bewegen, sind mühsam, weil nichtbehinderte Menschen laut Rosemarie Garland-Thomson (2009) nur ungern einsehen, dass ihre Stereotypen nicht zutreffen.

Emotionsarbeit ist anstrengend, weil sie in der Regel für andere unsichtbar geleistet und daher weder anerkannt noch vergütet wird (Price/Kerschbaum 2016; Inckle 2018; Olsen 2018). Katherine Runswick-Cole (2013) diskutiert die erschöpfende Wirkung der Emotionsarbeit, die (nichtbehinderte) Mütter¹⁰⁹ von behinderten Kindern an den Emotionen von Dritten leisten müssen (siehe Kapitel 2.1.1.2).

After all it is ‘others’ who cast mothers and disabled children in the role of service workers, who, like flight attendants, are required to attend to their emotional responses. For mothers and children, ‘clients’ include family and friends, professionals and strangers, the hours are long and often unsociable and their work goes unnoticed and unrewarded (ebd.: 117).

Da Emotionsarbeit anstrengend ist, bindet sie Zeit und Energie, die behinderte Menschen anderweitig investieren könnten, z.B. in ihre weitere Ausbildung (Osborne 2019) und wissenschaftliche Arbeit (Price/Kerschbaum 2016) oder in Selbstfürsorge (Fritsch 2017). Beispielsweise investieren viele behinderte Mütter ihre ganze Energie in eine demonstrative Zurschaustellung ihrer mütterlichen Fähigkeiten, um Fehlzuschreibungen von Unfähigkeit (siehe Kapitel 2.1.1.3) zu widerlegen (Grue/Lærum 2002; Fritsch 2017). Anstatt etwa ihre Kinder um Unterstützung bei Arbeiten im Haushalt¹¹⁰ zu bitten, überschreiten sie selbst die Grenze zur Erschöpfung (Fritsch 2017). Sally Whitney-Mitchell schildert, wie sehr ihre Zeit und Energie davon in Anspruch genommen war, dass sie sich selbst – gemeinsam mit Angehörigen und persönlichen Assistant:innen – für ein funktionierendes Pflegearrangement einsetzen musste:

109 Angesichts vergeschlechtlichter Elternrollen wird von Müttern erwartet, sich rund um die Uhr um ihre behinderten Kinder zu kümmern. Im Kontext derartiger Erwartungen wird jedes individuelle Bedürfnis der Mütter als egoistisch abgetan (Goodley/Runswick-Cole 2011) und gleichzeitig werden Müttern angeborene Fürsorgekompetenzen zugeschrieben (McLaughlin et al. 2008).

110 Kelly Fritsch (2017) verweist auf das westliche Ideal, das Mutterschaft als selbstlose Hingabe, Achtsamkeit und Fürsorge naturalisiert. Behinderte Mütter, die sich sichtbar um ihre eigenen Bedürfnisse kümmern, während sie auf Hilfsmittel, Betreuungs- oder Pflegepersonen, Transferleistungen oder sogar die alltägliche Unterstützung ihrer Kinder angewiesen sind, stellen dieses Ideal offensichtlich infrage. Dass Kinder behinderter Mütter im Haushalt helfen, wird nicht als Teil ihrer Sozialisation gelesen, sondern als Belastung, vor der Kinder geschützt werden sollten.

I have had to become my own advocate, which is yet another form of emotional labour. It feels like this work will never end. [...] My support worker told me it was the hardest she had ever worked. Every hour was consumed by working to get the support to meet my needs. [...] I was exhausted. I remember wondering how anyone (who did not have the support of a carer or family as I did) could carry the load of so much work alone when so unwell and I genuinely believe that others may not have survived under such a burden. I grieved for them (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022: 105).

Die erschöpfende Wirkung von Emotionsarbeit zeigt sich ferner, wenn Emotionsarbeit scheitert. "Maintaining emotional labour is psychologically exhausting, and, not surprisingly, this means that we sometimes fail in this maintenance" (Goodley 2017: 110). Schmerzen und die damit verbundenen Emotionen (siehe Kapitel 2.1.1.2) lassen sich beispielsweise nicht vollständig eindämmen. Sie sickern letztendlich durch und zeigen sich in Launenhaftigkeit, Reizbarkeit und anderen subtilen Gefühlen (Sheppard 2017). Ebenso kann verpflichtende Able-mindedness (siehe Kapitel 2.2.1) nicht auf Dauer aufrechterhalten werden (Wilton 2008; Forrest 2020). Beschäftigte im Dienstleistungssektor, denen benötigte Pausen zur Bewältigung von Schmerzen oder Müdigkeit nicht gewährt werden, berichten von unbeabsichtigten emotionalen Ausbrüchen, die dann als übermäßige Emotionalität fehlinterpretiert werden (Wilton 2008). Sara Ahmed (2017) versteht das Scheitern an der Aufrechterhaltung von Emotionsarbeit, die von Angehörigen von Minderheiten erwartet wird – das „Überschnappen“ (ebd.: 189; meine Übersetzung) – als erleichternde Reaktion auf angestauten Druck (etwa ungehörte Beschwerden), die jedoch oft als aggressiv aufgefasst wird. "Pressure is hard to notice unless you are under that pressure. Snap is only the start of something because of what we do not notice" (ebd.). In diesem Sinne plädieren mehrere Autor:innen der Disability Studies dafür, die von behinderten Menschen in verschiedenen Lebensbereichen geleistete Emotionsarbeit umfänglicher – und das hieße auch rechtzeitiger – zu würdigen (Runswick-Cole 2013; Price/Kerschbaum 2016; Inckle 2018; Saffer/Nolte/Duffy 2018).

Es lässt sich zusammenfassen, dass Emotionsarbeit von behinderten Menschen in verschiedenen Lebensbereichen als erschöpfend beschrieben wird und manchmal auch nicht geleistet werden kann. Problematisiert wird Emotionsarbeit insbesondere deshalb, da sie als unsichtbare Arbeit Zeit und Energie von anderen Vorhaben abzieht.

2.1.3.2 Entfremdung

Behinderte Menschen und ihre Angehörigen berichten weiter davon, dass sie sich durch Emotionsarbeit – also den Ausdruck oder das Herbeiführen von Gefühlen, um situativen Anforderungen gerecht zu werden oder seltsame Situationen (siehe Kapitel 2.1.1.2) zu zerstreuen – *entfremdet*¹¹¹ fühlen. Wenn behinderte Menschen Gefühle unterdrücken, die zu ihrer subjektiven Realität gehören, aber nicht den an sie gerichteten Gefühlsnormen entsprechen, orientieren sie sich an den gefühlsmäßigen Bedürfnissen nichtbehinderter Menschen (Watermeyer/Swartz 2008). Aus einer psychoanalytischen Perspektive rahmen Brian Watermeyer und Leslie Swartz (2008: 603; meine Übersetzung) eine derartige Übernahme von Verantwortung für angenehme Interaktionen als „Verzerrung psychischer Grenzen“. Dazu passend erzählt eine (nichtbehinderte) Mutter, dass sie die Auseinandersetzung mit den Reaktionen Dritter auf ihr behindertes Kind – sie stellt die ihr Kind anstarrenden Personen öffentlich zur Rede – zu einer Frau mache, „die sie nicht sei“ (Runswick-Cole 2013: 112; meine Übersetzung). Neben Fragen von Entfremdung hallt hier ebenfalls die Figur der „Spaßverderber:in“ (Ahmed 2010: 65; meine Übersetzung; siehe Kapitel 1.2) nach. In ähnlicher Weise erklärt eine junge behinderte Frau, die sich notgedrungen für ihre eigenen Rechte einsetzen muss¹¹², dass Interessenvertretung nicht zu ihrer Persönlichkeit passe (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022).

I am not a naturally assertive person and highly value my privacy. However, in a quest to get support I have had to become someone I am not. [...] It can be disheartening because it feels like there is always another battle around the corner and I can never fully relax (ebd.: 106).

111 Arlie Hochschilds Theoretisierung der Kosten von Emotionsarbeit als Entfremdung vom eigenen authentischen Gefühlsleben (siehe z.B. Hochschild 2012 [1983]: 17) ist als essenziellistisch kritisiert worden (siehe z.B. Neckel 2013; Addison 2017). Ihr Ansatz kann jedoch auch konstruktivistisch gelesen werden, da sie eine Diskrepanz zwischen einer kontinuierlichen Arbeit an Emotionen im Berufs- wie Privatleben und rekonstruierten zeitgenössischen Selbstkonzepten problematisiert, die ein authentisches Selbst und die handlungsleitende Signalfunktion von Gefühlen betonen (Scherke 2009; siehe auch Hochschild 2012 [1983]: 192).

112 Junge behinderte Menschen und ihre Angehörigen müssen oft selbst für ihre Rechte eintreten, damit sie benötigte Unterstützung erhalten – eine passende Diagnose, eine angemessene Gesundheitsversorgung, ein funktionierendes Pflegearrangement (Evans/Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022; siehe Kapitel 2.1.3.1).

Entfremdungsgefühle können somit durch Auseinandersetzung mit in/direktem psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1) entstehen, jedoch auch, wenn die *Echtheit* von Beeinträchtigungen in Zweifel gezogen wird (siehe Kapitel 2.3.1). Wenn der Anspruch behinderter Menschen auf Sozialleistungen bestritten wird (siehe Kapitel 1.2.2), kann es vorkommen, dass sie nicht nur ihre eigene Unterstützungswürdigkeit selbst anzuzweifeln beginnen, sondern sogar ihren eigenen Behinderungsstatus (Wolfe 2012). Die Verinnerlichung derartiger Zweifel stellt für ehemalige Nutzer:innen psychiatrischer Dienste, die eine Beschäftigung im Peer Support aufnehmen, gar ein existenzielles Problem dar. Schließlich distanziert sie diese neue Rolle von genau der Gruppe, als deren *Peer* sie eingestellt worden sind (Voronka 2019b), wie dies auch Gayatri Spivak (1988) in ihrer Theoretisierung von subalternen Subjektivitäten beschreibt. Ehemalige Nutzer:innen psychiatrischer Dienste verändern dabei ihre Sprache, ihr Verhalten und ihr Erscheinungsbild mit Bedacht, damit sich andere Menschen in ihrer Gegenwart *wohler* fühlen. Sie sind bestrebt, sowohl den engen Vorstellungen professionellen Verhaltens (siehe Kapitel 2.1.3.1) zu entsprechen als auch die Kluft aktiv zu minimieren, die ihre neue Tätigkeit zu ihren vermeintlichen *Peers* schafft (Voronka 2019b).

I had to ‘study up’ by learning how to dine in fine restaurants, stay in luxe hotels, and become a frequent flier. These were privileges I both enjoyed and felt ashamed of: there is deep irony in experiencing professional privilege by fore-fronting abjection (ebd.: 576).

Um alle Zweifel zu zerstreuen, müssen ehemalige Nutzer:innen psychiatrischer Dienste darüber hinaus Leiden demonstrativ zur Schau stellen (siehe Kapitel 2.1.2.2), indem sie ihre zurückliegenden Schwierigkeiten gegenüber Kolleg:innen und *Peers* betonen. Da Fachkräfte Nutzer:innen psychiatrischer Dienste in der Regel nur in Krisenzeiten begegnen, lässt sich ihnen ein reduktionistisches, abjektes (siehe Kapitel 1.1.3) und essenzialisierendes Bild von ihrer Zielgruppe unterstellen – wenn nicht gar ein fetischisierendes (siehe Kapitel 1.3). Peer Support Worker berichten davon, sich durch die Aushandlung dieser paradoxen Erwartungen entfremdet zu fühlen (ebd.).

Zuletzt können sich behinderte Menschen auch dadurch entfremdet fühlen, wenn sie danach streben, einen demonstrativ *angenehmen* (Maskos 2008; Watermeyer/Swartz 2008) oder *immer lustigen* Charakter (Waldschmidt 2012) an den Tag zu legen, um der Gefühlsnorm zu entsprechen, keine Trauer oder Wut zu zeigen (siehe Kapitel 2.1.2.1).

„Also, so, das drückt sich so aus, ja viele Behinderte suchen so ihre Wege aus ihrer Not heraus. Und manche sind dann immer lustig, und das wird ja auch, gern geschen. So trotz Behinderung immer noch so lustig“ (ebd.: 215; ihre Hervorhebung).

Kurz gesagt empfinden behinderte Menschen Emotionsarbeit als entfremdend, wenn sie sich im Widerspruch zu ihrem eigenen Selbstverständnis darstellen müssen, um situativen Ansprüchen gerecht zu werden. Darüber hinaus kann zu leistende Emotionsarbeit dieses Selbstverständnis, etwa in Bezug auf den eigenen Behinderungsstatus, verunsichern.

2.1.3.3 Selbstausschluss

Da routinierte Emotionsarbeit erschöpfend ist (siehe Kapitel 2.1.3.1), ist es nicht überraschend, dass einige behinderte Menschen sich selbst ausschließen, um sich vor einer als überwältigend empfundenen gefühlsmäßigen Belastung zu schützen (Reeve 2014; Soldatic/Morgan 2017). Selbstaussgrenzung kann die Form eines physischen oder psychischen Rückzugs annehmen oder sich als Nichtinanspruchnahme von Nachteilsausgleichen oder anderen Rechten äußern, die behinderten Menschen eigentlich zustehen.

Once triggered, a stare can yield its bearer myriad responses, from curiosity to confusion, attraction, discomfort, even repulsion. Starees, of course, are sometimes reluctant participants in their starers' visual search for something new; they have their own lives to live (Garland-Thomson 2009: 7).

Sofern behinderte Menschen sich nicht dazu in der Lage fühlen, mit psycho-emotionalem Disablismus umzugehen – oder auch mit der Unvorhersehbarkeit von direktem psycho-emotionalen Disablismus – vermeiden sie die antizipierten Auseinandersetzungen eventuell durch einen physischen Rückzug (Reeve 2014). So schildern Christine Riegler (2011) Interviewpartner:innen mit körperlichen Beeinträchtigungen, dass sie aufgrund der energiezehrenden Vorstellung, sich mit der Unsicherheit, Angst, Verlegenheit oder Ignoranz anderer Menschen auseinandersetzen zu müssen, den Wunsch verspüren, sich zurückzuziehen. Während der COVID-19-Pandemie wirkten sich die beschriebenen neuen Barrieren und öffentlichen Anfeindungen (siehe Kapitel 2.1.1.1) insbesondere aufgrund der dadurch ausgelösten (antizipierten) Emotionsarbeit isolierend auf behinderte Menschen aus (Goodley et al. 2022).

Behinderte Sozialleistungsempfänger:innen, die beschämendem direkten psycho-emotionalen Disablismus ausgesetzt sind (siehe Kapitel 2.1.1.2), berichten gar davon, sich in ihren Wohnungen vor aufsuchenden Sozialarbeiter:innen zu verstecken. Ferner ziehen sie sich zurück, indem sie ihre Telefone ausschalten, um nicht erreichbar zu sein, Briefe der Sozialversicherung nicht öffnen oder die Beschäftigungssuche ganz

aufgeben (Soldatic/Morgan 2017). Beschäftigte des Dienstleistungssektors mit psychischen Erkrankungen erklären, dass sie sich an ihrem Arbeitsplatz verstecken, wenn sie sich nicht in der Lage fühlen, psychische Krisen durch Emotionsarbeit zu überspielen (Wilton 2008). Auf ähnliche Weise vermeiden Schüler:innen mit sonderpädagogischem Förderbedarf Praktiken der Beschämung (siehe Kapitel 2.1.1.2), denen sie ausgesetzt sind, durch Absentismus oder einen psychischen Rückzug (Dederich 2018a). Ich möchte hier konkretisieren, dass die Schüler:innen auf diese Weise Emotionsarbeit an bei ihnen selbst ausgelösten unangenehmen Gefühlen vermeiden.

Die Folgen dieser Erfahrungen sind Unsicherheit, Unzulänglichkeitsgefühle, Misstrauen, Bindungsunsicherheit oder Angst, die durch das Fernbleiben vom Unterricht, Rückzug hinter eine bedürfnislose Maske aus Coolness, systematische Unterrichtsstörungen, aggressives Verhalten oder die Bevorzugung verletzender Sprache und Demütigung von anderen maskiert werden (Dederich 2018a: 165).

Abgesehen von einem physischen Rückzug können behinderte Menschen Emotionsarbeit vermeiden, wenn sie darauf verzichten, angemessene Vorkehrungen oder andere ihnen zustehende Rechte einzufordern. Die Verteidigung der eigenen Rechte kann zu anstrengend oder kostspielig sein, wenn sie mit einer permanenten Infragestellung, endlosen Erklärungen, Ignoranz oder Feindseligkeit verbunden ist (Sammiuel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020), oder etwa damit, als „Spaßverderber:in“ (Ahmed 2010: 65; meine Übersetzung; siehe Kapitel 1.2) abgestempelt zu werden – also als der Freude und Leichtigkeit Dritter im Wege stehender „crip killjoy“ (Johnson/McRuer 2014a: 136; siehe Kapitel 3.2.2). Um nicht mit Feindseligkeit konfrontiert zu werden, vermeiden behinderte Beschäftigte im Dienstleistungssektor beispielsweise ihre Vorgesetzten und Mitarbeiter:innen auf benötigte angemessene Vorkehrungen hinzuweisen (Wilton 2008).

Vor dem Hintergrund von Praktiken der Beschämung im Zusammenhang mit der Beantragung oder dem Erhalt von Sozialleistungen (siehe Kapitel 2.1.1.2) und der mit derartigen Praktiken verbundenen gesundheitlichen, gefühlsmäßigen und sozialen Belastung nehmen viele behinderte Menschen nicht alle Sozialleistungen in Anspruch, die ihnen zustehen¹¹³ (Wolfe 2012; Hochschild 2016; Soldatic/Morgan 2017; Saffer/Nolte/Duffy 2018). Aufgrund des punitiven Charakters und unvorhersehbaren Ausgangs von Beantragungsverfahren fühlen sich viele Antragsteller:innen befreit, sobald sie wieder eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung aufnehmen oder das Renteneintrittsalter erreichen. Sie fühlen sich allerdings selbst dann erleichtert,

113 Siehe Jennifer Eckhardt (2023) zum allgemeinen Phänomen der Nichtinanspruchnahme von Sozialleistungen in Deutschland.

wenn sie dadurch aus dem Sozialhilfesystem ausscheiden, dass sie jeglichen Anspruch auf Leistungen verlieren (Wolfe 2012). Als Vermeidungsstrategie für überwältigende Emotionsarbeit kann ein Rückzug demnach nicht nur isolierend wirken, sondern auch den Lebensunterhalt behinderter Menschen gefährden (Soldatic/Morgan 2017; siehe Kapitel 2.3.1) und auf diese Weise soziale Ungleichheit festigen (siehe Kapitel 1.2.4). „The affect effect is to keep disabled people in place“ (ebd.: 128). In Anlehnung an Pierre Bourdieus (2010) Ansatz der Inkorporation sozialer Strukturen fasst Anne Waldschmidt (2011) das *Behindertsein* ganz ähnlich als Akzeptanz von Ausgrenzung oder Selbstaussgrenzung durch behinderte Menschen, die soziale Ungleichheit naturalisiert. Bei unverändertem Unterstützungsbedarf können zudem neue Abhängigkeiten zu Angehörigen oder Freund:innen entstehen, in denen gleichermaßen problematische und unangenehme Erwartungshaltungen an Unterstützungsempfänger:innen hervorgebracht werden können (Saffer/Nolte/Duffy 2018).

Die Beendigung des eigenen Lebens ist wohl der Grenzfall des Selbstausschlusses – auch weil Tote keine Ansprüche auf Sozialleistungen stellen (Mills 2018). Suizide im Zusammenhang mit punitiven Wohlfahrtsstaaten sprechen für eine Verinnerlichung der demütigenden Botschaften von Praktiken der Beschämung (siehe Kapitel 2.1.1.2). „People are killing themselves because they feel exactly the way the government is telling them they should feel – a burden“ (ebd.: 317). Der Suizid ist somit ein letzter Ausweg, um sich routinierten, erschöpften und emotional aufreibenden Erfahrungen zu entziehen (ebd.).

... the ways that austerity is lived and felt as affective force and atmospheric fear, a pervasive psychological and bodily anxiety, shame, and anger, differing in intensity at different times, and fatiguing the body – physically and psychologically wearing it out (ebd.: 315).

In Summe lässt sich Selbstausschluss als eine Auswirkung von Emotionsarbeit beschreiben, wenn sich behinderte Menschen physisch oder psychisch zurückziehen – zwischen Verstecken, Schulabsentismus, Nichtinanspruchnahme von Sozialleistungen und Suizid – um als überwältigend empfundene Emotionsarbeit zu vermeiden.

2.1.3.4 Kompetenzerwerb

Der überproportionale Anteil an Emotionsarbeit, den behinderte Menschen auf sich nehmen müssen, um dis/ableistische Diskriminierung zu überleben (Reeve 2020), sollte meines Erachtens als alltägliche strukturelle Benachteiligung (Osborne 2019) gefasst und kritisiert werden.

Sozial ungleich verteilte Emotionsarbeit kann allerdings sowohl als Belastung diskutiert werden als auch als Wettbewerbsvorteil, aus dem behinderte Menschen Kapital schlagen können (Schweik 2009; Cheyne 2016; Liddiard 2018). In Anlehnung an Kirsty Liddiard (2013, 2018) können behinderte Menschen als qualifizierte Emotionsarbeiter:innen gelten. Schließlich haben nichtbehinderte Menschen keine vergleichbar weitreichenden Möglichkeiten, diese Art von Sensibilität zu entwickeln (Cheyne 2016). Auf ähnliche Art und Weise erkennt Rosemarie Garland-Thomson (2009) behinderte Menschen als im Angestarrt-Werden erfahren an. Auf dieser Erfahrungegrundlage können sie Begegnungen anleiten und den sie Anstarrenden bei der Überwindung von Unsicherheiten helfen, die Garland-Thomson als Ausdruck eines begrenzten Verständnisses von Differenz liest. Die Angestarrten arbeiten hier also an den Emotionen der sie Anstarrenden, um neue Gefühlsnormen (Hochschild 2012 [1983]) über Behinderung zu etablieren (Tsakiri 2018). Junge behinderte Menschen mit verkürzter Lebenserwartung können ebenso als kompetent darin gelten, mit komplizierten Gefühlen rund um einen etwaigen Funktionsverlust (bei fortschreitender Krankheit), ihren voraussichtlichen Tod und den Sterbeprozess umzugehen (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a). “[T]here is clearly a lot of emotional work that goes into finding the balance of living life whilst managing the proximity of death.” (ebd.: 132). So berichtet Dorothee Marx (2023a) davon, die meiste Zeit ihres Lebens in dem Wissen gelebt zu haben, innerhalb der nächsten zwei bis fünf Jahre zu versterben, wobei sich diese Prognosen mit dem medizinischen Fortschritt immer weiter nach hinten verschoben haben.

Auf dem Arbeitsmarkt können behinderte Menschen diese nachgefragten Kompetenzen einbringen, zumal sie im Dienstleistungssektor überrepräsentiert sind (Wilton 2008), der klassischerweise Emotionsarbeit (im Sinne von „emotional labour“) verlangt¹¹⁴ (Hochschild 2012 [1983]). Und auch der historische Fall *unansehnlichen* Bettelns (siehe Kapitel 1.2.2; 0) lässt sich als Nutzbarmachung von Emotionsarbeit diskutieren. In diesem Verständnis kommodifizieren behinderte Menschen ihre Fähigkeiten als reflektierte Emotionsarbeiter:innen, in dem sie den Passant:innen emotionale Reaktionen wie etwa Mitleid entlocken und

114 Bei persönlicher Neigung und einem förderlichen Arbeitsumfeld kann Emotionsarbeit (im Sinne von „emotional labour“) zutiefst befriedigend und eine Quelle von Stolz sein, wie dies beispielsweise von Hospizmitarbeiter:innen artikuliert wird. Allerdings wird der emotionale Anteil an Erwerbsarbeit oft übersehen oder in Gehalt und Prestige nicht angemessen gewürdigt (Hochschild 2013). Behinderte Beschäftigte im Dienstleistungssektor schätzen Emotionsarbeit als Anlass für soziale Interaktion und eine positive Identifikation mit (vergeschlechtlichten) Identitäten (Wilton 2008).

diese wiederum in einen monetären Gewinn ummünzen (Schweik 2009). “Unsightly begging was work, and it also *did* work. It sealed the pact of pity; revealed the nonexistence of viable labor options for disabled people and exposed the lack of safety nets” (ebd.: 109; ihre Hervorhebung).

Kurz gesagt lassen sich die negativen Auswirkungen von Emotionsarbeit auf behinderte Menschen als erschöpfend (siehe Kapitel 2.1.3.1) oder entfremdend (siehe Kapitel 2.1.3.2), sowie als zu einem (präventiven) Selbstausschluss bewegend (siehe Kapitel 2.1.3.3) problematisieren. Darüber hinaus lässt sich diskutieren, dass der überproportionale Anteil geleisteter Emotionsarbeit auch einen Erwerb von Kompetenzen fördert, die behinderte Menschen für sich nutzbar machen können.

2.1.4 Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Emotionsarbeit gefühlsmäßige Konsequenzen hat, wenn sich behinderte Menschen (und ihre Angehörigen) davon erschöpft (siehe Kapitel 2.1.3.1) und entfremdet (siehe Kapitel 2.1.3.2) fühlen. Als unsichtbare, unbezahlte Arbeit stellt sie eine alltägliche strukturelle Benachteiligung dar, die Energie und Zeit bindet – und zwar ganz gleich, ob behinderte Menschen durch Oberflächen- oder Tiefenhandeln an ihren eigenen Gefühlen arbeiten, Interaktionen für Dritte möglichst angenehm gestalten, Konflikte vermeiden oder für die eigenen Rechte eintreten. Die Aussage von Emotionsarbeit zu einer Person gemacht zu werden, *die man nicht sei*, spricht für den unfreiwilligen Charakter des überproportionalen Anteils an Emotionsarbeit. Um Emotionsarbeit und ihre unangenehmen gefühlsmäßigen Konsequenzen zu vermeiden, ziehen manche behinderte Menschen sich physisch oder psychisch zurück oder fordern angemessene Vorfahrten und andere Rechte nicht ein (siehe Kapitel 2.1.3.3). Allerdings nutzen einige behinderte Menschen ihre Fähigkeiten als besonders versierte Emotionsarbeiter:innen auch beispielsweise auf dem Arbeitsmarkt (siehe Kapitel 2.1.3.4).

Zum Abschluss dieses Unterkapitels bleibt festzustellen, dass der Begriff der Emotionsarbeit in den Disability Studies häufig Verwendung findet. Ich möchte jedoch hier zu bedenken geben, dass viele Autor:innen ihn hauptsächlich dazu verwenden, eine übermäßige gefühlsmäßige Belastung zu konturieren, die behinderte Menschen zu bewältigen haben. Um von Arlie Hochschilds (2012 [1983]) Werk umfassenden Gebrauch zu machen, sollten Analysen dahingehend erweitert werden, dass zwischen Oberflächen- und Tiefenhandeln unterschieden wird und die zugrunde liegenden Gefühlsnormen explizit

benannt oder rekonstruiert werden. Derartige Analysen versprechen nuanciertere Informationen darüber, welche Erfahrungen behinderte Menschen mit Emotionsarbeit genau machen, auf welche Weise sie Emotionsarbeit übernehmen, wann und wie dies gelingt und wann es scheitert. Dabei ist anzunehmen, dass viele behinderte Menschen dazu in der Lage sind, die Erwartungen zu benennen, an denen sie ihre Emotionsarbeit ausrichten – sofern sie in qualitativer oder partizipativer Forschung danach gefragt werden. Die Liste der hier rekonstruierten Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1.2) ist somit nicht erschöpfend, vor allem dann nicht, wenn man bedenkt, dass solche Erwartungen intersektional variieren. Genauso wenig kann auf Basis der zugrunde gelegten Literatur expliziert werden, wie sich diese Erwartungen von den an nichtbehinderte Menschen oder an andere Minderheiten gerichteten Gefühlsnormen bzw. der von ihnen erwarteten Emotionsarbeit unterscheiden. Da Emotionsarbeit eine reaktive Tätigkeit darstellt, verweist dieses Unterkapitel bereits auf die sich in Kapitel 3 anschließende Diskussion von Fühlstrategien, die in den Disability Studies propagiert werden, um behinderndem Affekt zu begegnen.

2.2 Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen

Die Gefühle behinderter Menschen (und manchmal auch die ihrer Familien, Partner:innen und Freund:innen) werden oftmals als Problem aufgefasst, und zwar als individuelles, auf einer Beeinträchtigung beruhendes Problem, das medizinischer Behandlung bedarf. Um die Ausweitung der Zuständigkeit der Medizin auf immer mehr Lebensbereiche zu hinterfragen, haben Konflikttheoretiker:innen in der Medizinsoziologie den Begriff der Medikalisierung geprägt – einschließlich des Umgangs mit Gefühlen (Thomas 2007: 30f.). Dabei ist die Infragestellung der Medikalisierung von *Behinderung* ein Grundgedanke der Disability Studies (ebd.).

Medicine sustains and enhances lives. Our concern lies more with *medicalisation*: a persuasion that shoe-horns all perspectives into a grand narrative dominated by the vocabularies of medicine. Medicalisation refers to the institutionalisation of medical knowledge as *the* knowledge through which to make sense of human diversity and deviations from human norms (Goodley/Runswick-Cole/Liddiard 2022: 18).

In diesem Unterkapitel fokussiere ich diejenigen Formen der Medikalisierung, bei denen spezifisch die *Gefühle* behinderter Menschen als eine zu behandelnde Pathologie abgetan werden (Johnson 2011). Schließlich

sind die Disability Studies längst dazu aufgerufen, sich mit subjektiven Behinderungserfahrungen auseinanderzusetzen, um kein theoretisches Vakuum zu hinterlassen.

I argue that the social model contributes to the maintenance of the individual model of disability. The reason for this paradox is that, by excluding personal experience from the analysis of disability, a theoretical vacuum is left, which is filled by those who adopt an individualistic and decontextualised perspective (Marks 1999: 611).

Meines Wissens ist Jenell Johnson (2011) die einzige Disability Studies Autor:in, die explizit über eine Medikalisierung der *Emotionen* behinderter Menschen schreibt. Ich möchte das hier interessierende Phänomen stattdessen als Medikalisierung von *Gefühlen* rahmen und auf diese Weise das subjektive Erleben behinderter Menschen betonen (Scheve/Slaby 2019), da eben das subjektive Erleben bei dieser Form der Medikalisierung als pathologisch abgetan wird. Die Figur des „affect aliens“ (Ahmed 2010: 42) kann die Art und Weise dieser Zurückweisung verstehen helfen. Affekt Aliens fühlen sich nicht so, wie es von ihnen erwartet wird, was sie von der vorherrschenden Kultur entfremdet. Sara Ahmed (2010) zeichnet nach, wie insbesondere die Suche nach Glück entfremdend wirkt. In der Gegenwartskultur sei Glücklichsein zu einer Pflicht geworden, die das Subjekt zum Wohle anderer, z.B. seiner Herkunftsfamilie zu erfüllen habe. Die Subjekte geben sich selbst die Schuld dafür, dass sie nicht in der erwarteten Weise von Ereignissen und Gegenständen beeinflusst werden, die sie glücklich machen sollen (z.B. einer Heirat). „When you are alienated by virtue of how you are affected, you are an affect alien. [...] We are not made happy by the right things“ (Ahmed 2017: 57).

Während Kapitel 2.1.2 sich mit Gefühlsnormen auseinandersetzt, die gefühlsmäßige Erwartungen an behinderte Menschen ausformulieren – wie beispielsweise *dankbar* für jegliche Form von Unterstützung zu sein, wird in diesem Unterkapitel untersucht, auf welche Weise das subjektive Empfinden behinderter Menschen *zurückgewiesen* wird. Manche Gefühle werden per se pathologisiert, wenn Able-mindedness verpflichtend ist (siehe Kapitel 2.2.1). Unangenehme Gefühle wie Trauer oder gar Depressionen werden nicht nur häufig pathologisiert, sondern auch als direkte Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999: 43) missverstanden anstatt als Auswirkungen dis/ableistischer Diskriminierung (siehe Kapitel 2.2.2). Psychische Krisenzustände oder Schmerzen auszudrücken, die nicht durch das Wissen der modernen westlichen Medizin erklärt werden können, zieht leicht einen Vorwurf der Hysterie – des absichtlichen Krankwerdens aufgrund eines unbewussten Krankheitsgewinns – nach sich (siehe Kapitel 2.2.3). Ferner werden Sehnsüchte wie etwa der Wunsch nach Familiengründung trotz chronischer

Erkrankung oder das Begehrn einer:er behinderten Partner:in als *Fetisch* delegitimiert (siehe Kapitel 2.2.4).

2.2.1 *Verpflichtende Able-mindedness*

Lennard Davis (2008: 218) konstatiert, dass Gefühle zunehmend medikaliert werden – “a general trend toward the medicalization of virtually every emotional and cognitive state”. So umfasst der Begriff der „compulsory able-mindedness“ (Kafer 2013: 16; siehe Kapitel 1.2.1) auch ein *richtiges* Maß und eine *richtige* Zeitlichkeit von Emotionalität (Campbell 2019). Autismus wird beispielsweise als Mangel an Emotionen charakterisiert und Schizophrenie als Überschuss. In Anlehnung an Konzeptionen des Unbehagens (im Sinne von „trouble“ z.B. bei Butler 1990; McRuer 2006), sinniert Brady Forrest (2020: 77f.) über Gefühle¹¹⁵, die verpflichtend werden.

Affect trouble describes the pressure to strive toward a particular way of feeling, and the ways this pressure regulates and controls despite this particular way of feeling being impossible to maintain. Affect trouble is predicated on the failure to control your feelings or emotions and through failure there is the impetus to always do ‘better’: the trouble of always being at risk of not properly expressing affect, or not feeling properly; the constant pressure to regulate affect and perform, which is to say emote, properly; and the ways certain feelings become compulsory.

Im Sinne eines Hinterfragens der Ausweitung des Zuständigkeitsbereichs der Medizin auf Gefühle (siehe Kapitel 2.2) kritisieren Autor:innen der Disability Studies, dass der Drang, jeden vermeintlichen Mangel oder Überschuss an Emotionalität zu behandeln, von Einrichtungen der psychiatrischen Versorgung in das subjektive Erleben der Alltagskultur einsickere (Donaldson/Prendergast 2011; Puar 2017). “[S]ustained feelings of sadness prompt consumers to seek medical and pharmaceutical interventions, while sustained feelings of elation might lead consumers to shun them” (Donaldson/Prendergast 2011: 130).

Mangelnde Emotionalität

Eine irgendwie *mangelnde* Emotionalität ist zentrales Merkmal gängiger Auffassungen und medizinischer Klassifikationen von Autismus

115 Dieses wörtliche Zitat verdeutlicht noch einmal die uneinheitliche Verwendung der Begriffe Affekt, Emotionen und Gefühl in den Disability Studies. Der Autor scheint alle drei Begriffe synonym zu verwenden und definiert sie in diesem Aufsatz nicht näher.

(Billington 2006). “[A]utism [is] framed as a medical and clinical problem of affect, a pathology to be treated” (Duffy/Dorner 2011: 204). Die sogenannte „theory of mind“ (Baron-Cohen 1997) setzt Menschen auf dem autistischen Spektrum als unfähig zur Empathie, wobei Empathie als intuitives Erfassen der Absichten und Gefühle anderer konzipiert wird (Duffy/Dorner 2011). Autist:innen werden außerdem als unfähig zu Introspektion (Valente 2018), spontaner Interaktion und emotionaler Reziprozität dargestellt (Billington 2006). Wenn Empathie dabei als angeborene *menschliche* Fähigkeit in einem linearen Modell des (evolutionären) Fortschritts aufgefasst wird, wird darüber die Zugehörigkeit von Menschen auf dem autistischen Spektrum zur Menschheit infrage gestellt (Duffy/Dorner 2011) – mit für sie potenziell gefährlichen Folgen (siehe Kapitel 2.3.4).

Mehrere Disability-Studies-Autor:innen haben darauf hingewiesen, dass es der „theory of mind“ (Baron-Cohen 1997) selbst an Empathie mangelt (Billington 2006; Duffy/Dorner 2011; Milton 2012). Sie stellt sich ihr Publikum als neurotypisch¹¹⁶ vor und ignoriert nicht nur autobiografische Berichte autistischer Menschen, sondern auch deren Perspektive im Allgemeinen (Duffy/Dorner 2011). Autobiografische Berichte von Menschen, die sich selbst als (hochfunktionale) Autist:innen verstehen¹¹⁷, zeugen jedoch von einem komplexen Gefühlsleben und einer subjektiven Bedeutsamkeit emotionaler Themen (Jones/Zahl/Huws 2001). Häufig wird in solchen Berichten sogar eine emotionale Hypersensibilität mit starken, manchmal überwältigenden oder gar nicht auszuhaltenden Gefühlen beschrieben (Billington 2006). Zudem empfinden Autist:innen ihr Umfeld als behindernd, weil es Emotionen wie Frustration, Traurigkeit, Wut und Angst wecke (Clarke/van Amerom 2007). Neurotypische Menschen erleben sie häufig als invasiv und völlig falschliegend in Bezug auf Gefühlslagen oder Motive von Menschen auf dem autistischen Spektrum (Milton 2012). Viele Verhaltensweisen, die meist als stereotyp autistisch gelesen werden, wie etwa die Vermeidung von Blickkontakt oder ein Anstarren von Gegenständen, lassen sich stattdessen auch als Abwehr von emotional

116 Der Begriff „neurotypisch“ (Runswick-Cole 2014: 1120; meine Übersetzung) verweist auf die Konstruiertheit *normaler* neuronaler Funktionen. Er wird von Selbstvertretungsorganisationen von Menschen auf dem autistischen Spektrum verwendet, um eine Norm zu entlarven, die gewöhnlich unmarkiert bleibt (Runswick-Cole 2014).

117 Obwohl Schlussfolgerungen über das Gefühlsleben von Autist:innen, die keine Berichte aus erster Hand verfassen können, übergeneralisiert scheinen, bleiben die vorhandenen autobiografischen Berichte immer noch die beste verfügbare Quelle, um über das Gefühlsleben anderer Autist:innen zu spekulieren (Jones/Zahl/Huws 2001).

überwältigenden Reizen und unangenehmen Erfahrungen verstehen (Billington 2006).

Exzessive Emotionalität

Eine *übermäßige*, die Vernunft beeinträchtigende Emotionalität stellt ein gängiges Verständnis von Schizophrenie¹¹⁸ dar – “a disordered economy in which the supply of emotion exceeded the demand” (Johnson 2011: 191). Dieses Verständnis von Schizophrenie als Exzess rechtfertigte die weithin als überholt geltende medizinische Praxis der Lobotomie, die das Gefühlserleben der Patient:innen durch die Zerstörung von Hirngewebe dämpfen sollte. Dabei zielte dieser Eingriff überhaupt nicht auf eine *Heilung* der Schizophrenie, sondern sollte der Wiedereingliederung von Patient:innen in den Arbeitsmarkt dienen (ebd.).

For disability scholars, lobotomy offers arguably the limit case of the medicalization of emotion. As emotion is medicalized, old binaries and hierarchies (reason/emotion, weak emotion/strong emotion, negative emotion/positive emotion) are subsumed under the dominant medical binary of normal/pathological, and intense emotion, negative emotion, and, to a certain extent, emotion itself become characterized as impairments to be remedied by medical intervention (ebd.: 186f.).

Übermäßigkeit ist ebenfalls ein Hauptmerkmal von Zwangsstörungen, die erst in post-/modernen westlichen Gesellschaften eine Medikalisierung erfahren haben – aktuell über die Diagnose „obsessive-compulsive disorder“ (Davis 2008: 5), die als Angststörung und somit als exzessive Angst eingestuft wird. Analog zur konflikttheoretischen Problematisierung von Medikalisierung (siehe Kapitel 2.2), hinterfragt Lennard Davis (2008) die medizinische Zuständigkeit für Zwangsstörungen, die er als Kontinuum zwischen kulturellem Anspruch und pathologisierter Störung versteht. Einige der verbreitetsten obsessiven Verhaltensweisen und Gedanken – Putzen und Kontrollieren – ergeben erst vor dem Hintergrund des gegenwärtigen Wissensstandes über Mikroorganismen und über Sicherheitsrisiken, die von Haushaltsgeräten oder dem Großstadtleben ausgehen, Sinn. Zuvor und andernorts wären ähnliche Gedanken und Verhaltensweisen als exzentrisch oder – in einem religiösen Kontext – als *besessen* interpretiert worden (ebd.).

Eine angeblich exzessive Emotionalität wird auch in der sogenannten „teen sick-lit“ (Elman 2012: 175) verhandelt, einer besonderen Sparte der Jugendliteratur. Die Handlung dieser Romane verknüpft in

118 Interessanterweise wird Schizophrenie ebenfalls als „abgeflachter Affekt“ (Donaldson/Prendergast 2011: 130; meine Übersetzung) charakterisiert und somit als Mangel an Gefühlen, der psychiatrische Behandlung auf eine andere Weise rechtfertigt.

der Regel eine Erzählung über die Überwindung einer Erkrankung mittels westlicher Medizin mit einer Liebesgeschichte¹¹⁹, in der die Protagonistin einen männlichen Partner findet (Elman 2012). Dieses Genre rahmt die Emotionsrepertoires von Teenagern als eine Mischung aus Traurigkeit, emotionaler Sprunghaftigkeit und Exzess, die für den Übergang in ein *gesundes* Erwachsenenalter überwunden werden müssen (ebd.). “Teen sick-lit has been key to maintaining an image of always-already sad teenagers in diametrical opposition to ‘happy’,¹²⁰ children and emotionally ‘stable’ adults” (ebd.: 178).

Pathologisierte Zeitlichkeit von Gefühlen

Neben der Frage nach Mangel oder Überfluss kann ebenso die *Zeitlichkeit* von Gefühlen medikaliert werden. Die Terminologie der posttraumatischen Belastungsstörung suggeriert ein pathologisches Verhältnis zu Zeitlichkeit, nämlich unfähig zu sein, eine gewaltvolle Vergangenheit als vorbei und die Gegenwart als sicher zu erleben. Im Widerspruch zum aktuellen Verständnis von Trauma vermittelt dieser Begriff nicht, dass Trauma als andauernd und verkörpert erlebt wird (Rakes 2019). Sigmund Freuds (1969 [1917]) Konzept der Melancholie transportiert eine ähnliche Vorstellung pathologischer Zeitlichkeit von Gefühlen, wobei *gesunde* Trauer als einer linearen Zeitachse folgend gefasst wird. Ellen Samuels (2017) schildert, wie ihr Ärzt:innen und Verwandte vorwarfen, *zu lange*¹²¹ um ihre verstorbene Mutter zu trauern.

119 Darüber suggeriert dieses Genre heteronormative Verpartnerung als symbolisches Heilmittel (Patsavas 2023). Weibliche Patientinnen mit Reizdarmsyndrom (Vidali 2010) oder chronischen Schmerzen (Patsavas 2023) – also Erkrankungen, die mit einem impliziten Vorwurf von Hysterie verbunden sind (siehe Kapitel 2.2.3) – berichten davon, mit ganz ähnlichen Vorstellungen konfrontiert zu werden. “Pain ruins lives, the framing suggests, by ruining relationships. In an implicit reverse logic, then, a stable relationship – epitomized through marriage – signals a form of symbolic overcoming of pain’s impact on a person’s life by securing a future that marriage signifies. The overlapping of pain and romantic relationships functions so strongly” (Patsavas 2023: 204).

120 Dabei assoziiert das Genre Kindheit, Nichtbehinderung und Heterosexualität mit Glück (Ahmed 2010).

121 Samuels (2017) selbst glaubt nicht, dass ihre – letztlich als genetisch bedingt diagnostizierte – Krankheit durch übermäßige Trauer verursacht wurde. Nach diesem Vorfall gibt sie jedoch ihre Trauer über den Verlust von Gesundheit, Funktionsfähigkeit und Zeit (siehe Kapitel 3.3.1) nicht mehr preis. Wenn Trauer als Melancholie pathologisiert wird, werden unangenehme Gefühle als individuelle Entscheidung gerahmt (Ahmed 2010).

When I fell ill just two years later, both doctors and relatives wanted to believe it was the result of my stored-up grief, my refusal to stop mourning my mother and move on with my life (ebd.: o.S.).

Es gibt auch eine *richtige* Zeitlichkeit in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Behinderungsstatus. Medizinische Auffassungen von Behinderung konfrontieren behinderte Menschen mit Stufenmodellen der Rehabilitation, die propagieren, dass man festgelegte Phasen der Emotionalität durchleben muss, um Behinderung zu *verarbeiten* – von Trauer über Verleugnung bis hin zur Akzeptanz (Watermeyer 2009; Douglas et al. 2021). Nichtbehinderte Eltern behinderter Kinder sind mit ähnlichen Phasen- und Bewältigungsmodellen konfrontiert, die eine Chronologie der elterlichen Emotionalität von Schock bis Enttäuschung über die Geburt eines behinderten Kindes annehmen (Watermeyer/McKenzie 2014; Douglas et al. 2021). Abweichungen von solch normativen Zeitvorstellungen werden pathologisiert. “[D]isabled people are pathologized for not feeling the ‘right’ sort of loss” (Watermeyer 2017: 153). Für Menschen mit angeborenen Behinderungen jedoch machen Vorstellungen von Verlust und eine verpflichtende Nostalgie (Muñoz 2015) wegen *verlorener* Nichtbehinderung möglicherweise überhaupt keinen Sinn (Kafer 2013).

This presumption of loss, one that extends even to people who never ‘possessed’ what they allegedly ‘lost,’ is a symptom of the compulsory able-bodiedness/able-mindedness challenged by disability studies scholars and activists. It illustrates the extent to which the nondisabled body/mind is the default position, as if all bodies/minds are purely abled until something happens to them, as if mind/body variation were not a common occurrence. We are expected to take up nostalgic positions toward our former selves, mourning what we have lost and what can now never be (ebd.: 43).

Wirkungen verpflichtender Able-mindedness

Was bewirkt verpflichtende Able-mindedness im Sinne einer Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen? Die Vorstellung, dass Emotionalität ein richtiges Maß und eine richtige Zeitlichkeit haben kann, pathologisiert und reglementiert jede Abweichung von diesen Normen (Donaldson/Prendergast 2011). Allerdings haben die Zuschreibungen von Mangel, Übermaß oder falscher Zeitlichkeit von Gefühlen jeweils andere Auswirkungen, die ich im Folgenden weiter ausführe.

Wenn sie sich Menschen auf dem autistischen Spektrum als emotionslos vorstellen, können neurotypische Menschen jegliche Beteiligung an der Verursachung von unangenehmen Gefühlen abstreiten. Zum Zweck der Assimilierung versuchen therapeutische oder pädago-

gische Interventionen dabei oft, stereotype Verhaltensweisen autistischer Kinder zu zerstören, die sie gegen eine als überwältigend empfundene Emotionalität schützen (Billington 2006).

It would be [...] misguided, however, and probably abusive, to [...] any [...] autistic person, to destroy the defences which they might have constructed against the intensity of such dangerous feeling and knowing, and upon which their psychological survival might well depend (ebd.: 7).

Ganz allgemein vernachlässigt ein auf der „theory of mind“ (Baron-Cohen 1997) basierendes Verständnis von Autismus, dass Definitionen sozialer Situationen variieren können. Diese Annahme naturalisiert neurotypische Interpretationen und entbindet neurotypische Menschen davon, Verantwortung für ihre eigenen Wahrnehmungen zu übernehmen (Milton 2012).

Eine Zuschreibung von *Exzess* verpflichtet eher dazu, den vermeintlichen Exzess zu verbergen und als nichtbehindert durchzugehen (siehe Kapitel 3.1.1), was Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1) veranlasst und psychiatrische Behandlung durchsetzt. So werden gedämpfte Emotionen¹²² meist nicht als relevante Nebenwirkung einer psychiatrischen Behandlung aufgefasst, solange diese Dämpfung produktive Arbeit nicht behindert (Johnson 2011). Dagegen wird von Arbeitnehmer:innen häufig erwartet, dass sie psychische Krisen verbergen, z.B. durch unermüdliches Lächeln vor Kund:innen (Wilton 2008). “[A] worker may face real difficulties in sustaining a desired (and implicitly non-disabled) performance” (ebd.: 366). Von neurodiversen Menschen wird in beruflichen Kontexten ganz ähnlich erwartet, möglichst neurotypisch zu erscheinen und etwa Konzentrationsschwächen oder Ängste zu verbergen (Gunaratnam 2021). Weiter vermitteln die oben beschriebenen Romane des Genres „teen sick-lit“ (Elman 2012: 175) die Bewältigung einer *übermäßigen* Emotionalität als von Teenagern anzustrebendes Kennzeichen für Reife (ebd.).

Normative Zeitvorstellungen äußern sich in gängigen Vorwürfen gegen behinderte Menschen, ihre Behinderung *noch* nicht verarbeitet zu haben (Sierck 2011); sie werden dabei entweder als ihre Behinderung *verleugnend* (Watermeyer 2014; Goodley 2017; Water-

122 Jenell Johnson (2011) deutet die Pathologisierung *exzessiver* Emotionalität als Erbe der Lobotomie, die weithin als überholte medizinische Praxis verstanden wird, allerdings in seltenen Fällen, z.B. bei Schizophrenie trotz ihrer äußerst behindernden Wirkungen weiterhin praktiziert wird.

meyer/Mckinney 2021) oder als nicht an ihre vermeintlich neue Situation angepasst¹²³ (Goodley 2017) hingestellt. Zudem psychologisieren Stufen- und Bewältigungsmodelle Elternschaft und pathologisieren die Beziehungen von Eltern zu ihren Kindern. “Through the normative discourses of the psy-professions, it seems there is no possibility of a sane response to the birth of a disabled child” (Douglas et al. 2021: 46).

Die erste Facette einer Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen zeigt sich demnach in der Ausweitung verpflichtender Nichtbehinderung auf den Bereich subjektiven Erlebens. Nichtbehinderung im Sinne einer *Able-Mindedness* wird als Norm gesetzt, wenn ein *richtiges* Ausmaß und eine *richtige* Zeitlichkeit von Gefühlen angenommen werden, die von (geistiger) Behinderung und (psychischer) Krankheit vermeintlich klar unterscheidbar sind.

2.2.2 *Pathologisierung von Gefühlen als Beeinträchtigungsfolgen*

Eine weitverbreitete Erfahrung unter behinderten Menschen ist die Pathologisierung eigentlich nachvollziehbarer Gefühle. So kann Dis/ableismus eine intensive gefühlsmäßige Belastung darstellen (siehe Kapitel 2.1.3), aber wenn damit zusammenhängende Gefühle ausgedrückt werden, werden diese oft als direkte Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999: 43) missverstanden. Somit wird irrtümlicherweise der jeweiligen Beeinträchtigung zugeschrieben, unangenehme Gefühle zu verursachen, anstatt u.a. einer ausgrenzenden Gesellschaft (Goodley/Runswick-Cole 2011; Chandler/Rice 2013), ökonomischer Marginalisierung (Chandler/Rice 2013; Mills 2018), Gewalt (Hillsburg 2017; Voronka 2017; Evans 2020) oder behindernder Umweltgestaltung (Clarke/van Amerom 2007; Goodley/Runswick-Cole 2011; Boyle 2014; Fish 2018)¹²⁴.

123 Dan Goodley (2017: 115) beschreibt in sich widersprüchliche Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1.2.1), die dazu führen, dass behinderten Menschen entweder zugeschrieben wird ihre Behinderung zu verleugnen („being in denial“) oder an ihre Behinderungen nicht angepasst zu sein („maladjusting“). Letzterer Begriff lässt sich ebenfalls mit *verhaltengestört* (siehe Kapitel 1.1.3) ins Deutsche übersetzen.

124 Die Gefühle übergewichtiger Menschen werden auf ähnliche Weise medikaliert. Mit geringem Selbstwertgefühl oder sozialer Isolation verbundene Gefühle werden fälschlicherweise als direkte Auswirkungen eines höheren Körnergewichts und nicht als Folge weitverbreiteter Diskriminierung durch physische Barrieren oder Feindseligkeit gelesen. Dementsprechend gilt die Gewichtsabnahme zur Überwindung des Dickseins als einzig legitimes Heilmittel, obwohl chronische Diäten als

[I]f disabled people are unhappy, it is because we are mourning our unfortunate circumstances and not because we live in an ableist culture or that a majority of disabled people live under the poverty line (Chandler/Rice 2013: 238).

Gefühle als Beeinträchtigungsfolgen zu pathologisieren erscheint in einem soziokulturellen Kontext naheliegend, der Krankheit als existenzielle Bedrohung versteht (siehe Kapitel 1.1.1). Anne Waldschmidt (2012: 23) erinnert an die etymologischen Wurzeln der Begrifflichkeit Patient:in im Griechischen „páthos“ für Unglück und Affekt oder dem Lateinischen „patiens“ für Leiden und geduldig (warten). So gelten chronisch kranke und behinderte Menschen als in Affekt und Emotionen verstrickt – als *unvernünftig*, sofern sie nicht gegen ihre Erkrankung ankämpfen und sich einer medizinischen Behandlung unterwerfen¹²⁵.

Gesundheitlich beeinträchtigte Männer und Frauen werden dagegen dem Reich der Natur und der Sinne zugeordnet: passiv und leidend, irrational und verletzlich, verrückt und gefühlsbetont. In einer Gesellschaft, die sich durch eine einseitige Orientierung an der Rationalität (und Rationalisierung) auszeichnet, können sich diese Zuschreibungen leicht als tödlich erweisen (ebd.: 32).

Als Beeinträchtigungsfolgen missverstandene, unangenehme Gefühle zeigen sich beispielsweise bei Suiziden, die in den Abschiedsbriefen der Verstorbenen oder Erzählungen der Angehörigen mit Marginalisierung und Verarmung durch Austeritätsmaßnahmen verknüpft werden (siehe Kapitel 2.3.1). Im Vereinigten Königreich behandeln Zeitungsberichte diese Selbstmorde in der Regel als individuelle, dekontextualisierte Geschichten und erklären sie häufig mit psychischen Erkrankungen. Die Printmedien folgen damit dem Rat der Weltgesundheitsorganisation, Suizid nicht als nachvollziehbare Reaktion auf wirtschaftliche Verzweiflung zu rahmen (Mills 2018).

Falsche Kausalitätszuschreibungen treten zutage, wenn Bestrebungen zur Linderung unangenehmer Gefühle darauf abzielen, die Gefühle selbst und nicht deren Auslöser zu beseitigen (Evans 2020). Medizinischem Personal wird etwa vorgeworfen, behinderten Menschen psychiatische Behandlung gegen gefühlsmäßige Reaktionen auf Ausgrenzung zu verschreiben (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020). Menschen mit psychischen Erkrankungen werden bei gefühlsmäßigen Reaktionen auf Gewalt oder ihren liminalen Status ebenso auf

aussichtslos und schädlich für das physische und emotionale Wohlbefinden problematisiert werden (Aphramor 2009; Mollow 2015). Andere Lösungsansätze gäten aus dem Blickfeld, etwa die Förderung bedürfnisorientierter Maßnahmen wie Körperakzeptanz, intuitives Essen oder lustvolle Bewegung (Aphramor 2009).

125 Dabei können behinderte Menschen triftige Gründe haben, medizinische Eingriffe (Campbell 2009; siehe Kapitel 2.1.2.3) oder Hilfsmittel (Maskos 2018; siehe Kapitel 3.1.1) nicht in Anspruch zu nehmen.

psychologische, psychiatrische oder pflegerische Einrichtungen verwiesen (Hillsburg 2017; Evans 2020). Und bei Menschen auf dem autistischen Spektrum werden sekundäre psychische Erkrankungen wie Angststörungen oder Depressionen als Folgeerscheinungen von Autismus naturalisiert (Clarke/van Amerom 2007), was vermutlich ebenfalls eine medizinische oder therapeutische Behandlung nach sich zieht.

In der psychiatrischen Versorgung wird etwa Wut pathologisiert und dann beispielsweise durch Isolationsmaßnahmen *behandelt* – etwa in forensischen Einrichtungen für Frauen mit Lernbehinderungen im Vereinigten Königreich. Die Insassinnen in Isolationsräume¹²⁶ einzusperren soll den therapeutischen Effekt haben, die eingesperrten Frauen außerhalb der Konfliktsituation zur Ruhe kommen zu lassen und sie und andere gleichzeitig zu schützen. Die inhaftierten Frauen erleben die Isolation jedoch als Strafmaßnahme¹²⁷ und fühlen sich verängstigt, wütend, traurig, hilflos und verlassen (Fish 2018). “Evidently, being ‘calm’ does not necessarily imply a sense of well-being, it can be a manifestation of immobilization or shutting down” (Fish 2018: 147).

Behindernde Umwelten als Auslöser pathologisierter Gefühle

Dabei werden verschiedene (institutionelle) Umwelten in den Disability Studies als behindernd und somit als Ursache für pathologisierte Gefühle problematisiert – so auch die genannten forensischen Einrichtungen für Frauen mit Lernbehinderungen (siehe auch Kapitel 2.1.2.1).

It seemed that seclusion was used to calm people down but this can be counter-therapeutic, or an aversive method of behaviour control. It also fails to sufficiently recognize that anger, aggression, self-harm, or violence may be the result of an oppressive institutional environment (ebd.: 145).

Psychiatrischen Einrichtungen im Allgemeinen wird vorgeworfen, nachvollziehbare Gefühle als Symptome psychischer Erkrankung zu pathologisieren (Goffman 1969, 1967; Abrams 2014; Fish 2018; Evans 2020), in dem Sinne, dass sie Menschen bisweilen in verstörende Situationen bringen, ihnen jegliche Ausdrucksmöglichkeiten nehmen und

126 Sonderpädagogische Einrichtungen im US-amerikanischen Kontext nutzen verschiedene diagnostische Label wie etwa Entwicklungsverzögerungen, Lernbehinderung oder ADHS, um ähnliche Isolationspraktiken bei Kindern ab dem Kindergartenalter zu rechtfertigen (Erevelles/Minear 2010).

127 Weniger punitive Ansätze zur Regulierung von Wut und Aggression in forensischen Einrichtungen erkennen an, dass aggressives Verhalten in Beziehungen auftritt und relationale Maßnahmen wie klärende Gespräche oder die Würdigung der Beweggründe für Wut, die Notwendigkeit von Strafmaßnahmen wie Isolationshaft verringern können (Fish 2018).

dann jedwedes Verhalten als symptomatisch auslegen (Goffman 1969, 1967; Abrams 2014). Eine Pathologisierung der Gefühle *verrückter* Menschen dethematisiert die strukturelle Gewalt, der Nutzer:innen psychiatrischer Dienste ausgesetzt sind (Voronka 2017). Beispielsweise wird Ruhelosigkeit zum Anlass genommen, Menschen als *psychisch krank* zu erklären, selbst wenn diese Ruhelosigkeit eine Reaktion auf eine Zwangseinweisung darstellt (Evans 2020). Sowohl ein (vermeintlicher) Überschuss als auch ein Mangel an Emotionalität der Nutzer:innen (siehe Kapitel 2.2.1) kann in der Psychiatrie pathologisiert werden.¹²⁸

Bei Menschen mit Demenz werden aggressives Verhalten und unangenehme Gefühle als symptomatisch für ihre neurodegenerative Erkrankung gesetzt. Allerdings schränken Pflege- und Betreuungseinrichtungen Wahlmöglichkeiten häufig stark ein, was gefühlsmäßige Reaktionen hervorbringen kann, die sich dann beispielsweise in Form von aggressivem Verhalten äußern. Der weitverbreiteten Annahme, dass Menschen mit Demenz zunehmend nicht mehr dazu in der Lage sind, eigene Entscheidungen zu treffen oder ihre Präferenzen und Wünsche auszudrücken, lässt sich entgegnen, dass Entscheidungsfindung als ein verkörperter, sozialer und emotionaler Prozess verstanden und durch Assistenz ermöglicht werden kann (Boyle 2014). Schulkontexte können für Schüler:innen und ihre Eltern ein ähnlich stressiges institutionelles Umfeld bis hin zu einer überwältigenden gefühlsmäßigen Belastung darstellen. In Konflikten zwischen Schüler:innen oder zwischen Schüler:innen und Lehrer:innen werden Vorläufer von Gewalt allerdings selten thematisiert. Das Verhalten und die Handlungen der Schüler:innen werden nach anderen Maßstäben beurteilt als das Verhalten und die Handlungen der Lehrer:innen – selbst wenn der Umgang mit Gefühlen oder die Kommunikation darüber zu Lernzielen erklärt werden. Schüler:innen als „Belastung“, „Stressquelle“ oder gar als „Bedrohung“ (Goodley/Runswick-Cole 2011: 608; meine Übersetzung) abzustempeln, lässt sich als Priorisierung der gefühlsmäßigen Bedürfnisse der Lehrer:innen lesen.

128 Gleichzeitig wird der Einfluss der gefühlsmäßigen Beteiligung von Fachkräften in der Diagnostik (Donaldson/Prendergast 2011) oder sonderpädagogischer Begutachtung (Erevelles/Minear 2010) übersehen. Gefühle spielten auch bei der Entwicklung der chirurgischen Praxis der Lobotomie eine herausragende Rolle. In seinen Memoiren berichtet der Hauptverfechter der Lobotomie von seiner anfänglichen Angst, seinem Ekel und seiner Scham gegenüber psychiatrischen Patient:innen. Die sterile Umgebung des Operationssaals ermöglichte es ihm, diese aversiven Emotionen in wissenschaftliche Neugierde zu überführen. Theoretisiert wurde die Lobotomie retrospektiv durch die Beobachtung von postoperativen Veränderungen bei Patienten:innen (Johnson 2011).

Auswirkungen einer Pathologisierung von Gefühlen als Beeinträchtigungsfolgen

Was bewirken solche Fehlzuschreibungen? Die Pathologisierung nachvollziehbarer gefühlsmäßiger Reaktionen auf Dis/ableismus als Beeinträchtigungsfolgen wertet diese gefühlsmäßigen Reaktionen ab (ebd.) und kann behinderte Menschen dazu bringen, sich selbst die Schuld für ihre Gefühle zu geben (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020). Ärger als Beeinträchtigungsfolge zu pathologisieren, lässt behinderte Menschen als besonders *gefährlich* erscheinen (Fish 2018). Behinderte Menschen werden etwa häufig fälschlicherweise bezichtigt, feindselig oder gar gewalttätig zu sein (Goodley und Runswick-Cole 2011; 2013) oder *herausforderndes* Verhalten zu zeigen (Goodley 2017), was womöglich Segregation oder gar institutionellen Missbrauch legitimiert (siehe Kapitel 2.3).

Eine zweite Facette der Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen tritt demnach in Erscheinung, wenn nachvollziehbare gefühlsmäßige Reaktionen auf Diskriminierung und Ausgrenzung als direkte Beeinträchtigungsfolgen missverstanden werden. Dementsprechend werden behinderte Menschen dazu angehalten, ihre Gefühle zu verändern oder gar behandeln zu lassen, anstatt die Umstände zu kritisieren, die z.B. Wut überhaupt erst hervorbringen. Solche Fehlzuschreibungen könnten darauf hindeuten, dass nichtbehinderte Menschen versuchen, sich von eigenen Gefühlen zu distanzieren, die mit ihrer Verstrickung in komplexe soziale Ungerechtigkeit zusammenhängen (siehe Kapitel 1.2).

2.2.3 *Epistemologische Behinderung durch Unterstellung von Hysterie*

Ein Kapitel über die Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen wäre unvollständig ohne den Hinweis auf eine veraltete, aber dennoch wirkmächtige Diagnose: Hysterie. In Anlehnung an Sigmund Freuds (1981 [1905]) Fallstudie seiner Patientin Dora versteht Anna Mollow (2014: 191) die Diagnose Hysterie als epistemologische Behinderung. Zentrales Merkmal der Hysterie ist ein aus unbewussten Beweggründen bereitwillig, gar absichtlich erkrankender Körper. Diese Diagnose – ob ausdrücklich oder unterschwellig erteilt – behindert, weil sie nicht widerlegt werden kann (Atkins/Hodges 2010; Mollow 2014). “Ironically, according to the paradigm, the more the patient is adamant that her symptoms are real, the more clinicians presume that they are

purely the result of intrapsychic phenomena” (Atkins/Hodges 2010: xxii). Die Unterstellung unbewusster Beweggründe lädt zu Spekulationen über psychische (oder sogar spirituelle) Krankheitsursachen (Wendell 1996) und Heilmaßnahmen ein, wie etwa der Kultivierung einer *positiven* Einstellung (Lelwica 2020). “[U]nprovable theories are generated to explain how someone would have avoided becoming ill” (Wendell 1996: 96). Michelle M. Lelwica (2020: 64) bezeichnet Überzeugungen, dass der eigene Körper durch mentale Anstrengungen gesteuert werden kann, als „Mind-over-Matter“-Mentalität. Solche Übergeneralisierungen psychischer Ursachen können bisweilen sogar fortbestehen, wenn eine somatische Erkrankung nachgewiesen wurde, und zwar sowohl im Einzelfall (Wendell 1996; Patsavas 2023) als auch bei diagnostischen Kategorien selbst. So hält sich der Glaube an die psychische Verursachung von Krebs oder Magengeschwüren beispielsweise in der öffentlichen Vorstellungswelt, obwohl ihre Ursachen nachweislich etwa in Umweltgiften bzw. bakteriellen Infektionen zu suchen sind (Wendell 1996). Menschen mit erworbenem Schädel-Hirn-Trauma haben ihre Beeinträchtigungen, zu denen häufig Veränderungen in Aufmerksamkeit, Gedächtnis oder Ausdauer gehören, unbestritten durch physische Gewalt erworben. Dennoch werden sie im Hinblick auf solche – neurologisch bedingten – kognitiven und emotionalen Veränderungen häufig mit irrelevanten Ratschlägen wie *positivem* Denken konfrontiert (Hellm et al. 2018).

Gegenwärtig dient Hysterie nicht mehr als offizielle Diagnose, dennoch sind die dieser veralteten Diagnose zugrunde liegenden Ideen weiterhin verbreitet. Bei einer Reihe verschiedener diagnostischer Kategorien wird erkrankten Menschen vorgeworfen, ihre eigenen Beeinträchtigungen willentlich zu verursachen, um einen sekundären Nutzen zu erzielen (Atkins/Hodges 2010; Mollow 2014; Patsavas 2023), z.B. Menschen, die mit chronischen Schmerzen leben (Sheppard 2018; Patsavas 2023), Menschen mit Myalgischer Enzephalomyelitis bzw. Chronischem Fatigue Syndrom (Wendell 1996), Menschen mit Long COVID (Bé/Sheppard 2023), Menschen mit diagnostizierter Borderline-Persönlichkeitsstörung (Johnson 2015) oder Menschen mit umweltbedingten Erkrankungen, die intensiv auf die Belastung durch alltägliche toxische Chemikalien reagieren (Mollow 2014). Zum vermeintlichen sekundären Nutzen gehören der Zugang zu Erwerbsunfähigkeitsrenten (Atkins/Hodges 2010) oder Schmerzmitteln, die Freistellung von der Arbeit (Sheppard 2018) und das Erregen von Aufmerksamkeit (Atkins/Hodges 2010; Mollow 2014; Johnson 2015) oder Mitgefühl (Atkins/Hodges 2010).

[T]he belief that people in pain remain so because we either do not want to get better or actively benefit from our pain remains strangely persistent across both cultural and professional spheres (Patsavas 2023: 202).

Dabei lässt sich über den Begriff der Hysterie nicht sinnvoll schreiben, ohne seine Verflechtung mit Geschlechterstereotypen (Wendell 1996; Atkins/Hodges 2010; Mollow 2014; Johnson 2015; Goodley 2017; Sheppard 2018; Patsavas 2023) und Rassifizierung (Johnson 2015; Sheppard 2018; Patsavas 2023) anzuerkennen. Da sich Vorstellungen von körperlicher und psychischer Gesundheit an einem männlichen Ideal orientieren, wird *behinderndes* Verhalten von Frauen erwartet und gleichzeitig pathologisiert (Goodley 2017). “Labels such as anorexia, hysteria and agoraphobia are feminine roles enlarged to disabling conditions that blur the line between ‘normal feminine’ behaviour and ‘pathology’” (ebd.: 46). Vorwürfe von eingebildeten Krankheiten (Wendell 1996), Simulant:innentum, Drogenmissbrauch (Sheppard 2018) oder Aufmerksamkeitssuche (Mollow 2014; Johnson 2015) richteten sich nicht in gleicher Weise an *alle* behinderten Menschen. “Indeed, I avoid emergency rooms when my pain flares to avoid being called drug seeking because of my disability *and my skin color*” (Nolan 2022: 150; meine Hervorhebung).

Gefühle selbst können behindernd sein, aber manche Behinderungen werden als „bloßes Gefühl“ (Forrest 2020: 75; meine Übersetzung) abgetan. So untergräbt die Diagnose der Borderline-Persönlichkeitsstörung die epistemische Autorität der so etikettierten Personen, die als überempfindlich dargestellt werden (Johnson 2015). Ebenso wird das Schmerzempfinden von Menschen ohne eine von der westlichen modernen Medizin akzeptierte Diagnose häufig hinterfragt, bezweifelt und zum Schweigen gebracht – es wird epistemisch außer Kraft gesetzt (Sheppard 2020b). In jüngster Vergangenheit wurden die Erfahrungen von Patient:innen mit Long COVID in ähnlicher Weise abgetan (Bé/Sheppard 2023).

[M]any people with long Covid seem to have experienced the same familiar disbelief and misconceptions that are frequent for chronic conditions that are still poorly understood or easily dismissed by biomedicine (ebd.: 136).

Auch bei der medizinischen Behandlung des Reizdarmsyndroms berichten Patient:innen von einer derartigen „Mind-over-Matter“-Mentalität (Lelwica 2020: 64). Amy Vidali (2010) vergleicht die ihr verschriebene Medikation mit dem historischen Fall der Verschreibung von Opium gegen Verdauungsprobleme, die als durch starke Emotionen verursacht galten¹²⁹.

129 Ein stark nachgefragtes Medikament gegen das Reizdarmsyndrom, das inzwischen wegen schwerer Nebenwirkungen vom Markt genommen wurde, wurde mit einem

Like 19th century women, it seems I was being subtly prescribed anti-anxiety medication for my bowel problem, and I remember there being little conversation with my doctor regarding *why* I needed to take this drug, or what it was even supposed to do (ebd.: o.S.).

Wenn sie zum Ausdruck bringen, dass sie sich dadurch verletzt, abgelehnt oder sogar in ihrem Recht auf Leben infrage gestellt fühlen, dass angehende Eltern Schwangerschaften spät abbrechen, sobald bei pränatalen Tests genetische Abweichungen festgestellt wurden, machen behinderte Menschen und ihre Angehörigen die Erfahrung, dass sie im übertragenen Sinne als *hysterisch* (im Sinne von irrational) abgetan werden¹³⁰ (Shakespeare 2011). Nichtbehinderten Müttern von behinderten Kindern wird vorgeworfen, *unangemessene* Forderungen an das Gesundheits- und Bildungswesen zu stellen. Sie werden als *verrückte* Mütter konstruiert, produziert und diszipliniert, wenn sie ihren berechtigten Ärger äußern (Douglas et al. 2021). “[W]hen we talk of our lived experience in research, despite our feminist stance, we still fear that any claim to rigour we might wish to make will be compromised” (ebd.: 52). Saudische Mütter autistischer Kinder werden als überfürsorglich erlebt, wenn sie ihr Kind vor dem Gefühl der Ausgrenzung schützen wollen. Lehrer:innen werfen Eltern dabei häufig vor, ihr behindertes Kind überbehüten zu wollen – und ignorieren dabei die unersetzlichen Auswirkungen von elterlicher Sorge, Einmischung und Fürsprache auf die Lebensqualität behinderter Kinder in ausgrenzenden und diskriminierenden Gesellschaften (Sulaimani/Gut 2020).

Auswirkungen einer Unterstellung von Hysterie

Was bewirken Unterstellungen einer Hysterie? Susan Wendell (1996) schildert, wie die Annahme eines absichtlich erkrankenden Körpers ihr Leben beeinflusst hat. Die kulturell suggerierte – und *inspirierende* (siehe Kapitel 1.3.4) – Vorstellung, krank werden zu müssen, um bestimmte Lebenslektionen zu lernen, setzte eine potenziell endlose Suche nach der Ursache ihrer Depressionen¹³¹ in Gang, die somatisch

Slogan beworben, der sich gegen den impliziten Vorwurf der Hysterie richtet: “It's in your body, not your head” (Vidali 2010: o.S.).

130 Laut Sara Ahmed (2010) unterstellt eine Gesellschaft, die glaubt, Rassismus überwunden zu haben, denjenigen, die Rassismus anprangern, auf eine ähnliche Weise Paranoia, was rassifizierte Menschen wiederum paranoid werden lasse.

131 Eine emanzipatorische Wissensproduktion sollte hier auf die Einschätzung von Expert:innen in eigener Sache vertrauen und betonen, dass Krankheit und Behinderung psychologisch und spirituell *bedeutungslos* sind (Wendell 1996; Mollow 2014).

verursacht werden, und zwar durch ihre chronische Erkrankung der Myalgischen Enzephalomyelitis bzw. des Chronischen Fatigue-Syndrom.

Illness has forced me to change in ways that I am grateful for, and so, although I would joyfully accept a cure if it were offered me, I do not regret having become ill. Yet I do not believe that I became ill *because* I needed to learn what illness has taught me, nor that I will get well when I have learned everything I need to know from it. We learn from many things that do not happen to us because we need to learn from them (to regard the death of a loved one, for example, as primarily a lesson for oneself, is hideously narcissistic), and many people who could benefit from learning the same things never have the experiences that would teach them (ebd.: 175).

Wenn Krankheit als *freiwillig* aufgefasst wird, werden chronisch kranke Menschen dafür verantwortlich gemacht, nicht zu genesen oder überhaupt erst krank geworden zu sein. Ein gängiger Vorwurf lautet, dass das Subjekt davor zurückschreckt, die der Krankheit angeblich zugrunde liegenden psychischen Probleme aufzuarbeiten (ebd.). Dabei werden Diagnosen von psychosomatischen Störungen (Wendell 1996; Mollow 2014) oder chronischen Schmerzen (Sheppard 2018) meist nicht über die Feststellung von psychischen Problemen begründet (Wendell 1996), sondern dienen als Zurückweisung, wenn keine somatische Ursache festgestellt werden kann (Sheppard 2018). Obwohl legitime somatische Erklärungen in der zeitgenössischen westlichen Medizin begrenzt bleiben, finden die Perspektiven von Patient:innen auf die Auslöser ihrer Symptome selten Gehör (Mollow 2014). Medikalierte Auffassungen von Schmerz¹³² verlangen beispielsweise beharrlich nach Erklärungen, Ursachen und Lokalisierungen (Kolářová 2010).

Letztlich rechtfertigt der Vorwurf, absichtlich krank zu werden oder zu bleiben, die Verweigerung von Anpassung und Unterstützung, während nichtbehinderte Menschen an der Vorstellung festhalten können, mithilfe moderner westlicher Medizin Kontrolle über ihren Körper ausüben zu können (Wendell 1996; siehe Kapitel 1.1.1). Verweigert werden dabei beispielsweise der Zugang zu angemessener medizinischer Versorgung (Wendell 1996; Atkins/Hodges 2010; Mollow 2014; Patsavas 2023), die wissenschaftliche Untersuchung der zugrunde liegenden somatischen Prozesse sowie der sozialen oder umweltbedingten Ursachen (Wendell 1996) oder die Übernahme von (Mit-)Verantwortung für eine nicht verletzende Kommunikation (Johnson 2015).

132 Für eine ermächtigende Wissensproduktion, die sich beispielsweise durch alternative Lesarten von Schmerz einer Hysterisierung widersetzt (Mollow 2014), siehe Kapitel 3.2.1.

Über den Zugang zu Behandlung und Medikamenten hinaus äußern mit chronischen Schmerzen lebende Menschen, sich danach zu sehnen, dass ihre Schmerzen von signifikanten Anderen anerkannt werden – eine Erfahrung, die ihnen oft verwehrt bleibt (Sheppard 2019). Die Unterstellung, willentlich krank zu werden oder zu bleiben, löst stattdessen Selbstzweifel und Schuldgefühle aus. Daher kommt es vor, dass Patient:innen erleichtert reagieren, wenn sie eine somatische Diagnose erhalten – selbst wenn es sich um eine stark behindernde, fortschreitende oder lebensbedrohliche Krankheit handelt (Wendell 1996). (Non-)verbale Anteilnahme spielt eine wichtige Rolle bei der Bewältigung und sinnvollen Integration von Schmerzen in die eigene Biografie (Dederich 2020). Insbesondere in einer Phase des Verlusts und der Trauer sind Schmerzpatient:innen auf andere Menschen angewiesen, die ihre Schmerzempfindung und die damit verbundenen Gefühle für gültig erklären (Sheppard 2020a).

Daher kommt, trotz der offensichtlichen Grenzen, Schmerz zu kommunizieren, den Anderen bei der Erfahrung und Bewältigung des Schmerzes tatsächlich eine große Bedeutung zu: Sie sind Zeugen der vielfältigen Ausdrucksformen des Schmerzes, spielen die Tortur herunter oder ignorieren sie, reduzieren seine Bewältigung auf ein technisches Problem, fühlen mit und suchen ihn zu lindern, finden angemessene Worte oder zeigen die Bereitschaft, das Unerträgliche mitzutragen (Dederich 2009: 87).

Medizinische Fachkräfte spielen eine wichtige Rolle bei der Validierung von Schmerzerfahrungen. Einem paternalistischen¹³³ Gesundheitswesen lässt sich vorwerfen, dass es (männliche) Ärzte als Retter darstellt, bei denen *gute* (weibliche) Schmerzpatientinnen Expertise suchen, „um *sie* über ihren eigenen Körper zu *unterrichten*“ (Patsavas 2023: 208; ihre Hervorhebung; meine Übersetzung). Dabei ist nicht vorgesehen, dass die Patientin die vorgeschlagenen Behandlungspläne aufgrund von Ineffizienz, Nebenwirkungen oder der damit verbundenen Kosten (siehe Kapitel 2.1.2.3) infrage stellt (ebd.).

133 Alyson Patsavas (2023) analysiert literarische Darstellungen chronischer Schmerzen, die (weibliche) Schmerzpatientinnen für andauernde Schmerzen verantwortlich machen, indem chronische Schmerzen durch „unangemessene affektive Bindungen“ (Patsavas 2014: 211; meine Übersetzung) erklärt werden. Eine dieser literarischen Darstellungen personifiziert den Schmerz als männliches Objekt der Begierde, das die als mitschuldig gesetzte weibliche Protagonistin verführt, die sich entscheidet, das Leben mit dem isolierenden Schmerz zu *betrügen* und sich weiter an ihn zu binden. Zudem wird die Interaktion zwischen Arzt und Patientin als eine sexualisierte intime Begegnung gezeichnet, während die schwierige Suche nach einem Arzt, der Schmerzerfahrungen nicht abtut, durch einen Vergleich mit der Suche nach einem Liebhaber verharmlost wird.

Many [medical providers; Y. W.] believe they alone offer the right combination of expertise and dedication to finally solve the problem pain presents. This often positions people in chronic pain as having to retrace therapeutic paths that their experience reveals do not work, often with expensive, painful, and/or traumatic consequences. Challenging these plans or even the curative horizon itself that biomedical professions offer often gets read, at best, as the very investment in pain (ebd.: 210).

Eine dritte Facette der Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen offenbart sich also in der epistemologischen Behinderung durch den Vorwurf, absichtlich krank zu werden. Hier wird Unwohlsein als bloßes Gefühl abgetan, anstatt auf die Ursachenwahrnehmung der Patient:innen zu hören, wenn die moderne westliche Medizin keine somatische Ursache für eine Krankheit feststellen kann. Jemanden als *hysterisch* abzustempeln, beinhaltet sowohl eine Pathologisierung von Gefühlen als *exzessiv* als auch ein Missverstehen von Kausalität. In diesem Fall wird kranken Menschen nicht geglaubt, dass ihre Symptome direkte Beeinträchtigungsfolgen sind. Daher wird die Möglichkeit einer medizinischen Behandlung verworfen und die Patient:innen werden stattdessen auf psychotherapeutische Behandlung verwiesen.

2.2.4 *Fetischisiertes Begehen*

Eine ableistische Kultur, in der Nichtbehinderung verpflichtend ist (siehe Kapitel 1.2.1), macht jede Art von Begehrten, das auf behinderte Körper gerichtet ist, zu einem beschämenden Fetisch. Fiona Kumari Campbell (2009: 180) gibt einen umfassenden Überblick über verschiedene Arten Behinderung zu begehrten, die gemeinhin als *verrückt*, *pervers* oder gar undenkbar pathologisiert werden. „[P]retenders“ wollen behindert erscheinen, „transabled people“ sehnen sich danach, behindert zu sein und „amputee devotees“ begehrten Frauen mit amputierten Gliedmaßen. An anderer Stelle beschäftigt sie sich auch mit „conjoined twins“ (ebd.: 175), also zusammengewachsenen Zwillingen, und deren Präferenz zusammen zu bleiben. Dieser Auflistung hinzufügen möchte ich hier den Wunsch, mit einer behinderten Person eine Familie zu gründen (Hutson 2009a, 2010, 2016). Pretenders täuschen eine Beeinträchtigung vor oder verwenden (nicht benötigte) Hilfsmittel, während transabled People sich eine körperliche oder sensorische Beeinträchtigung herbeisehnen, die ihrem Körperschema entspricht. Beide Arten, Behinderung zu begehrten, sind von den Disability Studies problematisiert worden, was Fiona Kumari Campbell (2009) wiederum als Anzeichen für internalisierten Ableismus in den Disability Studies wertet. Im Folgenden beschäftige ich mich vor allem mit zusammengewachsenen Zwillingen, Amputee Devotees und dem Kinderwunsch behinderter

Menschen und ihrer Partner:innen, um unterschiedliche Formen des Begehrens herauszustellen, die fetischisiert werden.

Zusammengewachsene Zwillinge

Mit ihren zweideutigen und geteilten leiblichen Grenzen sind zusammengewachsene – im Sinne *siamesischer* – Zwillinge mit einer diskursiven Geschichte von *Monstrosität* (siehe Kapitel 1.1.3) und *Freakshows* (siehe Kapitel 1.3.2) konfrontiert, die Abjektion fort- und umschreibt (Campbell 2009; Shildrick 2010). Abgesehen von ambivalenten Konstruktionen zusammengewachsener Zwillinge als begehrenswert für potenzielle Intimpartner:innen (Adams 1996; Shildrick 2005b; Campbell 2009), ist als undenkbar abgetan worden, dass die Zwillinge präferieren könnten, miteinander verwachsen zu sein. Die meisten der spärlich verfügbaren historischen Berichte vermelden, dass zusammengewachsene Zwillinge mit ihrer interdependenten Lebensweise zufrieden waren¹³⁴ und sich wünschten, einander nahe zu bleiben. Schließlich teilen zusammengewachsene Zwillinge ihre Erfahrungen bis zu einem Punkt, an dem diese kaum mehr in Erfahrungen des Selbst und des *anderen* Zwillingss unterteilbar sind (Campbell 2009; Garland-Thomson 2009; Shildrick 2010). Vor dem Hintergrund ableistischer Ideale wie Individualität und Unabhängigkeit stellen mehrere Disability-Studies-Autor:innen dagegen die vorbehaltlose Präferenz einer – mitunter gefährlichen – chirurgischen Trennung fest, die jegliche Bedrohung des emotionalen Wohlbefindens, der körperlichen Unversehrtheit und sogar des Lebens der Zwillinge zu überlagern droht (Clark/Myser 1996; Grosz 1996; Campbell 2009; Garland-Thomson 2009). “[T]he question with regard to all conjoined twins is rarely if they should be separated, but rather how and how soon” (Shildrick 2010: 59). Margrit Shildrick (2010) unterstellt dem medizinischen Personal zusammengewachsene Zwillinge nur dann, wenn sie getrennt werden, einen Status als Person zuzuschreiben, wobei diese verpflichtende Trennung mit einem zugeschriebenen Glückszuwachs (siehe Kapitel 2.3.4) für die voneinander getrennten Zwillinge gerechtfertigt werde (Campbell 2009).

134 Auch viele eineiige Zwillinge berichten, dass sie nicht in Erwägung ziehen, getrennt voneinander zu leben, selbst wenn das Zusammenleben herausfordernd sein kann (Shildrick 2010).

Pathologisierung der Partner:innen behinderter Menschen als Fetischist:innen

Verpflichtende Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) oder die naturalisierte Annahme, dass Nichtbehinderung immer vorzuziehen sei, lässt das Begehr von einem behinderten Körpers als einen beschämenden Fetisch erscheinen, der versteckt werden muss (Campbell 2009; Kafer 2012). Infolgedessen laufen die Partner:innen behinderter Menschen Gefahr, als „devotees“ (Campbell 2009: 180) verkannt zu werden, die sich von (einer bestimmten) Form der Beeinträchtigung oder Prothese angezogen fühlen (ebd.). Diese Zuschreibung abzustreiten kann wiederum als Ablehnung der Behinderung der Partner:in ausgelegt werden (Kafer 2012) – „...to love an amputee is to be a devotee; to refuse such an appellation is to love an amputee only partially, ashamedly, reluctantly“ (ebd.: 337).

Devoteeismus als spezifisches Begehr von Behinderung wird dabei in einer dis/ableistischen Kultur allgemein missbilligt und pathologisiert (Campbell 2009). Diese Missbilligung ermöglicht es nichtbehinderten Menschen, sich ihres eigenen *normalen* Begehrns zu versichern (siehe Kapitel 1.3.2) bzw. verleiht ihnen das ableistische Privileg, dass ihr vermeintlich *normales* Begehrn keiner Rechtfertigung bedarf. Das Begehr von behinderten Körpern undenkbar zu machen, ebnet zudem den Weg für entmündigende, sexistische und heteronormative Devotee-Diskurse. (Männliche) Devotees setzen auf eine Pathologisierung des Begehrns behinderter Körper bzw. die disableistische Annahme, dass sie die einzigen seien, die Frauen mit amputierten Gliedmaßen begehrn (können) – „the closed logic of desire and disgust“ (Kafer 2012: 338). Dabei rahmen sie Behinderung nicht nur als individuelles Problem, sondern auch zentral als Problem weiblicher *Attraktivität* um ausbeuterisches Verhalten wie aufdringliche Fragen, On- und Offline-Stalking und die Verbreitung von persönlichen Informationen oder Fotos ohne Zustimmung der betroffenen Frauen zu entschuldigen (ebd.).

Disabled women understand how devotee exceptionalism – ‘we are the only ones who could ever love you’ – perpetuates ableist assumptions about their presumed undesirability; it leaves unchallenged the notion that amputees are properly objects of disgust. Moreover, disabled women recognize the ways in which this exceptionalism is then used to excuse, if not to produce, exploitative and potentially dangerous behaviors (ebd.: 342).

Delegitimierung des Kinderwunsches behinderter Menschen und ihrer Partner:innen

Nicht nur das sexuelle Begehrten einer:er behinderten Partner:in unterliegt der Medikalisierung, sondern auch der Wunsch, als oder mit einem behinderten oder chronisch kranken Menschen eine Familie zu gründen. Behinderte Menschen stoßen auf viele Barrieren, wenn sie Eltern werden wollen (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b). Dazu gehört, dass sie von ihren Familien, Betreuungs- und Pflegepersonen wie der breiten Öffentlichkeit vielfach als asexuell verkannt werden (siehe Kapitel 2.1.1.3). Wenn behinderte Menschen medizinischen Rat in reproduktiven Angelegenheiten oder bei sexuellen Funktionsstörungen suchen, erleben sie Ärzt:innen selten als unterstützend bei der Suche nach Lösungen, was Kirsty Liddiard (2018) dahingehend interpretiert, dass bei beeinträchtigten Körpern weder sexuelle Funktionsstörungen als problematisch noch Nachwuchs zu bekommen als möglich eingeschätzt werde. Christiane Hutson (2010, 2016, 2009a) schildert, wie Ärzt:innen ihren Kinderwunsch angesichts ihrer chronischen Krankheit als irrational abtun und ihre Zurechnungsfähigkeit infrage stellen. Sie machen ihr massive Vorwürfe, unverantwortlich und egoistisch zu handeln, wenn sie schwanger werde, da sie ihren Wunsch, eine Familie zu gründen, nicht von technisch kalkulierten Risiken abhängig macht¹³⁵.

Während sich in der Reproduktionsmedizin theoretisch Nichtbehinderung oder Behinderung wählen lassen (siehe Kapitel 2.3.4), wird die Entscheidung für Behinderung als irrational, egoistisch und beschämend missbilligt (Kafer 2013). In extremen Fällen werden Eltern (aber auch Ärzt:innen) in Klageverfahren um „unrechtmäßige Geburt“ oder „unrechtmäßiges Leben“ (Campbell 2009: 147) sogar für die Existenz eines behinderten Kindes haftbar gemacht (Campbell 2009; Jarman 2012a; siehe Kapitel 2.3.4). Die zugrunde liegende Missbilligung einer Entscheidung für Behinderung trifft die Gemeinschaft gehörloser Menschen in besonderem Maße, wenn sie sich Vorstellungen einer Überwindung von Gehörlosigkeit durch Cochlea-Implantate widersetzt (Virdi 2020) oder wenn gehörlose Eltern sich nach gehörlosen Kindern sehnen. Alison Kafer (2013) schildert den Fall eines gehörlosen lesbischen Paares, das in der Öffentlichkeit dafür angefeindet wurde, mit der Samenspende eines gehörlosen männlichen Freundes ein gehörloses Kind gezeugt zu haben.

135 Christiane Hutson (2016) deutet dies so, dass die Ärzt:innen auf diese Weise ihre eigenen Ängste vor Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) verdrängen, die mit einer Wahrnehmung von Krankheit als Bedrohung anstatt inhärentem Teil des Lebens zusammenhängen.

Their choice to choose deafness suggests that reproductive technology can be used as more than a means to screen out alleged defects, that disability cannot ever fully disappear, that not everyone craves an able-bodied/able-minded future, that there might be a place for bodies with limited, odd, or queer movements and orientations, and that disability and queerness can indeed be desirable both in the future as well as now (ebd.: 84).

Auswirkungen einer Fetischisierung des Begehrens behinderter Körper

Was bewirkt eine Pathologisierung des Begehrens behinderter Körper? Jedes Begehren von behinderten Menschen als pathologisches Gefühl zu fassen, evoziert Schuld, Scham, Angst und Frustration (Campbell 2009). Liebe, Anziehung und Verbundenheit werden dadurch als Gefühle delegitimiert, die behandelt oder zumindest versteckt werden sollten (Campbell 2009; Kafer 2012). Devotee-Diskurse hemmen Frauen mit amputierten Gliedmaßen in ihrem Selbstverständnis als begehrenswerte und sexuelle Wesen jenseits ihrer Amputation. Solche Diskurse schotten Frauen mit amputierten Gliedmaßen außerdem von potenziell unterstützenden Gemeinschaften ab, da sie unter ihnen Misstrauen und Unbehagen schüren (Kafer 2012). Einen Kinderwunsch zu pathologisieren versperrt den (gleichberechtigten) Zugang zu Reproduktionsmedizin und anderer Unterstützung (Hutson 2010; Kafer 2013; Liddiard 2018).

Eine Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen kann sich somit viertens darin äußern, dass delegitimiert wird, behinderte Körper zu begehren. Partner:innen behinderter Menschen wird ein Fetisch zugeschrieben, während der Wunsch, als oder mit einem behinderten Menschen eine Familie zu gründen, als irrational abgetan wird.

2.2.5 Zusammenfassung

Zum Abschluss dieses Kapitels lässt sich sagen, dass eine Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen die Verantwortung für Behinderung individualisiert und (zugeschriebene) Gefühle und Emotionalität im Allgemeinen zu medizinischen Problemen macht, die behandelt werden müssen. Verschiedene Facetten der Medikalisierung sorgen dabei auf unterschiedliche Weise dafür, dass Behandlung durchgesetzt wird. Normative und normalisierende Vorstellungen über ein *richtiges Maß* und eine *richtige Zeitlichkeit* von Gefühlen (siehe Kapitel 2.2.1) und über *normales* Begehren (siehe Kapitel 2.2.4) halten behinderte Menschen und ihre Angehörigen dazu an, ihre Gefühle auf die

vorherrschende Kultur abzustimmen. Die Figur des „affect aliens“ (Ahmed 2010: 42; siehe Kapitel 1) findet hier ihren Nachhall, insbesondere im Zusammenhang mit verpflichtender Able-Mindedness, aber auch mit fetischisiertem Begehrten. „Affect aliens are those who do not desire in the right way“ (ebd.: 240). Gefühlsmäßige Reaktionen auf Dis/ableismus als Beeinträchtigungsfolgen misszuverstehen (siehe Kapitel 2.2.2) führt zu einer Verordnung psychiatrischer Behandlung. Behinderte Menschen und ihre Angehörigen als *hysterisch* (siehe Kapitel 2.2.3) – oder als *verrückt* – abzutun, untergräbt jeglichen Anspruch auf Unterstützung bzw. die Wahrnehmung, dass sie diese verdienen. Beide Psychologisierungen ziehen Aufmerksamkeit an anderer Stelle ab. Der Vorwurf der Hysterie blockiert den Zugang zu einer medizinischen Behandlung körperlicher Symptome. Wenn unangenehme Gefühle als Beeinträchtigungsfolgen missverstanden werden, gerät ihr sozialer Ursprung in behindernd gestalteten Umwelten aus dem Blickfeld. Solche Zurückweisungen erlauben es nichtbehinderten Menschen jede Mitverantwortung für unangenehme Gefühle bei behinderten Menschen zu leugnen, und verweisen damit auf die Entinnerung von Differenz und Ungleichheit in der dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1.2).

2.3 Materielle Auswirkungen auf Leib und Leben

Das folgende Unterkapitel geht auf die materiellen Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen – verstanden als soziale Ungleichheit im weiteren Sinne – ein, die von einer dis/ableistischen Gesellschaft affiziert werden (siehe Kapitel 1) und Bedrohungen von Leben, Unversehrtheit, Zugehörigkeit und Einkommen behinderter Menschen umfassen. Dabei antwortet dieses Unterkapitel auf Weiterentwicklungen der Disability Studies im Rahmen kultureller Modelle von Behinderung, aus denen Michael Feely (2016: 880) hier poststrukturalistische Ansätze herausgreift: „There is some validity to claims that older poststructuralist approaches fail to engage with the often harsh material realities of life for disabled people“. Dieser Fokus auf materielle Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen steht in einer gewissen Kontinuität zum (britischen) sozialen Modell von Behinderung¹³⁶, das Behinderung

136 Diese vom historischen Materialismus ausgehende Rahmung des (britischen) sozialen Modells wurde wegen ihres ökonomistischen Reduktionismus und materialistischen Determinismus kritisiert (Maskos 2022a), bleibt jedoch eine zentrale

hauptsächlich als strukturelle Benachteiligung (Maskos 2022a) oder als Frage sozialer Ungleichheit rahmt (Karim 2022). Im losen Rückgriff auf einen Begriff des Materiellen¹³⁷ betone ich hier (nicht) verfügbare Ressourcen und ausgrenzende gesellschaftliche Strukturen. Im Gegensatz zu auf der Gefühlsebene verortbaren Prozessen sollen hier also greifbare Auswirkungen auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen im Vordergrund stehen, um der von Susan Schweik (2009) beklagten, weitverbreiteten Depolitisierung des sozialen Problems Behinderung entgegenzuwirken. Konkreter beobachtet sie eine Überdeckung der strukturellen, sozialen und ökonomischen Bedingungen dis/ableistischer Diskriminierung durch einen moralisierenden Appell, sich von den Diskriminierungserfahrungen behinderter Menschen affizieren zu lassen.

Descriptions of disability-based social prejudice and institutionalized discrimination are often understood as ‘insensitive.’ The language sidesteps the reality of social injustice, reducing it to a question of compassion and charitable feelings. Disability is – as it is so often – depoliticized (ebd.: 280).

Während sich Kapitel 2.1 und 2.2 auf soziologische Konzepte stützen, die Prozesse beschreiben, wie Affekt darüber behindernd wirkt, dass er die Gefühle behinderter Menschen prägt, werden in diesem Unterkapitel die ausgrenzenden bis gewalttätigen Auswirkungen ausgeführt, die affektive Reaktionen auf Behinderung auf soziale Ungleichheit im weiteren Sinne quasi direkt entfalten. Diese Auswirkungen manifestieren sich in Bezug auf den Zugang behinderter Menschen zu einem auskömmlichen Lebensunterhalt (siehe Kapitel 2.3.1), ihre Zugehörigkeit in privaten und öffentlichen Räumen (siehe Kapitel 2.3.2), ihre leibliche Unversehrtheit (siehe Kapitel 2.3.3) sowie ihr Lebensrecht (siehe Kapitel 2.3.4).

Orientierung für die Disability Studies (Karim 2022). Dabei muss die Beschäftigung mit der materiellen Seite von Behinderung, d.h. mit Lebensbedingungen, Zugang zu finanziellen Ressourcen oder Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung nicht reduktionistisch erfolgen (Thomas 1999; Maskos 2022a). Carol Thomas (1999) materialistisch-feministische Ontologie der Behinderung konzeptualisiert Behinderung beispielsweise als Beziehung zwischen beeinträchtigtem Körper und exkludierenden, diskriminierenden sozialen Praktiken (Maskos 2022a).

137 An anderer Stelle ist der Begriff des Materialen eingesetzt worden, um zu betonen, wie bedeutsam es ist, leiblichen (und darunter Schmerz-)Erfahrungen Aufmerksamkeit zu schenken (Feely 2016; Dederich 2020). Ich diskutiere die nuancierte Repräsentation von Behinderungserfahrungen (einschließlich Schmerz) stattdessen mit einem Fokus auf eine Wiederaneignung unangenehmer Gefühle als Fühlstrategie (siehe Kapitel 3.3.1).

2.3.1 *Bedrohter Lebensunterhalt*

Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1) haben insofern existenzielle Auswirkungen, als sie den Lebensunterhalt behinderter Menschen bedrohen. Diese Bedrohung entfaltet für behinderte Sozialleistungsempfänger:innen eine besondere Brisanz. Vor dem Hintergrund einer Entinnerung von Ungleichheit und Differenz (siehe Kapitel 1.2) müssen sie ihre Anspruchsberechtigung und ihre Unterstützungswürdigkeit nachweisen (Soldatic/Pini 2009; Soldatic/Morgan 2017). Aber auch für den Zugang zu medizinischer Versorgung müssen Anspruch und Unterstützungswürdigkeit nachgewiesen werden. Die folgenden Abschnitte befassen sich mit den Forderungen, die *Echtheit* von Beeinträchtigungen nachzuweisen und die Bereitschaft zu (Mehr-)Arbeit zu demonstrieren.

Bedrohter Zugang zu Sozialleistungen

In gegenwärtigen, aber auch historischen Sozialleistungssystemen ist der Anspruch auf Sozialleistungen für behinderte Menschen in erster Linie an einen offiziell anerkannten Behinderungsstatus geknüpft. Wenn Empfänger:innen von spezifischen Sozialleistungen für behinderte Menschen unterstellt wird, ihre Anspruchsberechtigung zu erschleichen (Soldatic/Morgan 2017), stehen sie vor der schwierigen Aufgabe, die *Echtheit* ihrer Beeinträchtigungen nachzuweisen. Bill Hughes (2015) betont die historische Kontinuität eines moralisch zweideutigen Behinderungsbegriffs, der diesen Generalverdacht nähre: Während *echte* Beeinträchtigungen als Rechtfertigung für den Bezug von Sozialleistungen gelten können, liegt die Beweislast für die angebliche *Echtheit* der jeweiligen Beeinträchtigung bei der einzelnen behinderten Person. Zudem unterliegen einige Beeinträchtigungen historisch und kulturell spezifischen und somit sich wandelnden Interpretationen, während andere unsichtbar sind oder von der Tagesform abhängen, wodurch behinderte Menschen zu Unrecht beschuldigt werden können, ihre Beeinträchtigungen *vorzutäuschen*. Beeinflusst durch Ressentimentpolitiken (siehe Kapitel 1.2.2) verstärken sich ändernde Kriterien für die Anspruchsberechtigung den Verdacht der Simulation (ebd.). Im Vereinigten Königreich äußern behinderte Menschen den Verdacht, dass die Verfahren zur Beurteilung ihrer Anspruchsberechtigung absichtlich ineffektiv sind. So beschreiben Antragsteller:innen, dass die als überwältigend komplex wahrgenommenen und ihrer Einschätzung nach von unqualifizierten Gutachter:innen durchgeführten Antragsverfahren bei ihnen nicht nur Gefühle der Wut und Frustration auslösen (Saffer/Nolte/Duffy 2018), sondern sogar das Gefühl „in einem Klima

von Angst und Stress zu ertrinken“ (ebd.: 1562; meine Übersetzung). Leistungsempfänger:innen der schweizerischen Invalidenversicherung sind mit einem ähnlich komplexen bürokratischen System konfrontiert. Die Sachbearbeiter:innen verwenden in der schriftlichen Kommunikation einen schwer verständlichen juristischen Fachjargon und sind weder telefonisch erreichbar noch bereit, Anspruchsvoraussetzungen zu erläutern (Tabin et al. 2020). In Australien erlegt ein bürokratisiertes Sozialleistungssystem behinderten Menschen immaterielle Arbeit auf, um ihre Ansprüche auf Unterstützung geltend zu machen (Soldatic/Meekosha 2012).

Julia, from Perth [...] states that the disability welfare reforms are: “geared to shunting us off to employment agencies and a lot of referrals, paperwork, applications. I felt it was more a run-around, going to them and I felt like I had to train them, whereas they were getting paid to help us. We were in effect doing twice the running around” (ebd.: 147).

Selbst wenn eine Beeinträchtigung als echt anerkannt ist, können Anspruchsberechtigungen infrage gestellt werden. Die im US-amerikanischen Kontext herausgebildete rechtliche Kategorie der freiwilligen Behinderung – “voluntary/elective/chosen disability“ (Campbell 2015: 120) – macht individuelles Verhalten für den Erwerb oder die Progression einer als echt anerkannten Beeinträchtigung verantwortlich. Die Rahmung als freie Wahl soll Ansprüche auf angemessene Vorkehrungen und öffentlich finanzierte Unterstützung eingrenzen, wenn behinderte Menschen sich prosthetischen Lösungen wie z.B. Cochlea-Implantaten verweigern. Dabei werden aber weder potenziell schädliche Folgen noch hohe (u.a. finanzielle) Kosten medizinischer Behandlung (siehe Kapitel 2.1.2.3) berücksichtigt. Da Sozialleistungen auch gewährt werden, um die mit Behinderung verbundenen finanziellen Mehrbelastungen zu mindern, hat die Anfechtung der Anspruchsberechtigung behinderter Menschen (ebd.) unmittelbare Auswirkungen auf ihren Lebensunterhalt.

Neben einer *Echtheit* von Beeinträchtigungen sind Anspruchsberechtigungen an eine wahrgenommene Unterstützungswürdigkeit (siehe Kapitel 1.2.2) geknüpft. In jüngsten neoliberalen Reformen von Wohlfahrtsstaaten hin zu sogenannten Workfare-Staaten hängt die wahrgenommene Unterstützungswürdigkeit insbesondere von einer *Arbeitswilligkeit* ab, die behinderte Antragsteller:innen nachweisen müssen. Somit werden soziale Rechte nur im Austausch gegen die Teilnahme an Beschäftigungsförderungsprogrammen gewährt und der politische Fokus von strukturellen Armutursachen auf individuelle Verhaltensänderungen verlagert. Workfare-Praktiken sind mit Überwachung, Kontrolle und Kriminalisierung verbunden und äußern sich etwa

darin, dass Sozialarbeiter:innen entsprechenden Druck auf ihre Klient:innen ausüben (Soldatic/Meekosha 2012; Soldatic/Morgan 2017). Karen Soldatic und Hannah Morgan (2017: 109) verstehen die verstärkten Anfechtungen, Kontrollen und Sanktionen von behinderten Sozialhilfeempfänger:innen als inhärent klassen- und geschlechtsspezifische „Affekteffekte“ (Soldatic/Morgan 2017: 109; meine Übersetzung)¹³⁸. „To us, as researchers, it appeared that as the research participants intensified their efforts to gain employment, so did their experiences of internalised shame and feelings of unworthiness intensify“ (ebd.: 118). Der Druck, Unterstützungswürdigkeit nachzuweisen, ist so stark, dass er post mortem weitergegeben wird. Hinterbliebene behinderter Menschen, deren Suizid mit einem strafenden Sozialsystem in Verbindung gebracht wird, distanzieren sich von angeblichem Leistungsbetrug (Mills 2018).

It seems [...] that public mourning for those who have died through suicide can only occur if they are positioned as worthy and ‘deserving’ of benefits, i.e. hard-working, too proud to receive ‘state handouts,’ and living a frugal life (ebd.: 312).

Wenn strukturelle Benachteiligungen entninet und die Verantwortung für Armut individualisiert werden (siehe Kapitel 1.2.4), wird jegliche materielle Unterstützung von *zusätzlichen* Bemühungen der potenziellen Antragsteller:innen abhängig gemacht. Eine solche Konditionalität zeigt sich auch in postkolonialen Staaten des Globalen Südens, wo staatliche Sozialleistungen in einem so begrenzten Umfang bereitgestellt werden, dass sich von Wohlfahrtsstaaten nicht sprechen lässt. In ihrer Studie über Behindertenselbsthilfegruppen¹³⁹ in Indien stellt Vandana Chaudhry (2019) fest, dass selbst gemeinnützige Nichtregierungsorganisationen den Anspruch behinderter Menschen auf (staatliche) Sozialleistungen von einer aktiven Teilnahme an diesen Selbsthilfegruppen abhängig machen. Dabei stellt die Teilnahme an Selbsthilfegruppen nicht nur eine Unterstützung, sondern auch eine Belastung dar: Die Teilnahme an den Treffen verursacht Transportkosten und Einnahmeausfälle und verpflichtet zur Leistung unbezahlter immaterieller Arbeit, z.B. informeller Sorgearbeit (Chaudhry 2015). Trotz ihrer Namensgebung basiert diese Form der Selbsthilfe keineswegs auf Solidarität (Chaudhry 2019), da die Gruppen auf soziale Beschämung

138 Leider greifen die Autorinnen in ihrem Analyseteil nicht auf ihr zentrales Konzept der „Affekteffekte“ (Soldatic/Morgan 2017: 109; meine Übersetzung) zurück, sodass die Unterscheidung zwischen Affekten und ihren Wirkungen unklar bleibt.

139 Die von der Weltbank geförderten Selbsthilfegruppen propagieren Unternehmergeist und den Zugang zu Finanzdienstleistungen in Form von Mikrokrediten als Armutsbekämpfungsstrategie und folgen damit einer zutiefst neoliberalen Logik (Chaudhry 2018).

und andere drastische Maßnahmen zurückgreifen, um die Rückzahlung von Darlehen zu erzwingen (Chaudhry 2018). Darüber hinaus kann diese Art von Selbsthilfe die mangelnden Ressourcen und behindernden infrastrukturellen Bedingungen des Lebens behinderter Menschen im Globalen Süden nicht ändern – jedenfalls nicht für die Mehrheit der Programmteilnehmer:innen, die keinen Zugang zu weiteren stabilen Einkommensquellen oder familiärer Unterstützung haben (Chaudhry 2015; siehe auch Wechuli et al. 2023).

Zugang zu angemessener Schmerzmittelversorgung

Auch bei Unterstützungsleistungen jenseits finanzieller Transfers, wie etwa einer angemessenen Schmerztherapie, müssen Anspruchsberechtigung und Unterstützungswürdigkeit nachgewiesen werden. Patient:innen mit Sichelzellanämie¹⁴⁰ berichten etwa von Machtkämpfen um Schmerzmittel, die durch Misstrauen entfacht und durch Rassismus verschärft werden (Marks 1999). “The effect of limiting the amount of pain relief for sickle cell sufferers is to leave them in terrible pain. This pain is unnecessary” (ebd.: 620). Patient:innen mit chronischen Schmerzen kann der Zugang zu Versorgung, Unterstützung und insbesondere Schmerztherapie versperrt werden (Sheppard 2018), wenn sie sich entweder zu verzweifelt *oder* zu wenig verzweifelt zeigen¹⁴¹ – in beiden Fällen werden die Schilderungen von Schmerzpatient:innen als unglaubwürdig zurückgewiesen (Sheppard 2020a). Obwohl eine unzureichende Schmerzlinderung als Bedrohung der leiblichen Unversehrtheit behinderter Menschen diskutiert werden könnte (siehe Kapitel 2.3.3), plädiere ich hier dafür, den an Bedingungen geknüpften Zugang zu Schmerzmedikation im Zusammenhang mit anderen Sanktionen zu diskutieren, die behinderten Menschen auferlegt werden – wie etwa den Sanktionen in Workfare-Staaten. Gertraud Kremsner und Michelle Proyer (2018) lesen Sanktionen – den Entzug von Ressourcen, Äußerungen

140 Sichelzellanämie ist eine komplexe psychosomatische Erkrankung, die fast ausschließlich Menschen afrikanischer Herkunft betrifft und von medizinischem Fachpersonal oft missverstanden wird (Marks 1999).

141 In Kapitel 2.1.1.2 diskutiere ich die Vermeidung des Sprechens über Schmerzen als eine Form direkten psycho-emotionalen Disablismus (Reeve 2014). Die hier thematisierte, von medizinischem Personal erwartete Balance im Ausdruck von Schmerzen ließe sich darüber hinaus als Anzeichen für miteinander konfligierende Gefühlsnormen fassen, zwischen der Erwartung, Leiden demonstrativ zur Schau zu stellen (siehe Kapitel 2.1.2.2) *und* der Erwartung, Trauer und Wut nicht öffentlich zu verhandeln (siehe Kapitel 2.1.2.1).

der Missbilligung und eine allgemeine Ausgrenzung – als Rationalisierungen. Nichtbehinderte Menschen suchen nach vermeintlich *rationalen* Erklärungen für aversive Gefühle, die sie gegenüber Behinderung empfinden, indem sie behinderte Menschen für diese unangenehmen Gefühle verantwortlich machen. Auch hier schwingt die Figur der „Spaßverderber:in“ (Ahmed 2010: 65; meine Übersetzung; siehe Kapitel 1.2) mit.

Diese Rationalisierungstendenzen von Emotionen führen zu Sanktionen gegenüber denjenigen Personen, die für den Ursprung negativer Gefühle – ausgelöst oft lediglich durch das Erscheinungsbild und die damit verbundene Irritation ästhetischer Erwartungen, aber auch durch ein als störend wahrgenommenes Verhalten – verantwortlich gemacht werden. Offenkundige physische Merkmale oder (vermeintliche) Abweichungen bedingen dabei umgehendes sanktionierendes Verhalten (Kremsner/Proyer 2018: 438).

Es ist festzuhalten, dass die Konditionalität von Unterstützungsleistungen behinderte Menschen dazu verpflichtet, zusätzliche immaterielle Arbeit zu leisten, um ihre Anspruchsberechtigung und Unterstützungs-würdigkeit im Hinblick auf finanzielle und andere Leistungen nachzuweisen. Über den Zugang zu finanziellen Leistungen hinaus sind einige chronisch kranke und behinderte Menschen auf den Zugang zu einer angemessenen Gesundheitsversorgung angewiesen, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Das Risiko, die eigene Existenzgrundlage etwa durch Sanktionen in Workfare-Staaten zu verlieren, stellt eine existentielle Bedrohung dar, wovon mit Austeritätsmaßnahmen in Zusammenhang gebrachte Suizide Zeugnis ablegen.

2.3.2 *Bedrohte Zugehörigkeit*

Neben existenziellen Fragen des Zugangs zu einem auskömmlichen Lebensunterhalt ist auch die Zugehörigkeit behinderter Menschen in öffentlichen und privaten Räumen bedroht. Die folgenden Abschnitte skizzieren räumliche Segregation insbesondere aufgrund weitverbreiter Barrieren und die ebenfalls weitverbreitete Ausgrenzung aus erfüllenden freundschaftlichen, intimen und familiären Beziehungen.

Bedrohte Zugehörigkeit in öffentlichen Räumen

Die sogenannten „ugly laws“ (Schweik 2009; siehe Kapitel 1.2.2) stellen wohl den Extremfall der Ausgrenzung behinderter Menschen aus dem öffentlichen Raum dar. Susan Schweik (2009: 20) beschreibt das Thema ihrer gleichlautenden Monografie wie folgt: “This book is a history of the harm done by – let us allow the phrase some force – lack of

regard”. Ausgehend von einem Unwillen an mit Differenz verbundene soziale Ungleichheit erinnert zu werden (siehe Kapitel 1.2), entfalten solche Verordnungen ihre diskriminierende Wirkung vor allem als rhetorisches Mittel. “Unmoored from its original context, the ‘Chicago, 1911’ ordinance circulates today as both powerful rhetorical tool and literal urban legend – a legend about disability in the modern city” (ebd.: 7). So schadeten diese spezifischen Hygienereformen behinderten Menschen, obwohl sie kaum durchgesetzt wurden. Sie scheiterten am Widerstand von Bettler:innen, Passant:innen und Ordnungshüter:innen und einer offenkundigen Willkür der Maßstäbe für *Schönheit* und *Hässlichkeit*, die einer für die Durchsetzung notwendigen sauberen Kategorisierung zuwiderliefen (ebd.). Susan Schweik (2009) schätzt die politische Forderung, *unansehnliche* Bettler:innen von den Straßen zu entfernen als eine über historische und geografische Grenzen¹⁴² hinweg verfügbare kulturelle Figur ein und begründet darüber die Forderung US-amerikanischer Behindertenrechtsaktivist:innen nach Abschaffung derartiger Verordnungen in den 1970er Jahren.

Those activists understood, of course, all the ways in which the naming and production of standards of perfection and beauty – and conversely, imperfection and ugliness – still operate and influence everyday interactions (ebd.: 6).

An diesem Beispiel bleibt hervorzuheben, dass die Zugehörigkeit behinderter Menschen im öffentlichen Raum je nach Sichtbarkeit ihres Behinderungsstatus bedroht war. Entgegen der gängigen Lesart als „ugly laws“ (Schweik 2009) zielten diese Verordnungen entsprechend ihrer Benennung als „unsightly beggar ordinances“ (ebd.: 5) eher darauf ab, Verhalten zu kontrollieren, als soziale Gruppen kategorisch auszuschließen; einige Verordnungen berücksichtigten die Veränderbarkeit von Beeinträchtigungen etwa nach Tagesform und verboten Bettelei in unansehnlichem *Zustand* – und nicht etwa Bettelei durch unansehnliche *Personen*. Von sichtbar (und/oder hörbar) behinderten Menschen wurde erwartet, dass sie entweder als nichtbehindert durchgingen (siehe Kapitel 3.1.1) oder kuvrierten (siehe Kapitel 3.1.3), indem sie versuchten, alle mit ihrer Beeinträchtigung verbundenen Probleme zu minimieren. „Unsightly beggars broke that rule; deliberately making impairment and poverty loom large, they uncovered“ (ebd.: 164; ihre Hervorhebung).

142 Die Regionalregierung von Yogyakarta (Java, Indonesien) hat 2014 nicht nur eine vergleichbare Anti-Bettel-Verordnung erlassen, die verbieten soll, *obdachlos zu erscheinen*, um auf Mitgefühl zu spekulieren. Weiter kriminalisiert diese Verordnung den Ausdruck von Mitgefühl durch die Gabe von Almosen und somit weitverbreitete Werte und Praktiken javanischer Kultur (Stodulka 2019).

Die Zugehörigkeit behinderter Menschen zu öffentlichen Räumen ist ebenfalls durch Vorbehalte gegenüber einer barrierefrei gestalteten Umwelt bedroht, die mehrere Autor:innen der Disability Studies nachzeichnen (Siebers 2009; Titchkosky 2011; Kafer 2013). Laut Tobin Siebers (2009) werden Attribute, die Gebäude zugänglich machen, oft als Störung der architektonischen Ästhetik angesehen. Es sei jedoch eher die symbolische Präsenz von Behinderung als z.B. eine Rampe als solche, die den ästhetischen Eindruck störe. Ähnliche ästhetische Vorbehalte stellen die Zugehörigkeit behinderter Menschen in Freiräumen, wie etwa Nationalparks, in Frage (Kafer 2013).

The rhetoric of ecoprotection then seems to be more about a discomfort with the artifacts of access – ramps, barrier-free pathways – and the bodies that use them. Trails, which are mapped, cut, and maintained by human beings with tools and machinery, are seen as *natural*, but wheelchair accessible trails are seen as *unnatural* (ebd.: 138; ihre Hervorhebung).

Alison Kafer (2013) zufolge lassen idealisierte Vorstellungen leiblicher Fähigkeiten, z.B. des Gehens beim Wandern, Behinderung (oder Rollstühle und andere Hilfsmittel) als Entfremdung von *Natur* erscheinen. Maßnahmen zur Verbesserung der Zugänglichkeit für Rollstuhlfahrer:innen werden dann als Bedrohung einer als unberührt imaginierten *Natur* gelesen und somit als auf egoistische Weise zu viel Raum beanspruchend angefochten. Dabei übersehen nichtbehinderte Menschen Anpassungen, die für sie vorgenommen werden, beispielsweise bei der Einrichtung von nicht barrierefreien Wanderwegen. Dies lässt sich als Effekt von Privilegien lesen¹⁴³. Der dichotome Gegensatz von nicht-barrierefrei gestalteten Freiräumen als *natürlich* und barrierefrei gestalteten Freiräumen als *unnatürlich* ist dabei als kulturell konstruiert zu verstehen, da beide Umwelten gestaltet sind. Derartige Konstruktionen von *Natur* lassen keinen Platz für Behinderung außerhalb von *Superkrüppel*-Narrativen (siehe Kapitel 3.1.3), in denen sowohl Behinderung als auch Natur auf spektakuläre Weise überwunden werden (ebd.).

Dabei können Vorbehalte gegen die Präsenz von Behinderung sich auch dann äußern, wenn barrierefreie Merkmale bereits eingebaut sind. Tobin Siebers (2009: 34) beobachtet „Pfusch, Fehlleistungen und Gedächtnislücken“ im Sinne (unbewusster) Bestrebungen, barrierefreie

143 Alison Kafer (2013) weist darauf hin, dass die Outdoor-Industrie in erster Linie weiße, nichtbehinderte Kund:innen anspricht – “part of the thrill of adventure is risking – yet ultimately avoiding – disablement” (Kafer 2013: 134). Sie versteht Nationalparks im US-amerikanischen Kontext daher als weiße Räume, da indigene Gemeinschaften für ihre Begrenzung gewaltsam vertrieben wurden und People of Colour sowie queere Menschen sich in nicht-urbanen Gebieten durch Gewalt bedroht fühlen.

Elemente zu manipulieren oder diese zu überdecken. Behindertentoiletten und andere vermeintlich barrierefreie Flächen werden häufig als Vakuum behandelt, das es zu füllen gilt – etwa, indem sie als Abstellraum genutzt werden. *Zugängliche* Wege sind manchmal unnötig kompliziert und gar verwirrend beschildert (ebd.). Darüber hinaus übersetzt sich Barrierefreiheit nicht unbedingt in Zugänglichkeit für alle. Kelly Fritsch (2013b: 135) schildert paradoxe Situationen im Zusammenhang mit dem internationalen Symbol für Barrierefreiheit, dem „International Symbol of Access (ISA)“, einem weißen Piktogramm einer Rollstuhlfahrer:in auf blauem Hintergrund. Durch dieses Symbol werden Räume oder Verkehrsmittel als barrierefrei gekennzeichnet, selbst wenn sie viele auf Barrierefreiheit angewiesene Menschen ausschließen. Das Symbol konstruiert eine binäre Raumaufteilung, da es den legitimen Anspruch auf Barrierefreiheit von der Nutzung eines Rollstuhls abhängig macht (ebd.). Gleichzeitig gehen Menschen mit anderen Zugangsbedürfnissen nicht als behindert oder nicht als behindert *genug* durch (siehe Kapitel 3.1.2), was Ausgrenzung anstelle einer Zugänglichkeit für alle erzeugen kann (ebd.).

Von besonderer Bedeutung ist, dass nichtbehinderte Menschen sich allgegenwärtiger Barrieren nicht bewusst sind (siehe Kapitel 2.1.1.1). Diese Vergessenheit kann sogar aufrechterhalten werden, wenn sie beispielsweise miterleben, wie Rollstuhlfahrer:innen mit der ausgeschilderten Barrierefreiheit zu kämpfen haben. Wenn die Zugangsbedürfnisse einer Person nicht mit der angebotenen Lösung übereinstimmen (Titchkosky 2011), wird diese Person als „Spaßverderber:in“ (Ahmed 2010: 65; meine Übersetzung; siehe Kapitel 1.2) hingestellt und ihre Anwesenheit infrage gestellt (Titchkosky 2011). Das Übersehen gescheiterter Barrierefreiheit lässt sich somit als absichtsvoll diskutieren (Siebers 2009).

The ISA [International Symbol of Access; Y. W.] is a marker of accessibility and inclusion, even when it fails. For good feelings to continue with ease, it is important for no one to get upset by the inappropriate signs. If someone does get upset, the response is to question why disabled people are appearing in these inaccessible spaces. Clearly, this space is not intended for them and was never intended to be for them, even if the sign of inclusion promises otherwise (Fritsch 2013b: 145).

Bedrohte Zugehörigkeit zu privaten Räumen

Wenn die Präsenz behinderter Menschen im öffentlichen Raum infrage gestellt wird, werden sie auf private Räume und letztlich auf Institutionen verwiesen¹⁴⁴ (Schweik 2009; Erevelles/Minear 2010; Ben-Moshe 2013; Barden 2020), da ihre Zugehörigkeit in privaten Räumen ebenfalls bedroht ist. Kirsty Liddiard (2013, 2018) folgend möchte ich die weitverbreitete Ausgrenzung behinderter Menschen von Intimität hier als Ungleichheitsfrage diskutieren.

Die weitverbreitete Wahrnehmung behinderter Menschen als asexuell (siehe Kapitel 1.3.1) spiegelt sich in einem Mangel an Gelegenheiten, ein erfülltes Sexual- und Familienleben zu führen. Vor dem Hintergrund geschlechtsspezifischer Erwartungen, die eine heteronormative Paarbeziehung (auch für nichtbehinderte Menschen) verpflichtend machen und mit Glück assoziieren (Ahmed 2010), wird Zugehörigkeitsgefühl entscheidend durch das Begehrtwerten einer:r Partner:in geprägt (Pestka/Wendt 2014; Liddiard 2018). Darüber hinaus kann die Zuschreibung von Asexualität vor dem Hintergrund verpflichtender Heterosexualität (Rich 1980) bewirken, dass sich behinderte Menschen entmenschlicht und infantilisiert fühlen, denn die Wahrnehmung als attraktives sexuelles Wesen gilt als wichtiger kultureller Marker für *menschlichen* Wert (Liddiard 2018).

Je nach Zugriff auf unterschiedliche Ressourcen haben behinderte Menschen ungleiche Chancen, erfüllende intime Beziehungen einzugehen (Liddiard 2013, 2018). Der Mangel an Privatsphäre in vielen Pflegesituationen kann es schwierig oder sogar unmöglich machen, die eigenen sexuellen Wünsche auszuleben (Liddiard 2018; Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b). In diesem Sinne beeinflusst die Verfügbarkeit von angemessenem Wohnraum, Pflege und Konsumgütern die Chancen, Partnerschaften wie auch Freundschaften aufrechtzuerhalten oder mit eigenen Kindern zusammenzuleben (Ignagni et al. 2016).

So äußern Menschen mit Lernschwierigkeiten das Gefühl, dass es ihnen nicht *erlaubt* sei, zu lieben (ebd.: 133). Ein solches Verbot wurde für blinde Frauen im Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts auch explizit ausgesprochen, nämlich indem (romantische) Liebe als gefährlicher Verlust der „Kontrolle über ihre Affektionen“ (Weygand 2016: 228; meine Übersetzung) gerahmt wurde. Sehende Verehrer wurden der unlauteren Absicht beschuldigt, sie ausnutzen zu wollen, während

144 Nirmala Erevelles und Andrea Minear (2010) machen diesbezüglich auf die Bedeutung von Intersektionalität aufmerksam, da behinderte People of Colour in unverhältnismäßig hohem Maße von Institutionalisierung und räumlicher Segregation betroffen sind.

Ehen zwischen blinden Partner:innen als elend, unglücklich und *tragisch* galten (ebd.).

Wie in Kapitel 2.3.3 ausgeführt, können Liebesbeziehungen für behinderte Menschen Orte der Gewalt sein (Ignagni et al. 2016). Dabei sollte die überproportionale Visktimisierung behinderter Menschen durch Intimpartner:innen vor dem Hintergrund ihrer weitverbreiteten Ausgrenzung von Intimität diskutiert werden. Empfundene begrenzte Möglichkeiten, neue Partner:innen zu finden, können den Verlust gewalttätiger Partner:innen bedrohlich erscheinen lassen, wohingegen eine internalisierte Abwertung (siehe Kapitel 2.1.1.3) die Überzeugung fördern kann, den erlebten Missbrauch zu *verdienen* (Pestka/Wendt 2014). Solche gewalttätigen Beziehungen werden zusätzlich verstetigt, wenn Opfer finanziell oder in Bezug auf Unterstützung und Pflege von Täter:innen abhängig sind (Balderson 2013).

Abgesehen von Beziehungen zu Intimpartner:innen berichten Menschen, die im Laufe ihres Lebens Beeinträchtigungen erwerben, wie auch Eltern behinderter Kinder von schrumpfenden sozialen Netzwerken (Murphy 1995; Goodley/McLaughlin 2008a; Kafer 2013; Sulaimani/Gut 2020) oder sogar von sozialer Isolation (Murphy 1995; Sulaimani/Gut 2020). Robert Murphy (1995) schildert, wie Freund:innen und Bekannte ihr Verhältnis zu ihm neu definierten, als er begann, einen Rollstuhl zu nutzen, was er bisweilen als sozialen Tod empfand.

One not-so-close friend reportedly said, “What a shame. He *was* such a nice guy.” The speaker’s use of the past tense was not just an accident, for rumors surface every now and then that I am at death’s door. I savor these incidents as raw data, for they harbor a metaphoric truth: what died was the old social me (ebd.: 149).

Die Geburt eines behinderten Kindes scheint soziale Beziehungen der Eltern zu Freund:innen und der erweiterten Familie herauszufordern bis zu dem Punkt, dass diese Beziehungen verloren gehen können (Goodley/McLaughlin 2008a; Kafer 2013; Sulaimani/Gut 2020). Die gemeinsame Unterstützung des Kindes oder eine geteilte Sorge um sein Wohlergehen kann zwar auch manche Beziehungen vertiefen (Goodley/McLaughlin 2008a; siehe Kapitel 3.2.3). Schrumpfende soziale Netzwerke lassen sich allerdings durch eine veränderte (und somit nicht mehr geteilte) Lebenserfahrung, Konflikte im Umgang mit (neuen) Schwierigkeiten (ebd.), Barrieren und unzureichende Unterstützung bei Betreuung und Pflege (Kafer 2013) und auch durch ein weitverbreitetes Unbehagen gegenüber Behinderung erklären (Goodley/McLaughlin 2008a; Kafer 2013). “Their social lives may shrink, for example, because others are uncomfortable or embarrassed by their stories of illness and adaptation, or friends may feel guilty inviting them to inaccessible houses” (Kafer 2013: 8). Dabei können elterliche Beziehungen zu Freund:innen, Bekannten oder der erweiterten Familie gerade durch

Anstrengungen verloren gehen, ihre Kinder davor zu behüten, sich in einer dis/ableistischen Gesellschaft ausgeschlossen zu fühlen. Saudi-sche Mütter autistischer Kinder berichten etwa davon, Situationen zu vermeiden, in denen ihre Kinder womöglich gemobbt und verspottet werden, oder aber konfrontativ zu kontern, um ihr Kind zu verteidigen (Sulaimani/Gut 2020). Ersteres lässt sich als Selbstausschluss (vgl. Kapitel 2.1.3.3) interpretieren, um direkten psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.2) zu vermeiden.

Zusammengefasst ist die Zugehörigkeit behinderter Menschen bedroht, wenn ihr Platz in öffentlichen und privaten Räumen infrage gestellt wird. Ästhetische Widerstände gegen die symbolische Präsenz von Be-hinderung in der Öffentlichkeit lassen sich so mit Verordnungen gegen *unansehnliches* Betteln zusammendenken. Vor dem Hintergrund einer Zuschreibung von Asexualität und oft mangelnden Rahmenbedingun-gen, erfüllende Beziehungen aufzubauen und aufrechtzuerhalten, ist der Zugang zu Intimität, Freundschaft und Familienleben ebenso ungleich verteilt.

2.3.3 *Bedrohte Unversehrtheit*

Über Ausgrenzung in Bezug auf einen angemessenen Lebensunterhalt oder Zugehörigkeit zu privaten wie öffentlichen Räumen hinaus ist die leibliche Unversehrtheit behinderter Menschen durch dis/ableistische Gewalt bedroht. Solche Gewalt wird von mehreren Disability-Studies-Autor:innen als *Hassverbrechen* oder *Hassrede* gerahmt (Roulstone/Thomas/Balderston 2011; Balderston 2013; Roulstone/Mason-Bish 2013; Goodley 2017; Soldatic/Morgan 2017; Burch 2021c), auch wenn diese Rahmung von ebenfalls mehreren Autor:innen hinterfragt wird. Der folgende Abschnitt befasst sich mit begrifflichen Vorbehalten, Erklärungsansätzen für dis/ableistische Gewalt und gesammelten Erfahrungen dazu, wie über Gewalt gegen behinderte Menschen gesprochen und geschrieben werden kann.

Begriffliche Vorbehalte rund um *Hassverbrechen*

Mehrere Autor:innen haben darauf hingewiesen, dass mutmaßliche *Hassverbrecher:innen* wahrscheinlich keinen Hass empfinden (Sherry 2010; Mason-Bish 2013; Thorneycroft/Asquith 2015; Burch 2021c). Zudem wird auf behinderte Menschen abzielende Gewalt weit häufiger bagatellisiert und naturalisiert, als es das Emotionskonzept *Hass* sugge-

riert (Roulstone/Thomas/Balderston 2011). Diese unpassende Benennung von Gewalt gegen behinderte Menschen als Ausdruck von Hass kann beispielhaft den epistemologisch begrenzten gegenwärtigen Stand der Theoriebildung über Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1) verdeutlichen, wie auch die sich daraus ergebende Notwendigkeit, behindernden Affekt (siehe Kapitel 1) zu diskutieren. Die distinkte Benennung als *Hass* basiert nicht auf Forschungsergebnissen über die Beweggründe der Täter:innen von *Hass*-verbrechen, sondern stellt vielmehr einen Versuch dar, diskriminierendes Verhalten, dem behinderte Menschen ausgesetzt sind, durch Spekulationen über dessen emotionale Grundlage zu erklären. Darüber hinaus dient eine Benennung als diskretes Emotionskonzept bestimmten Funktionen, wie beispielsweise einer Unterscheidung von Subjekt und Objekt oder einer Zuschreibung von Kausalitäten (siehe Kapitel 1). So kann ein Rekurs auf angebliche *Angst* als Rechtfertigung dienen, wohingegen eine Benennung als *Hass* dazu genutzt werden kann, sich von Personen oder Gruppen zu distanzieren, die angeblich *Hass* empfinden (Ahmed 2003). Gewalt gegen behinderte Menschen als Ausdruck von Hass zu erklären, verstehe ich hier demgemäß als eine distanzierende Kritik an den Täter:innen von *Hass*-verbrechen.

Am Beispiel von *Hass*-verbrechen lässt sich also gut verdeutlichen, warum es sich lohnt, Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens in den Blick zu nehmen, auch wenn unklar bleibt, welche distinkt benannten Emotionen daran beteiligt sind. Denn selbst wenn *Hass* keine überzeugende Erklärung für die Gewalt bietet, der behinderte Menschen ausgesetzt sind, sind behinderte Menschen – ungeachtet der Rahmung – überproportional von Gewalt betroffen, was sich als Prozess des Affiziert-Werdens beschreiben lässt. Leah Burch (2018) schätzt die hohe Prävalenz von Missbrauch und Diskriminierung behinderter Menschen in Großbritannien als gut dokumentiert ein (für Deutschland siehe z.B. Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2021: 673ff.). Insbesondere laufen behinderte Menschen Gefahr, von ihren Familien und Partner:innen (Balderston 2013; Pestka/Wendt 2014) oder in Institutionen wie Pflegeheimen, Schulen oder Rehabilitationszentren (Adams/Erevelles 2016; Barden 2020) viktimisiert zu werden. Einige Autor:innen plädieren dafür, *Hass*-verbrechen gegen behinderte Menschen präziser als „mate crime“ (Thomas 2011) – im Sinne von durch Freunde verübten Verbrechen – zu bezeichnen, da sie meist von den Opfern bekannten Personen begangen werden und insbesondere häufig von den Opfern angehörigen oder professionellen Betreuer:innen oder Pfleger:innen (Thomas 2011; Balderston 2013; Doherty 2020). Leah Burch (2021b) hält an der Definition von *Hass*-verbrechen fest, konzentriert sich jedoch

anstatt auf die Absicht der Täter:innen auf den gefühlsmäßigen Eindruck von “Affekten [sic!] des Hasses” (ebd.: 75; meine Übersetzung) auf die Opfer, den sie als besonders gravierend beschreibt. “Although a universal conceptualisation of disability hate crime does not exist, it is widely agreed that hate ‘hurts’ more than other types of crime” (ebd.: 73). Zudem wirken die Gewalterfahrungen anderer behinderter Menschen ähnlich verletzend wie persönliche Gewalterfahrungen, da behinderte Menschen als Gemeinschaft zur Zielscheibe gemacht werden (Hutson 2010; Burch 2021a, 2021b). Dies gilt sogar dann, wenn behinderte Menschen in den Augen der Täter:innen (Ahmed 2010) nicht als behindert durchgehen (siehe Kapitel 3.1.2). Den gefühlsmäßigen Eindruck von gruppenbezogenen Gewalterfahrungen fokussiert auch Christiane Hutson (2010). Dabei weist sie sowohl auf verletzte Gefühle hin als auch darauf, dass Gewalt oft früher beginnt, als sie gewöhnlich erkannt wird. Sie schildert einen Vorfall, bei dem sie von einer Gruppe Jugendlicher im öffentlichen Raum als (sichtbar) chronisch kranke Frau of Colour verspottet wird. Die Situation eskaliert, als sie diese Jugendlichen beschimpft und ohrfeigt. Sobald sie realisiert, dass sie ihr kleines Kind allein zurückgelassen und auch sich selbst in eine gefährliche Situation potenzieller rassistischer oder dis/ableistischer Gewalt begeben hat, überwältigen sie Gefühle der Angst und des Kontrollverlusts. Allerdings hatte sie sich schon vor dem ersten Blickwechsel, der bei ihr frühere Gewalterfahrungen in Erinnerung rief, als *anders* markiert gefühlt.

Erklärungsansätze für Hassverbrechen

Sofern *Hass* keine Erklärung für die überproportionale Gewalt bietet, der behinderte Menschen ausgesetzt sind, auf welche Weise erklären Autor:innen der Disability Studies sie stattdessen? Diese Gewalt wird meist als eingebettet in eine dis/ableistische Gesellschaft oder Kultur verstanden (Goodley/Runswick-Cole 2011; Pestka/Wendt 2014; Goodley 2017; Burch 2018, 2021b) und insbesondere als relationale Macht-demonstration gerahmt (Balderston 2013; Thiara/Hague 2013; Burch 2021b) oder auch als gewaltsafter Versuch, Verhalten zu normalisieren (Adams/Erevelles 2016; Barden 2020).

Hate crime might say more about the general cultural psyche of the non-disabled in relation to disability per se than simply the acts of a few extremists. Hate crime is a logical consequence of animosity to be found in the psychical defence mechanisms of the wider community (Goodley 2017: 114; seine Hervorhebung).

Eine dis/ableistische Kultur manifestiert sich in der alltäglichen Verwendung abwertender, mit Behinderung assoziierter Bezeichnungen

(z.B. „cripple“, „spastic“, „retard“; siehe Kapitel 1.1.2), die durch einen Rückgriff auf Meinungsfreiheit oder als Scherz entschuldigt werden. Die belastende Erfahrung *disablistischer Hassrede* sei dabei so naturalisiert, dass sie von den Opfern als Teil des täglichen Lebens akzeptiert werde (Burch 2018). „It seems the case, however, that *disablist hate speech has become normalised to the point that its harms are not recognised*“ (ebd.: 396).

Einige Autor:innen der Disability Studies kritisieren eine Erklärung dis/ableistischer Gewalt dadurch, dass behinderten Menschen eine *besondere Verletzlichkeit* (siehe Kapitel 1.1.1) zugeschrieben werde (Roulstone/Thomas/Balderston 2011). Auf eine *besondere Verletzlichkeit* zu rekurrieren, suggeriere, dass das Problem beim Opfer selbst liege, und mache somit implizit behinderte Opfer von Straftaten für die Gewalt verantwortlich, die sie erfahren. Und zwar werde der Eindruck erweckt, dass diese Straftaten durch den Behindertungsstatus der Opfer *verursacht* werde (Roulstone/Thomas/Balderston 2011). Dabei verschleiere eine derartige Individualisierung sozialer Probleme diese Gewalt, etwa die häusliche Gewalt gegen Frauen mit Lernschwierigkeiten (Pestka/Wendt 2014). Naturalisierte alltägliche Vorfälle von Belästigung sind oft schwer zu fassen, werden jedoch von den Opfern im öffentlichen Raum antizipiert (Burch 2021a) und teilweise auch fatalistisch akzeptiert, was sich als Internalisierung (siehe Kapitel 2.1.1.3) der weitverbreiteten gesellschaftlichen Abwertung behinderter Menschen lesen lässt (Pestka/Wendt 2014). Darüber hinaus machen behinderte Menschen oftmals die Erfahrung, dass ihr Opferstatus bei Straftaten und Missbrauch durch Familien, Institutionen oder das Strafrechtssystem verharmlost und heruntergespielt wird. Da dis/ableistische *Hassrede*, körperliche Gewalt oder sogar Vergewaltigungen manchmal als Fälle von Mobbing gerahmt werden (Marks 1999; Balderston 2013; Burch 2018), folgt auf Delikte gegen behinderte Opfer oft keine strafrechtliche Reaktion (Roulstone/Thomas/Balderston 2011).

Gezielte Gewalt gegen behinderte Menschen wird in den Disability Studies weiter als relational erklärt in dem Sinne, dass sie der Abgrenzung diene und eine vermeintlich *klare* Unterscheidung zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen festige (Burch 2021b). Bei *Hassrede* verwenden Täter:innen dichotome Pronomen („wir“ gegen „sie“), abfällige Bezeichnungen und eine *disablistische Sprache* (Burch 2018). Bei *Hassverbrechen* beschuldigen einige Täter:innen Menschen mit unsichtbaren Beeinträchtigungen diese zu simulieren, was sich als ein Hinweis auf ein Verlangen nach einer *klaren* Abgrenzung interpretieren lässt. Weiter versuchen einige Täter:innen ihre behinderten Opfer über die ausgeübte Gewalt zu kontrollieren und sie symbolisch in einer

untergeordneten sozialen Position zu halten (Balderston 2013). In diesem Sinne haben *Hassrede* und *Hassverbrechen* mehr mit der Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen¹⁴⁵ als mit individuellen Gefühlen zu tun (Burch 2018; siehe auch Mason-Bish 2013).

Hate speech preserves unequal power relations by denigrating the Other while simultaneously bolstering the superiority of the speaker. Indeed, it is often the case that ‘hate crimes’ are committed to reinforce the process of marginalisation, not simply because the perpetrator ‘hates’ the target (Burch 2018: 402).

Durch diese Straftaten distanzieren sich Täter:innen gefühlsmäßig von ihren Opfern. Da die Unterstützungswürdigkeit behinderter Menschen durch politisch mobilisierte aversive Emotionen rund um die vermeintliche Ausnutzung von Wohlfahrt und ungerechten Begünstigungen angefochten wird (siehe Kapitel 1.2.2), demonstrieren Täter:innen durch derartige Straftaten ihr Streben nach ableistischen Idealen wie individueller Leistung und Eigenständigkeit (Balderston 2013; Soldatic/Morgan 2017; Burch 2018). Einige Täter:innen bekunden, behinderte Menschen um ihren Zugang zu finanziellen und sonstigen Unterstützungsleistungen zu beneiden (Balderston 2013; Burch 2018). Durch *Hassrede* lassen Täter:innen ihren Ärger und ihre Frustration über ein als ungerecht empfundenes¹⁴⁶ Wohlfahrtssystem heraus (Burch 2018). Im Kontext von Austerität ist der abwertende Begriff *Schmarotzer* (englisch „parasite“) besonders aufgeladen. “This term has come to take on a different meaning and target, however, charged with the emotions of austerity” (ebd.: 400). Täter:innen von *Hassverbrechen* demonstrieren beispielsweise ihre im Vergleich zu ihren Opfern privilegierte soziale Position, indem sie finanzielle Kontrolle über Transferleistungen ausüben, die behinderte Menschen erhalten, oder indem sie Hilfsmittel entwenden (Thiara/Hague 2013). Im Allgemeinen benutzen Täter:innen bei ihren Straftaten häufig Hilfsmittel – etwa als Tatwerkzeug oder als Symbole für Behinderung (Balderston 2013; Sherry 2013) – und wenden exzessive Gewalt an (Balderston 2013). In Online-Hassrede

145 Nirmala Erevelles und Andrea Minear (2010) erinnern an die Intersektionalität solcher Machtverhältnisse in ihrer Analyse eines Falls tödlicher Polizeigewalt gegen eine Frau of Colour mit psychischen Erkrankungen, den sie als Ausdruck rassistischer und disabilistischer Gewalt verstehen. “In this article, we demonstrate how the omission of disability as a critical category in discussions of intersectionality has disastrous and sometimes deadly consequences for disabled people of color caught at the violent interstices of multiple differences” (Erevelles/Minear 2010: 128).

146 Die angebliche Ungerechtigkeit von Wohlfahrt naturalisiert die Exklusion behinderter Menschen von Arbeitsmärkten (Burch 2018) – sie entinnert Ungleichheit (siehe Kapitel 1.2.2).

können sogar Morddrohungen unhinterfragt bleiben, sofern behinderte Menschen als wirtschaftliche Belastung hingestellt werden (Burch 2018). Ebenso kann Gewalt gegen behinderte Menschen – oder sogar Mord – in einigen literarischen Darstellungen als Erfüllung eines „unbewussten Auftrags“ (Narduzzi 2013: 76; meine Übersetzung) interpretiert werden.

In Institutionen verübt Gewalt gegen behinderte Menschen, die in wiederkehrenden – und somit nicht außergewöhnlichen – Missbrauchs-skandalen¹⁴⁷ öffentlich wird, kann als gewaltsafter Versuch der Normalisierung gelesen werden (Adams/Erevelles 2016). Institutionelle Praktiken begünstigen Missbrauch, da sie den Status behinderter Menschen schwächen (Roulstone/Thomas/Balderston 2011). Insbesondere Menschen mit Lernschwierigkeiten wurde als *abjekten Anderen* (siehe Kapitel 1.1.3) seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in verschiedenen Einrichtungen ihre Freiheit entzogen¹⁴⁸, was den Rahmen für routinierte Gewalt bildet (Barden 2020). In Pflegeheimen, Schulen und Rehabilitationszentren sind viele Menschen mit Lernschwierigkeiten, *verrückte* Menschen oder Menschen auf dem autistischen Spektrum alltäglicher Gewalt durch aversive Technologien wie Elektroschocks, Sedierung, Nahrungsentzug, Fixierung und Isolation ausgesetzt (Adams/Erevelles 2016; Barden 2020). Vor diesem Hintergrund ist die durch Skandale aufgedeckte systematische Misshandlung und Vernachlässigung von Menschen mit Lernschwierigkeiten oder Menschen auf dem autistischen Spektrum – wie beispielsweise in der Einrichtung „Winterbourne View“ in der Nähe von Bristol, Großbritannien – nicht als Ausnahme zu betrachten (Barden 2020).

Yet this case is not an isolated incident, a single rogue institution operating outside the law in ways of which its founder claimed to be ignorant. Rather, this case is representative of a national and international ablenationalist project of confinement and abuse under the euphemistic guise of managing ‘risky’ individuals with ‘challenging behaviour’ and ‘complex needs’ (ebd.: 101).

Institutioneller Missbrauch wird oft als *Strafe* dargestellt, mehrere Disability-Studies-Autor:innen schlagen jedoch vor, ihn als Form der Folter anzuerkennen (Adams/Erevelles 2016; Barden 2020) und greifen

147 Zu den jüngsten deutschen Skandalen siehe z.B. <https://plus rtl de/video/tv-shows/team-wallraff-reporter-undercover-242031/2019-3-960665/episode-1-undercover-in-psychiatrien-und-jugendhilfe-808314> (ausgestrahlt von RTL), <https://www.br.de/nachricht/br-recherche/kinderheime-zwangsmassnahmen-fixierung-bayern-102.html> (ausgestrahlt vom BR) bzw. <https://taz.de/Prozessende-nach-Morden-im-Oberlinhaus/!5821147/> (abgedruckt von der taz).

148 Mit Liat Ben-Moshe (2013) kann Freiheitsentzug als ein Kontinuum zwischen Straf-, medizinischen und erzieherischen Maßnahmen verstanden werden.

dabei z.B. auf Giorgio Agambens (2010; meine Übersetzung) Konzept von Lagern als Zonen der Ausnahme zurück, die Menschen ihrer Subjektivität berauben und sie auf „bloßes Leben“ reduzieren. Der Missbrauchsskandal im „Judge Rothenberg Center“ in Massachusetts, Vereinigte Staaten, enthüllte Todesfälle im Zusammenhang mit unmenschlicher *Bestrafung*. Die behinderten Bewohner:innen wurden intensiven, und teilweise sogar über der in der Schmerzforschung ermittelten Toleranzschwelle liegenden, Schmerzen ausgesetzt (Adams/Erevelles 2016).

In these contexts, violent punishments such as electric shock therapies are considered mundane, and the escalation of the severity of these shocks normalized via the rhetoric of education and rehabilitation of children/adults that no other institution would want to include (ebd.: 361).

Abgesehen davon, dass Bestrafungen etwa in Wohneinrichtungen erwachsener behinderter Menschen nicht zu rechtfertigen sind, offenbaren Missbrauchsskandale, dass behinderte Bewohner:innen in Pflege- und Betreuungseinrichtungen völlig unverhältnismäßig *bestraft* werden (ebd.). “[R]esidents were punished for trivial transgressions including staring at a staff member, facial twitches, or asking questions repeatedly” (Barden 2020: 100). Gewalttätige Bestrafungen sind auch in sonderpädagogischen¹⁴⁹ Einrichtungen zu beobachten (Erevelles/Minear 2010). Im „Judge Rothenberg Center“ griffen die Mitarbeiter:innen auf Methoden der operanten Konditionierung zurück, um erwünschte Verhaltensweisen zu verstärken und als problematisch empfundene Verhaltensweisen zu unterbinden. Als problematisch wurden dabei auch Verhaltensweisen eingestuft, die weder destruktiv noch aggressiv sind und auch keine Gefährdung der eigenen Person oder anderer bedeuten. Insofern lässt sich Missbrauch als versuchte Normalisierung von Verhalten interpretieren (Adams/Erevelles 2016). In mehreren Ländern haben inakzeptabel hohe Raten von Zwangsmassnahmen in Einrichtungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten die Aufmerksamkeit politischer Entscheidungsträger:innen auf sich gezogen. Restriktive Praktiken wie Isolation, Sedierung oder Festhalten sind weitverbreitet, um Verhalten zu kontrollieren. Solche Praktiken werden nicht nur als schmerhaft und demütigend empfunden, sondern können aufgrund zurückliegender (geschlechtsspezifischer) Gewalterfahrungen eine Retraumatisierung auslösen (Fish/Hatton 2017).

149 Abgesehen von der erlittenen Gewalt lässt sich hier eine Vernachlässigung des Bildungsauftrags anprangern, was die Zukunftschancen der so beschulten Kinder auf gesellschaftliche Teilhabe verringert (Erevelles/Minear 2010).

Trotz familiärer Fürsorge und Liebe lassen sich manche Familien in sorglose¹⁵⁰ oder gar gewalttätige Systeme verstricken (Rogers 2015). Mitunter stimmen Eltern gewaltsam strafenden Normalisierungsmaßnahmen zu (Adams/Erevelles 2016), und zwar vor dem Hintergrund, dass ihre behinderten Kinder im Vergleich zu nichtbehinderten Kindern keine gleichberechtigte Teilhabe in unterschiedlichen Lebensbereichen erwarten können (Rogers 2015). Manche Eltern lassen sich beispielsweise in einen rhetorischen „Krieg gegen Autismus“ (Adams/Erevelles 2016: 361; meine Übersetzung) oder in institutionelle Problematisierungen von nachvollziehbarem Verhalten (Erevelles/Minear 2010), wie etwa Reaktionen auf eine vorherige brutale Bestrafung (Adams/Erevelles 2016) einspannen. Solche Rahmungen ermöglichen Gewalt gegen ihre Kinder, was an dieser Stelle nicht entschuldigt werden soll. Dennoch mahnt Chrissie Rogers (2015), elterliche Verstrickungen in institutionelle Gewalt daraufhin zu befragen, ob eine angemessene Unterstützung für die häusliche Sorgearbeit gegeben ist.

Sinnvolle Schreibweisen über Gewalt gegen behinderte Menschen

Wie lässt sich nun aus Disability-Studies-Perspektive sinnvoll über Gewalt gegen behinderte Menschen sprechen und schreiben? Diese Frage erscheint besonders brisant, da eine Wiedergabe von Gewalterfahrungen erneute Verletzungen erzeugen kann (siehe Kapitel 1). „We want to acknowledge that we feel tensions in telling stories about violence. We worry that these accounts might feed into a voyeuristic interest in the tragic stories of disability“ (Goodley/Runswick-Cole 2011: 605). Da die Bestimmung des subjektiven Empfindens der Täter:innen mühsam ist und an dieser Stelle spekulativ bleibt (siehe Kapitel 1.4), plädieren einige Disability-Studies-Autor:innen dafür, dis/ableistische Gewalt durch einen Fokus auf die Gefühle der Opfer zu definieren (Hutson 2010; Burch 2021b), wodurch sich einer Verharmlosung von Gewalt z.B. als Mobbing (Marks 1999; Balderston 2013; Burch 2018) oder einer Vernachlässigung von Intersektionalität (Erevelles/Minear 2010) entgegenwirken lasse. Anstatt dis/ableistische Verletzungen über eine (vermutete) Absicht zu definieren, sollte stattdessen Aufmerksamkeit darauf gerichtet werden, ob sich behinderte Menschen verletzt fühlen und (Selbst-)Fürsorge bedürfen (Hutson 2010). Ausgehend von den behinderten Opfern lässt sich fragen, was dis/ableistische Gewalt bewirkt – nämlich bedroht sie die leibliche Unversehrtheit behinderter

150 Im „Judge Rothenberg Center“ rechtfertigte der Gründer der Einrichtung die grausame Behandlung der Schüler:innen als Ausdruck von Fürsorge, da er behauptete, keine Schüler:innen abzuweisen (Adams/Erevelles 2016).

Menschen, da sie ihnen Schmerzen (Adams/Erevelles 2016) und psychische Verletzungen zufügt (Burch 2018). Da sich als dis/ableistische *Hassverbrechen* diskutierte Delikte gegen behinderte Menschen als Gemeinschaft richten, *schmerzen* sie mehr als andere Arten von Verbrechen, und zwar auch deshalb, weil sie das Zugehörigkeitsgefühl behinderter Menschen in verschiedenen sozialen Räumen infrage stellen (siehe Kapitel 2.3.2). Letztlich festigen derartige Verbrechen die Grenzen zwischen sozialen Gruppen wie etwa entlang einer binären Unterscheidung zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen (Burch 2021b). Weiter manifestiert sich dis/ableistische Gewalt anscheinend auf einem Kontinuum, das von Alltagsschikanen bis hin zu Folter reicht (Adams/Erevelles 2016; Barden 2020; Burch 2021c). Selbst wenn einige behinderte Menschen als leichte Opfer gelten können, sollte Gewalt zuletzt weder mit einer vermeintlichen Charakterschwäche von Täter:innen erklärt (Goodley/Runswick-Cole 2011) noch durch eine besondere Verletzlichkeit des Opfers naturalisiert werden (Roulstone/Thomas/Balderston 2011).

Es lässt sich konstatieren, dass dis/ableistische Gewalt in eine Gesellschaft oder Kultur eingebettet ist, die Gewalt gegen behinderte Menschen naturalisiert und trivialisiert, ableistische Leistungsstandards propagiert, behinderte Menschen bezichtigt, die soziale Sicherung zu belasten und versucht, ihr Verhalten zwangswise zu normalisieren.

2.3.4 *Bedrohtes Leben*

Neben ihrem Lebensunterhalt, ihrer Zugehörigkeit zu öffentlichen wie privaten Räumen und leiblichen Unversehrtheit ist auch das Lebensrecht behinderter Menschen bedroht. So argumentiert Bill Hughes (2012a: 18; meine Übersetzung), dass die beiden prototypischen gesellschaftlichen Reaktionen auf Behinderung – „töten oder heilen“ – zwischen Eliminierung und Korrektur oszillieren (siehe Kapitel 1.2.1). Das Leben behinderter Menschen ist besonders an seinem Anfang oder gegen Ende bedroht. Der folgende Abschnitt betrachtet eugenische Praktiken wie selektive Abtreibungen und Zwangssterilisation, Schuldzuweisungen bei Geburten behinderter Kinder sowie *Euthanasie* und Sterbehilfe.

Bedrohter Lebensanfang

Das Lebensrecht behinderter Menschen ist bereits *vor* seinem Beginn in Gefahr. Reproduktive Technologien werden weitläufig zur Auslese

von Behinderung genutzt (Kafer 2013; Puar 2017), was eine Wahrnehmung von Behinderung als unerwünscht naturalisiert. Männer mit angeborenen Beeinträchtigungen werden beispielsweise nicht als Samenspender zugelassen und behinderte Frauen nicht über Reproduktionstechnologien informiert oder ihnen wird davon abgeraten, diese zu nutzen (Kafer 2013; siehe Kapitel 2.2.4). Als Reproduktionstechnologien im weitesten Sinne können auch Sterilisationsmaßnahmen gelten. Dabei sind Zwangssterilisationen¹⁵¹ behinderter Menschen durch Zuschreibungen von Asexualität (siehe Kapitel 1.3.1) *oder* Hypersexualität gerechtfertigt worden. Verordnungen, die Zwangssterilisationen zulassen, stellen sexuell aktive behinderte Menschen als *beschämend* oder *ekelhaft* dar. Laut Margrit Shildrick (2007a) bringen derartige Verordnungen die weitverbreitete Annahme einer Asexualität behinderter Menschen zum Ausdruck. Von behinderten Menschen werde angenommen, dass sie entweder nie Sexualität erlebt oder ihre sexuelle Funktionsfähigkeit verloren hätten, wobei letzteres mit dem Verlust jeglichen sexuellen Verlangens gleichgesetzt werde (ebd.). Nirmala Erevelles und Andrea Minear (2010) analysieren den historischen Fall eines gehörlosen Mannes of Colour, Junius Wilson, der gewaltsam kastriert und fast sein ganzes Leben lang institutionalisiert wurde. Vor dem Hintergrund der in den Südstaaten der Vereinigten Staaten zwischen den 1870er und 1950er Jahren durchgesetzten Gesetze einer Trennung vermeintlicher *Rassen* wurde er als Bedrohung hingestellt, was eher eine Zuschreibung von Hypersexualität vermuten lässt.

Mehrere Disability-Studies-Autor:innen unterstellen der Pränataldiagnostik das implizite Versprechen, Behinderung aus der Welt zu schaffen (Garland-Thomson 2005; Shakespeare 2011) im Zusammenhang mit einer Verdrängung geteilter Verletzlichkeit in der dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1.1.1). Fiona Kumari Campbell (2015) wirft neoliberalen Gesellschaften etwa vor, eine *Laissez-faire*-Form der *Eugenik* zu betreiben, indem sie sich auf Konzepte wie Wahl und Freiheit berufen. Dabei gehen die Einschätzungen über die Wirkungen von Pränataldiagnostik auseinander. Rosemarie Garland-Thomson (2005: o.S.) beklagt, dass die heutige Gesellschaft versuche, außergewöhnliche Körper vor Geburt zu erkennen und dann abzutreiben: “They have been edited out of the human community like textual errors in the path of automatic spell checkers”. Tom Shakespeare (2011)

151 Dabei können Zwangssterilisationen sowohl als *eugenische* Maßnahmen aufgefasst werden, die verhindern sollen, dass Kinder mit genetisch bedingten Beeinträchtigungen geboren werden, aber auch als Bedrohung der körperlichen Unversehrtheit (siehe Kapitel 2.3.3) der potenziellen Eltern wie auch ihrer Zugehörigkeit im Sinne einer Ausgrenzung von erfüllenden intimen wie familiären Beziehungen (siehe Kapitel 2.3.2).

weist dagegen darauf hin, dass die meisten Beeinträchtigungen im Laufe des Lebens aufgrund von Unfällen oder durch Umwelt- oder Lebensstilfaktoren beeinflusste Krankheiten erworben werden, die von pränataler Selektion nicht tangiert werden.

Weiter setzen mehrere Autor:innen Pränataldiagnostik mit gefühlsmäßigen Erwartungen in Verbindung (Campbell 2009; Shakespeare 2011; Dederich 2012; Jarman 2012b).

We need to understand that feelings matter. We should appreciate that choices reflect not medical certainties or consistent logic, but also wider cultural values and beliefs arrangements within a particular society (Shakespeare 2011: 43).

Pränataldiagnostik werde beispielsweise oft mit den projizierten zukünftigen Gefühlen von Kindern und ihren Eltern begründet: "It is conventional to appeal to the human desire for healthy and happy children" (ebd.: 39). Diese Annahme basiert auf einer Assoziation von chronischer Krankheit und Behinderung mit Unglücklichsein (siehe Kapitel 2.1.2.2), verwechselt jedoch den Status von Nicht-/Behinderung mit Gefühlszuständen (Campbell 2009; Shakespeare 2011). Klageverfahren über unerwünschte Geburten¹⁵² lassen sich ebenso als Ausdruck dieser Verwechslung interpretieren (Campbell 2009). Michelle Jarman (2012b) konstatiert, dass sich Glückserwartungen an die Geburt eines Kindes etabliert haben, solange medizinische Richtlinien der Schwangerschaftsvorsorge eingehalten werden, und liest derartige Klageverfahren als Ventil für durch enttäuschte Erwartungen ausgelöste Frustration. Dabei scheinen Gerichtsverfahren um unerwünschte Geburten pränatale Befunde mit Schwangerschaftsabbrüchen gleichzusetzen (Campbell 2009).

[A]s mothers are acculturated into following medical suggestions for prenatal care and activities, they also come to expect no complications once their babies are born. The promise of predictive procedures and perfect babies may produce greater disappointment, increased internalized stigma, and a more intense need to place blame (upon themselves or doctors) for parents who follow all the rules and still have a child with disabilities (Jarman 2012b: 220).

152 Bei den Delikten „wrongful birth“ und „wrongful life“ werden medizinisches Personal oder Eltern für die Existenz eines behinderten Kindes verantwortlich gemacht und auf finanzielle Entschädigung verklagt. Da ein menschenwürdiges Leben mit einer (erheblichen) Beeinträchtigung Ressourcen erfordert, die in Zeiten sozialpolitischer Austeritätsmaßnahmen weniger zur Verfügung stehen (siehe Kapitel 2.3.1), könnte die Entscheidung einer Familie zu solchen Klagen auf einer gefühlten Verantwortung beruhen, für das behinderte Familienmitglied zu sorgen. Nichtsdestotrotz stellen solche Gerichtsverfahren die Existenz behinderter Menschen infrage, indem sie neu verhandeln, ob ein Leben *mit* Behinderung dem Tod vorgezogen werden sollte (Campbell 2009; Jarman 2012b).

Für werdende Eltern kann Pränataldiagnostik Schwangerschaften zu tendenziell angstbesetzten Erfahrungen machen (Shakespeare 2011), obwohl sie eine Entlastung von Denormalisierungsangst verspricht (Dederich 2012; siehe Kapitel 1.1.2). Verfügbare Diagnostikverfahren und Testergebnisse schüren Ängste, u.a. im Hinblick auf die jeweiligen Wahlmöglichkeiten und können ganz allgemein komplexe emotionale Folgen haben. Späte Abbrüche gewollter Schwangerschaften, Abtreibungen aufgrund falsch-positiver Testergebnisse oder Fehlgeburten aufgrund von Komplikationen bei invasiven pränatalen Testverfahren können u.a. elterliche Gefühle von Schmerz, Schuld oder Bedauern auslösen (Shakespeare 2011).

Bedrohtes Lebensende

Zum Lebensende sind behinderte Menschen durch Zuschreibungen von *Leiden* bedroht (siehe Kapitel 1.3.3), die sich leicht als tödlich erweisen etwa in Form von *Euthanasie* (Dederich 2014; Sheppard 2018) oder des sogenannten assistierten Suizids (Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009; Waldschmidt 2012; Kolářová 2015; Sheppard 2018; Hansen 2022). Dabei ist wichtig hervorzuheben, dass Urteile über *lebenswertes* Leben höchst subjektiv sind. Sie können nur aus Perspektive der ersten Person (Dederich 2013) und zum gegenwärtigen Zeitpunkt getroffen werden, da die Vorhersage des eigenen zukünftigen Erlebens unmöglich ist (Waldschmidt 2012).

Und trotzdem wird das Leben behinderter Menschen häufig als abjekt (siehe Kapitel 1.1.3) und nicht lebenswert wahrgenommen, wenn etwa der Wunsch, mit der Aussicht auf eine Querschnittslähmung zu sterben als *verständlich* naturalisiert wird (Kolářová 2015). Da ein Leben *mit* Schmerzen nicht als möglicher Bestandteil des eigenen oder des Lebens Anderer vorstellbar ist (siehe Kapitel 1.1.1), wird Schmerz häufig zur Rechtfertigung von (assistiertem) Suizid bzw. von *Euthanasie* und als Mittel zur Beendigung von *Leiden* herangezogen (Sheppard 2018). Für Menschen mit Lernschwierigkeiten hatte die Zuschreibung von *unerträglichem* Leiden¹⁵³ und einer verminderten Lebensqualität historisch sowohl sozial-karitative¹⁵⁴ als auch mörderische Konsequenzen, die zur Beseitigung des *Leidens* eine Beseitigung der Person in

153 Es ist bemerkenswert, dass Menschen mit schweren und mehrfachen Behinderungen gleichzeitig oft eine hinreichend wirksame Schmerztherapie verweigert wird. Insbesondere Menschen, die Schmerzen nicht verbal ausdrücken, wurde lange Zeit das Vermögen abgesprochen, Schmerzen empfinden zu können (Dederich 2009).

154 Zuweilen werden mörderische *als* karitative Konsequenzen dargestellt. Der Film „Amour“, in dem ein Ehemann seine demenzkranke Frau pflegt, inszeniert den

Kauf nahmen (Dederich 2014). Die Leben von Schmerzpatient:innen sind auf ähnliche Weise bedroht (Sheppard 2018):

In the normative discourse, pain is animal and dehumanising and, therefore, one cannot and should not live with it. A body in pain is a body that suffers, and this suffering must be stopped; when pain relief does not work, it is normatively considered perfectly reasonable at least to consider ending the life of the body in pain (ebd.: 59f.).

In bioethischen Debatten wird der assistierte Suizid wiederkehrend als letztes Mittel der Schmerztherapie eingefordert (Dederich 2020), was sich als Vermeidung der Auseinandersetzung mit dem Leiden anderer diskutieren lässt (siehe auch Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009). Viele Patient:innenverfügungen spiegeln die Ausdehnung dieser Vermeidung auf eigenes potenzielles zukünftiges Leiden wider (Waldschmidt 2012). In einem Internetforum zu bioethischen Fragen rechtfertigen Befürworter:innen den assistierten Suizid als Beendigung (oder sogar als *Erlösung*) von Leiden und Schmerzen unter Rückgriff auf angstauslösende stereotype Bilder: wehrlose, ihrer Würde¹⁵⁵ beraubte Menschen, die an unerträglichen Schmerzen leiden – ohne Hoffnung auf Genesung oder eine angemessene Versorgung (Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009). Die Kontinuität, mit der das Leben behinderter Menschen infrage gestellt wird, zeigt sich auch in aktueller *Hassrede* im Internet. Wenn Behinderung als Bedrohung für das Selbst oder die Gesellschaft hingestellt wird, greifen die Täter:innen sogar auf *eugenische* Orthodoxien zurück, wie z.B. auf die Vorstellung einer vermeintlichen genetischen Bedrohung – in dem Sinne, dass behinderte Menschen „den Genpool der gesamten Menschheit verunreinigen“ (Burch 2018: 403; meine Übersetzung) – die an den Genozid an behinderten Menschen durch das nationalsozialistische Regime¹⁵⁶ erinnern (Hughes 2012a). „Disablist hate speech that is situated within a rhetoric of welfare dependency transforms into expressions of deep-

assistierten Suizid als ultimativen Akt der Liebe zwischen Eheleuten (Kolářová 2015).

155 Behindertenrechtsaktivist:innen beklagen, dass unter Berufung auf die menschliche Würde sogar vergleichsweise leichte Beeinträchtigungen wie Inkontinenz als Rechtfertigung für einen assistierten Suizid herangezogen werden (Reeve 2015).

156 Siehe David T. Mitchell und Sharon L. Snyder (2017) über das sogenannte T4-Euthanasieprogramm oder Maike Rotzoll, Gerrit Hohendorf und Petra Fuchs (2010) für einen umfassenden Bericht über die systematische Ermordung behinderter Menschen durch das nationalsozialistische Regime. Fast alle in Vernichtungslager deportierten behinderten Menschen wurden sofort getötet (Garland-Thomson 2009).

rooted hatred towards disabled people, who are presented as objects to be disposed of" (Burch 2018: 402).

Im Zuge der COVID-19-Pandemie gewann die Infragestellung des Lebenswerts behinderter Menschen in bioethischen Debatten erneut an Brisanz (Zander 2021; Goodley et al. 2022; Hansen 2022) – "... just how quickly we move from valuing diversity and inclusion to questioning social worthiness in times of adversity" (Hansen 2022: 219). Behinderte Patient:innen, die eine medizinische Behandlung wegen COVID-19 oder anderer Erkrankungen in Anspruch nehmen wollten, sahen sich durch Triage-Praktiken bedroht, die im Falle eines überlasteten Gesundheitswesens dem Zugang nichtbehinderter Patient:innen Vorrang einräumen, beispielsweise indem auf der Grundlage von Skalen für Gebrüchlichkeit oder Lebensqualität die zuerst zu behandelnden Patient:innen festgelegt werden. Während solche durch ein *tragisches* Narrativ von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4) gerechtfertigten Praktiken als *Euthanasie* durch unterlassene Hilfeleistung gelesen werden können, wurden die geringeren Überlebenschancen behinderter Menschen stattdessen durch Diskurse einer besonderen Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) naturalisiert (Goodley et al. 2022). Die Verortung des Risikos von COVID-19 schwer betroffen zu sein in einer besonders gefährdeten Risikogruppe, bestehend aus behinderten, kranken und älteren Menschen, lenkte alle anderen Menschen von eigenen Ängsten ab, im Zuge dieser Pandemie zu sterben (Zander 2021).

Generell müssen *Euthanasie* und assistierter Suizid kontextualisiert werden, u.a. vor dem Hintergrund neuerlicher Sozialleistungskürzungen (Kolářová 2015) und materieller Folgen von Austeritätsmaßnahmen (Puar 2017). Kateřina Kolářová (2015) problematisiert, dass die Forderung nach einem Recht zu sterben die Forderung nach einem Recht auf Gesundheit ersetzt habe – was sich ähnlich auch in Bezug auf eine menschenwürdige Versorgung diskutieren lässt (Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009). Das 2021 in Kanada veränderte Strafrecht im Zusammenhang mit „Medical assistance in Dying“ (MaiD) in Kanada bewertet Nancy Hansen (2022) aus ähnlichen Gründen kritisch. So seien behinderte Menschen in den Diskussionen um medizinisch assistierten Suizid selten anwesend, obwohl diese *Option*¹⁵⁷ direkte Auswirkungen auf ihre Lebenswirklichkeiten haben könne. Stattdessen werden die Leben behinderter Menschen „leichtfertig verworfen“ (ebd.: 213; meine Übersetzung). Weiter wird assistierter Suizid als Mittel diskutiert, um die eigenen Angehörigen von der *Last*

157 Nancy Hansen (2022) problematisiert darüber hinaus, dass diejenige Terminologie aus der Gesetzgebung entfernt worden sei, die ggf. aufrütteln könne – etwa Rahmungen als assistierter Suizid oder *Euthanasie*.

zu befreien, Sorgearbeit unter schwierigen Bedingungen leisten zu müssen (Waldschmidt/Klein/Tamayo Korte 2009). Zwei der fünf Interviewpartner:innen von Anne Waldschmidt (2012) sind somit überzeugt, dass der *Wunsch*, mittels assistiertem Suizid zu sterben, einen sozialen Ursprung hat.

Nancy Hansen (2022) beschreibt ihre Erfahrung, als einzige behinderte Wissenschaftlerin an einer Diskussion über medizinisch assistierten Suizid im Rahmen eines Konferenzpanels teilgenommen zu haben. Keine:r der nichtbehinderten Panelist:innen habe Behinderung auch nur erwähnt und nach ihrem Eindruck vertraten alle anderen Anwesenden eine optimistische Haltung. “It is as if everyone in the room is of the same mind. I feel increasingly uncomfortable, to the point that it is almost visceral. I have not felt like this in quite some time” (ebd.: 216). Ihren Beitrag zu diesem Panel begreift sie als gleichzeitig schwierigste und wichtigste Aufgabe ihrer gesamten wissenschaftlichen Laufbahn, die sie „emotional erschöpft“ (ebd; meine Übersetzung) zurückgelassen habe.

Jenseits der Rahmenbedingungen, unter denen Sorgearbeit geleistet wird, werden Wünsche mittels assistierten Suizids zu sterben durch *mitfühlende Reaktionen* nichtbehinderter Menschen geprägt, die an sogenannte Inspirationspornos (siehe Kapitel 1.3.4) erinnern. Menschen, die mit chronischen Schmerzen leben, werden häufig mit vermeintlich bewundernden Aussagen konfrontiert, z.B. dass man selbst in potenziellen Zukunftsszenarien nicht so *zurechtkäme* wie die mit Schmerzen lebende Person (Sheppard 2018). Selbstbestimmung über die Bedingungen des eigenen Todes einzufordern, appelliert affektiv an kulturelle Souveränitätsfantasien (siehe Kapitel 1.1.1). Behinderte Subjekte werden dabei als Avantgarde anerkannt, wenn sie demonstrativ nach assistiertem Suizid verlangen, müssen diese Anerkennung jedoch mit dem Leben bezahlen¹⁵⁸ (Kolářová 2015).

Simply put, the disabled subject is offered the promise of recognition (and integration) only when it becomes an exemplar for the dominant ideology, which, ultimately, devalues disability, debility, and modes of existence that are not recognized through the normative notions of valued *life* (ebd.: 412; ihre Hervorhebung).

Im Ergebnis ist festzuhalten, dass sich zu Beginn oder gegen Ende des Lebens ein ganzes Repertoire an emotionalen Reaktionen auf Behinderung (siehe Kapitel 1) als tödlich erweisen kann. Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens wirkten sich hier greifbar auf die

158 Kateřina Kolářová (2015) weist darauf hin, dass Arbeit erforderlich ist, um die Aussicht auf den eigenen Tod begehrenswert erscheinen zu lassen. Ich lese die erforderliche Arbeit hier konkreter als Emotionsarbeit, um neue Gefühlsnormen zu erfüllen (siehe Kapitel 2.1).

Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen aus, ob nun eugenische Fortpflanzungstendenzen mit dem Streben nach *Glück* gerechtfertigt werden, oder ob behinderte Menschen *euthanasiert* werden, weil sie als *leidend* dargestellt werden. Während einige behinderte Kinder gar nicht erst geboren werden, werden andere behinderte Leben vorzeitig beendet – mit oder ohne Zustimmung.

2.3.5 Zusammenfassung

Dieses Unterkapitel legt materielle Auswirkungen von Affekt auf die Lebenswirklichkeit behinderter Menschen dar, die ihr Lebensrecht (siehe Kapitel 2.3.4), ihre leibliche Unversehrtheit (siehe Kapitel 2.3.3), ihre Zugehörigkeit zu öffentlichen und privaten Räumen (siehe Kapitel 2.3.2) und ihren Zugang zu einer nachhaltigen Existenzsicherung (siehe Kapitel 2.3.1) betreffen. Solche strukturellen Benachteiligungen werfen Gerechtigkeitsfragen auf, deren Verbindung zu dis/ableistischem Affekt von vielen Disability-Studies-Autor:innen hergestellt werden. Die Bedrohung des Lebensrechts behinderter Menschen am Lebensanfang oder -ende unterstreicht, wie unterschiedliche gefühlsmäßige Beweggründe – zwischen dem Streben nach Glück und der Zuschreibung von Leiden – ähnliche und in diesem Fall tödliche Auswirkungen haben können (siehe Kapitel 2.3.4). Die unpassende Bezeichnung von Gewalt gegen behinderte Menschen als *Hassverbrechen* zeigt, dass sich die Bedrohung der leiblichen Unversehrtheit behinderter Menschen besser durch eine Konzentration auf die (verletzten) Gefühle der Opfer anstatt auf die Absichten von Täter:innen definieren lässt, wenn Opfer von *Hassverbrechen* berichten, dass sie diese spezifische Form der Gewalt als besonders *schmerhaft* empfinden (siehe Kapitel 2.3.3). Die Bedrohung der Zugehörigkeit behinderter Menschen weist auf das Fortbestehen struktureller Benachteiligungen hin, die durch affektive Widerstände gegen die Anwesenheit behinderter Menschen in öffentlichen und privaten Räumen geprägt sind, etwa bei ausgeschilderter, aber misslungener *Barrierefreiheit* (siehe Kapitel 2.3.2). Schließlich zeigt die Konditionalität der Unterstützung im Zugang zu einem auskömmlichen Lebensunterhalt, dass behinderte Menschen zusätzliche, unbezahlte Arbeit leisten müssen, die einen strukturellen, sogar existenziellen Nachteil darstellt (siehe Kapitel 2.3.1).

2.4 Zwischenfazit

Wie lässt sich nun der aktuelle Stand der Theoriebildung zu behinderndem Affekt charakterisieren? Das vorangehende Kapitel verdeutlicht, dass ein Verständnis von Affekt, Emotionen und Gefühlen als soziokulturelle Phänomene (Scherke 2009; Wetherell 2012; Ahmed 2014b) durchaus an die Disability Studies anschlussfähig ist. Nicht zuletzt wurzeln diese in der von Behindertenbewegungen vorgebrachten Kritik an sozialen Barrieren, zu denen auch dis/ableistische Einstellungen gezählt werden, die eine affektive Basis haben. Eine ganze Reihe an Disability-Studies-Autor:innen befassen sich demnach mit den gravierenden und vielschichtigen Auswirkungen der emotionalen *Reaktionen* nichtbehinderter Menschen auf Leib und Leben behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.3) – wenn auch nicht in einem kohärenten Diskurs mit gegenseitiger Rezeption.

Die Theoretisierung von Emotionsarbeit und den zugrunde liegenden Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1) erscheint trotz eines umfangreichen Archivs mit gängigen Themen der Disability Studies unvollständig. Eine präzise Benennung, die Emotionsarbeit von zugrunde liegenden Gefühlsnormen und Prozessen des Tiefen- von jenen des Oberflächenhandelns unterscheidet, dürfte für eine nuanciertere Analyse ergiebig sein, etwa um näher zu ergründen, auf welche Weise Gefühlsnormen das Gefühlsleben behinderter Menschen regulieren oder gar einschränken. Gefühlsnormen verpflichten sie nämlich dazu, ihre Energien für Emotionsarbeit aufzuwenden, um die jeweiligen Erwartungen zu erfüllen – Energien, die sie eigentlich anderswo investieren könnten. Auch Phänomene, die ich als Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.2) fasse, schränken deren Gefühlsleben ein – allerdings auf eine andere Art und Weise. Die Gefühle behinderter Menschen gänzlich auf ein medizinisches Problem zu reduzieren, verwirft und dekontextualisiert sie und führt sie einer psychiatrischen Behandlung zu. Eine solch unzulässige Vereinfachung macht das Zurückfordern von Gefühlen (siehe Kapitel 1.1) überhaupt erst nötig.

Die drei hier analytisch getrennten Ausprägungen behindernden Affekts sind dabei miteinander verwoben. Dass ihr Leben, ihre Unverehrtheit, ihre Zugehörigkeit oder ihr Lebensunterhalt bedroht sind (siehe Kapitel 2.3), löst Emotionsarbeit aus (siehe Kapitel 2.1), damit behinderte Menschen mit den vielen einhergehenden Einschränkungen in ihrem Leben zurechtkommen. Wenn sie materielle Unterstützung (siehe Kapitel 2.3.1) in Anspruch nehmen wollen, müssen sie die Gefühlsnorm einhalten, Leiden demonstrativ zur Schau zu stellen (siehe

Kapitel 2.1.2.2). Die Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.2) und der überproportionale Anteil an Emotionsarbeit, den sie leisten sollen (siehe Kapitel 2.1), können sich auf Ungleichheitsverhältnisse (siehe Kapitel 2.3) auswirken, weshalb sie hier als strukturelle Benachteiligungen verstanden werden. Andersherum kann soziale Ungleichheit (siehe Kapitel 2.3) das Risiko erhöhen, dass die Gefühle behinderter Menschen medikaliert werden (vgl. Kapitel 2.2). Eine Weigerung, spezifisch an behinderte Menschen gerichtete Gefühlsnormen einzuhalten und die notwendige Emotionsarbeit zu leisten (siehe Kapitel 2.1), kann ebenfalls eine Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen nach sich ziehen (siehe Kapitel 2.2). Wenn behinderte Menschen nämlich Gefühle offen aushandeln, die stereotyp mit Behinderung in Zusammenhang gebracht werden (siehe Kapitel 2.1.2.1), wie beispielsweise Trauer oder Wut, werden ebendiese Gefühle häufig als Beeinträchtigungseffekte missverstanden (siehe Kapitel 2.2.2) und somit als ein individuelles Problem. Wenn sie es versäumen, dankbar zu *sein* (siehe Kapitel 2.1.2.3) und stattdessen auf ihre eigenen verletzten Gefühle infolge dis/ableistischer Diskriminierung hinweisen, werden sie möglicherweise als *hysterisch* abgetan (siehe Kapitel 2.2.3). Während verpflichtende Able-Mindedness (siehe Kapitel 2.2.1) festlegt, was gefühlsmäßig als *normal* gilt, stellen Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1.2) spezifische Erwartungen an behinderte Menschen. „[A]ffect aliens“ (Ahmed 2010: 42; siehe Kapitel 1) empfinden nicht so, wie es von ihnen in bestimmten Umgebungen oder während bestimmter Ereignisse erwartet wird. Dies lässt sich mit verpflichtender Able-Mindedness (siehe Kapitel 2.2.1) in Verbindung bringen, aber auch mit einer Verletzung spezifischer Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1.2), etwa wenn behinderte Menschen ihren Ärger über dis/ableistische Diskriminierung zum Ausdruck bringen.

Dieses Kapitel soll beschreiben, was wechselseitige Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens im Zusammenhang mit Dis/ableismus *bewirken*. Ihre behindernden Wirkungen entfalten diese Prozesse zum einen mittelbar über das Gefühlsleben behinderter Menschen, etwa wenn subjektiv empfundene, durch dis/ableistische Diskriminierung ausgelöste Gefühle als medizinisch behandlungsbedürftiges Problem dargestellt werden oder wenn omnipräsente Barrieren Emotionsarbeit notwendig machen, um etwa mit Frustration umzugehen. Zum anderen entfalten affektive Reaktionen auf Behinderung direkte (also nicht über das Gefühlsleben behinderter Menschen vermittelte) ausgrenzende bis gewalttätige Wirkungen. Der wechselseitige Charakter der identifizierten Prozesse bleibt dabei zum gegenwärtigen Stand der Theoriebildung noch wenig ausgearbeitet. Die durch die Disability Studies angestrebte positionierte Argumentation (Boger 2017) bedingt ähnlich der in Bezug

auf Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1.4) geschilderten Leerstelle bezüglich subjektiver Perspektiven auf durch Behinderung ausgelöste Emotionen eine einseitige Darstellung. Allerdings ließe sich diese Einseitigkeit für unter die Rubrik behindernden Affekts subsummierte Aspekte in meiner Einschätzung durch eine konsequente Fokussierung auf Prozesse und Dynamiken durchaus auflösen. Dieser Fokus ist zum bisherigen Stand der Theoriebildung so nicht realisiert, auch wenn Margaret Price (2021: 2; meine Übersetzung) etwa eine Emotionsarbeit evozierende „Anpassungsschleife“ beschreibt. Da viele der in diesem Kapitel behandelten Belege zu den gängigen Themen der Disability Studies gehören, ließen sich behinderte Menschen als „affektive Gemeinschaft“ (Zink 2019; meine Übersetzung) auffassen, innerhalb derer spontane Solidarität auf der Grundlage geteilter Erfahrungen möglich ist. Folgerichtig wird im anschließenden Kapitel nachgezeichnet, wie behinderte Menschen mit behinderndem Affekt umgehen – sei es individuell oder als Gemeinschaft (siehe Kapitel 1).

3 Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft

Nach einer Sondierung der behindernden Auswirkungen von Affekt auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen (siehe Kapitel 1) soll hier anerkennend gewürdigt werden, wie behinderte Menschen mit der gefühlsmäßigen Belastung durch Dis/ableismus umgehen. Ich spreche von diesen Umgangsweisen als Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft, um Folgendes zu vermitteln:

1. Strategie

Ich plädiere dafür, den Umgang behinderter Menschen mit Gefühlen als strategisch zu verstehen, um subjektiv und manchmal auch politisch bedeutsame Handlungsweisen im Dienst von Problemlösung, Situationsbewältigung oder des *bloßen* Überlebens anzuerkennen. Ähnlich würdigt Renate Walthes (2014) die vielfältigen Strategien, die blinde und sehbehinderte Menschen einsetzen – z.B. in den Bereichen der Bewegung, Kommunikation, Organisation – um sich in einer visuell organisierten Welt zurechtzufinden¹⁵⁹. In „*Stigma*“ elaboriert Erving Goffman (1963) Strategien der Informationskontrolle und rahmt dabei speziell Verhaltensweisen im Zusammenhang mit Passing (siehe Kapitel 3.1.1) als strategisch. In ihrer Skizzierung unterdrückender Auswirkungen des Strebens nach Glück erkennt Sara Ahmed (2010: 247; meine Hervorhebung) das Handeln der Angehörigen von Minderheiten ebenso als strategisch an: „In order not to be compromised by alienation one might learn to compromise, to be *strategic* about how one lives“. Was kann nun als Strategie gelten? In seiner Theoretisierung alltäglichen Handelns unterscheidet Michel de Certeau (1988) zwischen verschiedenen Modalitäten des Handelns. Er versteht Handeln dann als strategisch, wenn es intentional statt reaktiv oder opportunistisch ist. Die Subjekte wägen die gegebene Situation ab, um ihre eigenen Absichten durchzusetzen oder um soziale Räume nach ihren eigenen Bedürfnissen zu gestalten.

159 Da sehende Menschen diese visuelle Organisation nicht bewusst wahrnehmen, neigen sie dazu, diese Strategien als seltsame bis störende Verhaltensweisen abzutun und üben einen erheblichen Assimilationsdruck aus. Sie können aber auch zu Verbündeten werden und Wahrnehmungsweisen schätzen lernen, die von ihren eigenen abweichen (Walthes 2014).

In diesem Sinne haben Fühlstrategien einen utopischen Charakter. Sie suggerieren, dass sich Gesellschaft dadurch verändern lässt, anders über Behinderung zu fühlen. Wahrscheinlich haben behinderte Menschen seit den Anfängen der Behindertenrechtsbewegungen darüber debattiert, wie sie mit der gefühlsmäßigen Belastung durch Dis/ableismus umgehen können, der sie ausgesetzt sind (siehe z.B. Corbett 1994; Shapiro 1994; Wendell 1996; Crow 2022) – die ich in dieser Arbeit als behindernden Affekt (siehe Kapitel 1) auffasse. Das vorliegende Kapitel zeichnet nach, welche strategischen Umgangsweisen mit Gefühlen in den Disability Studies vorgeschlagen und kritisch diskutiert werden. Auf Basis der zugrunde gelegten Literatur und des in der Einleitung dargelegten Vorgehens können dabei keine Aussagen über die tatsächliche Wirksamkeit verschiedener Fühlstrategien auf einen soziokulturellen Wandel getroffen werden. Stattdessen beschreibe ich die jeweiligen Strategien hier und frage nach den mit ihnen assoziierten Kosten und Nutzen. Zuweilen werden strategische Umgangsweisen mit Gefühlen von Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen kollektiv ausgetauscht und eingefordert (Johnson/McRuer 2014a). Gleichwohl umfasst das, was ich hier als Fühlstrategien rahme, ebenfalls alltägliche Umgangsweisen mit behinderndem Affekt (siehe Kapitel 1), die an verschiedenen Orten und quasi intuitiv von behinderten Menschen und ihren Angehörigen entwickelt werden (McLaughlin/Goodley 2008a). Dieses reichhaltige Archiv an – teils intuitivem – Erfahrungswissen bildet die Grundlage für das vorliegende Kapitel.

2. Gefühl

Ich spreche hier von Fühlstrategien anstelle von emotionalen oder affektiven Strategien, um deren subjektive und erfahrungsbezogene Seite zu betonen. “Roughly, whereas ‘affect’ stands for pre-categorical relational dynamics and ‘feeling’ for the subjective-experiential dimension of these affective relations, ‘emotion’ signifies consolidated and categorically circumscribed sequences of affective world-relatedness” (Scheve/Slaby 2019: 43). Der Begriff des Gefühls impliziert Intention und Selbstbewusstsein (Thonhauser 2019), was gut geeignet scheint, um Strategien zu diskutieren, die von behinderten Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen entwickelt, rekonstruiert und kontrovers diskutiert werden. Während ein Fokus auf vorkategorialen Affekt eine Begriffsbildung über die Strategien behinderter Menschen erheblich verkomplizieren würde, birgt der Rückgriff auf distinkt benannte Emotionskonzepte die Gefahr einer unzulässigen Engführung. Schließlich bezieht sich das Konzept Disability Pride nicht ausschließlich auf Stolz

als eine distinkt benannte Emotion, sondern lässt beispielsweise auch Raum für Wut (siehe Kapitel 3.2).

Die folgenden Unterkapitel befassen sich mit drei Fühlstrategien, für (oder gegen) die sich Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen der Disability Studies ausgesprochen haben, um einer behindernden Gesellschaft zu begegnen: Passing – im Sinne eines Durchgehens als nichtbehindert, behindert oder Superkrüppel (siehe Kapitel 3.1), Disability Pride und Cripping (siehe Kapitel 3.2) sowie Reclaiming (siehe Kapitel 1.1)¹⁶⁰. Während Disability Pride und Cripping dazu einladen, die eigene gefühlsmäßige Reaktion auf Behinderung bewusst zu verändern, um sich verletzenden sozialen Normen stolz zu widersetzen, zielt Reclaiming darauf ab, schmerzvolle Gefühle anzuerkennen, die mit Behinderungserfahrungen einhergehen. Passing-Strategien wiederum vermeiden mit Auseinandersetzungen im öffentlichen Raum zusammenhängende, unangenehme Gefühle. Wenn eine behinderte Person ihren eigenen Behinderungsstatus verschleiert, um als nichtbehindert durchzugehen, kann sie Zugang zu nichtbehinderten Privilegien behalten (siehe Kapitel 3.1.1). Um rechtmäßig Leistungen für behinderte Menschen in Anspruch nehmen zu können, ist es oft notwendig, den eigenen Behinderungsstatus demonstrativ zur Schau stellen, also als behindert durchzugehen (siehe Kapitel 3.1.2). Wenn sie sich bemühen, als Superkrüppel durchzugehen, streben sichtbar behinderte Menschen danach, *trotz* Behinderung als außergewöhnlich fähig anerkannt zu werden (siehe Kapitel 3.1.3). Diese verschiedenen strategischen Umgangsweisen mit Gefühlen in einer behindernden Gesellschaft schließen sich dabei nicht gegenseitig aus, sondern ergänzen sich vielmehr.

3.1 Passing, Maskerade und Kuvrieren

Das vorliegende Unterkapitel untersucht geteilte und spezifische Merkmale verschiedener Facetten von „passing“ (Goffman 1963: 57) im Sinne eines Durchgehens als etwas oder jemand. In Anschluss an Erving Goffman (1963) sind solche Verhandlungen des öffentlichen Eindrucks in den Disability Studies weiter diskutiert worden. Im Folgenden

160 Auszüge aus Kapitel 3.1 sind mit einem besonderen Fokus auf den Symbolischen Interaktionismus vorab veröffentlicht in Wechuli (2024c). Auszüge der Unterkapitel 3.2 (Disability Pride und Cripping) und 1.1 (Reclaiming) sind in stark gekürzter Form in einer emotionssoziologischen (Wechuli 2022) und einer Zeitschrift in den Disability Studies (Wechuli 2023d) vorab veröffentlicht worden.

unterscheide ich das Durchgehen als nichtbehindert (siehe Kapitel 3.1.1), das Durchgehen als behindert (siehe Kapitel 3.1.2) und das Durchgehen als außerordentlich fähig *trotz* Behinderung (siehe Kapitel 3.1.3) voneinander. Alle drei Strategien kommen zum Einsatz, um den öffentlichen Eindruck zu verhandeln, gehen aber mit der Sichtbarkeit oder Wahrnehmbarkeit des eigenen Behinderungsstatus unterschiedlich um. Während behinderte Menschen beim Durchgehen als nichtbehindert ihren Behinderungsstatus verbergen, um Zugang zu nichtbehinderten Privilegien zu behalten, impliziert das Durchgehen als behindert, dass der eigene Behinderungsstatus demonstrativ zur Schau gestellt werden muss, um etwa Nachteilsausgleiche legitimerweise in Anspruch nehmen zu können. Sogenannte Superkrüppel machen ihren Behinderungsstatus zwar demonstrativ sichtbar, streben aber gleichzeitig danach, als außergewöhnlich fähig anerkannt zu werden. In der sich anschließenden Zusammenfassung wird insbesondere herausgestellt, inwiefern sich verschiedene Facetten von Passing als Fühlstrategien auffassen lassen, und zwar wenden behinderte Menschen diese insbesondere zur Vermeidung unangenehmer Gefühle an, die ihnen eine dis/ableistische Gesellschaft vermittelt (siehe Kapitel 3.1.4). So vermeiden sie etwa als Zielscheibe für psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1) sichtbar zu werden, indem sie ihren Behinderungsstatus verbergen (siehe Kapitel 3.1.1) oder seine wahrgenommene Relevanz minimieren (siehe Kapitel 3.1.3) oder aber demonstrieren, dass sie zur Nutzung von Nachteilsausgleichen oder barrierefreier Infrastruktur berechtigt sind (siehe Kapitel 3.1.2).

Passing bezieht sich gewöhnlich auf das Durchgehen als „normal“ (ebd.: 94), das hier auf das Durchgehen als nichtbehindert enggeführt wird. Das Durchgehen als behindert – auch als „Maskerade“ (Siebers 2008: 96; meine Übersetzung) bezeichnet – ist in den Disability Studies bereits als eine weitere Facette von Passing diskutiert worden (Siebers 2008; Brune/Wilson 2013). Und auch das Durchgehen als außergewöhnlich fähig *trotz* Behinderung ist bereits mit Passing in Verbindung gebracht (Rembis 2013) und von Goffman (2018: 128) selbst als „Kuvrieren“ bezeichnet worden. Ich plädiere hier für eine alle drei Facetten umfassende Rezeption und nutze Passing im Sinne seiner wörtlichen Übersetzung des Durchgehens als etwas oder jemand in dieser Stelle auch als Überbegriff für alle drei Strategien.

Das Durchgehen als nichtbehindert wird seit langem als erschöpfend und schädlich für behinderte Menschen und Gemeinschaften problematisiert (Siebers 2008; Campbell 2009). Gleichwohl bleibt es eine strategische Umgangsweise mit Gefühlen, die – bewusst oder in Ermangelung an Alternativen – von vielen behinderten Menschen ge-

wählt wird, um mit den gefühlsmäßigen Belastungen in einer Gesellschaft zurechtzukommen, die Nichtbehinderung *verlangt* (Campbell 2008; Brune in Brune/Garland-Thomson 2014) bzw. verpflichtend macht (siehe Kapitel 1.2.1).

Even when passing seems to reinforce the stigma of disability, it is more productive, and more just, to challenge the ableism that compels people to pass rather than blame the individuals who choose to do so (Brune/Wilson 2013: 5).

Darüber hinaus ist das Durchgehen als behindert ebenso verpflichtend (Siebers 2008) und mühsam (Reeve 2020). Und das Durchgehen als Superkrüppel kombiniert gar den Aufwand, als behindert durchzugehen, mit dem Aufwand, in Bezug auf die eigenen Leistungen als nicht-behindert durchzugehen (Peers 2015).

Dieses Unterkapitel würdigt verschiedene Facetten des Passings als Überlebensstrategien in einer behindernden Gesellschaft. Diese Strategien basieren auf den schwierigen Entscheidungen, die behinderte Menschen rund um die Offenlegung ihres Behinderungsstatus treffen, indem sie sorgfältig die ressourcenbezogenen und gefühlsmäßigen Kosten und Nutzen abwägen, mit denen verschiedene Ausprägungen des Passings für behinderte Menschen und ihre Gemeinschaften verbunden sind (Brune/Wilson 2013). Nicht zuletzt sind Aushandlungen der Sichtbarkeit des eigenen Behinderungsstatus Teil der alltäglichen gelebten Erfahrungen behinderter Menschen. In einer dis/ableistischen Gesellschaft, die zu Nichtbehinderung verpflichtet (siehe Kapitel 1.2.1, 2.2.1), inspirierende (Lebens-)Geschichten – etwa über die individuelle Überwindung von Widrigkeiten – einfordert (siehe Kapitel 1.3.4) und den Anspruch behinderter Menschen auf Nachteilsausgleiche infrage stellt (siehe Kapitel 1.2.2, 2.1.1.1), können derartige Herausforderungen nicht durch ein sogenanntes Coming-out als politisierter, behinderter Mensch überwunden werden.

3.1.1 *Passing: als nichtbehindert durchgehen*

Passing wurde von Erving Goffman (1963)¹⁶¹ als Strategie zur Kontrolle des eigenen Eindrucks auf Dritte konzipiert. “It is this [...] general issue, the management of undisclosed discrediting information

161 Die vorliegende Arbeit versucht, aussagekräftige theoretische Konzepte und eine gemeinsame Sprache für eine umfassende Auseinandersetzung mit Affekt, Emotionen und Gefühlen im Bereich der Disability Studies vorzuschlagen. Daher konzentriere ich mich hier spezifisch auf Fragen des Passings anstatt auf Goffmans (1963) weitergehende Theorie von Stigmatisierungsprozessen. Dabei rahme ich seine Ideen in einem aktualisierten Wortlaut und berücksichtige, dass sein Werk

about self; that I am focusing on in these notes, in brief, ‘passing’” (ebd.: 57). Mein spezifisches Interesse gilt Passing im Sinne eines Durchgehens als nichtbehindert durch ein Verbergen oder Verschweigen des eigenen Behinderungsstatus. Die folgenden Abschnitte befassen sich mit den strategischen Handlungsweisen behinderter Menschen, die es ihnen ermöglichen, als nichtbehindert durchzugehen, sowie mit den damit einhergehenden (auch gefühlsmäßigen) Kosten und Nutzen. Abschließend wird als nichtbehindert durchzugehen als eine relationale Handlungsweise betrachtet, die auf einem „Versäumnis nach Differenz zu fragen“ (Campbell 2009: 4; meine Übersetzung) beruht.

Strategische Handlungsweisen beim Passing

Wenn behinderte Menschen die Strategie des Passings anwenden, machen sie ihren Behinderungsstatus nicht öffentlich. Die ergriffenen Maßnahmen, um diese Wirkung zu erzielen, reichen vom aktiven Verbergen leiblicher Differenz (Quackenbush 2011) bis hin zur unterlassenen Korrektur unterstellter Nichtbehinderung (Kendrick 2008; Brune/Wilson 2013).

Der Fall des Komikers Michael J. Fox, der seine Parkinsonerkrankung verheimlichte, stellt hier ein extremes Beispiel dar. Weil er soziale und berufliche Konsequenzen fürchtete, nutzte er ein breites Repertoire an Versteck- und Ablenkungstechniken und setzte Pausen und Medikation gezielt ein, um seine körperliche Funktionsfähigkeit akribisch vorzuspielen (Quackenbush 2011). Anstatt leibliche Differenz so aktiv zu verstecken, nehmen viele behinderte Menschen Hilfsmittel wie Rollstühle gar nicht oder nur unzureichend in Anspruch (Campbell 2009; Maskos 2018; Jóhannsdóttir/Egilson/Gibson 2021). In Anlehnung an Erving Goffmans (1963) Unterscheidung von „[d]iskreditierbaren“ und „[d]iskreditierten“ (Goffman 2018: 56)¹⁶² Subjekten kann die Nutzung von Hilfsmitteln oder barrierefreier Infrastruktur den Behinderungssta-

von behinderten Menschen als beleidigend gelesen wurde (Brune/Wilson 2013; Abrams 2014; Love in Brune/Garland-Thomson 2014; Charmaz 2019) – dies betrifft beispielsweise auch die deutsche Übersetzung von „Passing“ (Goffman 1963: 92) mit „Täuschen“ (Goffman 2018: 94).

162 Erving Goffman (2018: 56) unterscheidet zwischen den „Normalen“, den „Diskreditierten“ und den „Diskreditierbaren“, um aufzuzeigen, wie Angehörige verschiedener Minderheiten stigmatisiert werden, um sie auf ihrer untergeordneten sozialen Position zu halten. Sichtbarkeit spielt dabei eine zentrale Rolle, da Passing nur möglich ist, wenn die Zugehörigkeit zu einer Minderheit nicht unmittelbar erkennbar ist. Allerdings wurde Goffman auch als behinderte Menschen verändernd gelesen, da er seine Leser:innen als *normal* anspricht (Brune/Wilson 2013).

tus einer Person nämlich unmittelbar offenlegen (Campbell 2009; Maskaos 2018; Jóhannsdóttir/Egilson/Gibson 2021). Unabhängig von sichtbarer körperlicher Differenz erfordert ein Durchgehen als nichtbehindert auch, den Anschein einer möglichst *normalen* Funktionsfähigkeit zu erwecken (Cox 2013; Sheppard 2020a, 2020b). Mit chronischen Schmerzen lebende Menschen fühlen sich dementsprechend dazu gedrängt, sich präventiv auszuruhen, um Erschöpfungszustände zu vermeiden und Energie für später anstehende Aktivitäten aufzusparen (Sheppard 2020a, 2020b). Für Menschen mit psychischen Erkrankungen entspricht ein Durchgehen als nichtbehindert, dass sie nicht als in Krisenzuständen befindlich wahrgenommen werden. Standardtherapien wie Desensibilisierung, Achtsamkeitstrainings oder Verhaltenstherapie zielen oft darauf ab, als able-minded durchzugehen (Cox 2013). In ähnlicher Weise fühlen sich auch mit chronischen Schmerzen lebende Menschen dazu aufgefordert, den emotionalen Ausdruck ihrer Schmerzerfahrungen zu begrenzen und einzudämmen (Sheppard 2019; siehe Kapitel 2.1.1.2), um nichtbehinderten Menschen zu vermitteln, dass Behinderung erträglich sei (Sheppard 2020b).

[W]e can explore control of pain in terms of normative expectations of emotional control, and the demand that in order to perform as normal, we control our emotions, showing particular emotions only in particular spaces, or in the view of particular people (Sheppard 2019: o.S.).

Vor dem Hintergrund verpflichtender Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) ist Passing manchmal nur eine Frage der Unterlassung, wie Karen Kendrick (2008: 268) hier in Bezug auf Krebserkrankungen thematisiert: “Do you correct the ‘wellness assumption’ when confronted with it?” Auf gesellschaftlicher Ebene verstärkt Passing wiederum verpflichtende Nichtbehinderung in dem Sinne, dass Nichtbehinderung üblicherweise vorausgesetzt wird, solange keine anderslautenden Informationen mitgeteilt werden. Diese Annahme macht Entscheidungen über die Offenlegung von Informationen über den eigenen Behinderungsstatus zu einem regelmäßig notwendigen alltäglichen Akt (Kendrick 2008; Brune/Wilson 2013). ‘Nearly all disabled people confront, often routinely, the choice of hiding their disability or drawing attention to it and the question of what to do when others overlook it’ (Brune/Wilson 2013: 1).

Nutzen von Passing

Als nichtbehindert durchzugehen hat für behinderte Menschen den Nutzen, dass sie behindernde Auswirkungen von Affekt vermeiden können (siehe Kapitel 1), beispielsweise Institutionalisierung (siehe Kapitel

2.3.2), psycho-emotionalen Disablismus etwa in Form von Spott (siehe Kapitel 2.1.1.2) und Fehlzuschreibungen (siehe Kapitel 2.1.1.3) oder die epistemische Entwertung ihrer Erfahrung (siehe Kapitel 2.2.3). Vor dem Hintergrund verpflichtender Nichtbehinderung verspricht Passing weniger einen Neu-Erwerb als die Beibehaltung von nichtbehinderten Privilegien (Hutson 2010; Hughes 2012a). Ein solches Privileg stellt etwa dar, dass nichtbehinderten Menschen nicht ohne weiteres zugeschrieben wird, unfähig oder asexuell zu sein (siehe Kapitel 2.1.1.3) und dass weder die eigene Unversehrtheit bedroht (siehe Kapitel 2.3.3) noch die eigene Erfahrung infrage gestellt wird (siehe Kapitel 2.2.3).

In Anbetracht der soziokulturellen mit Behinderung verbundenen Bedeutungen (siehe Kapitel 1) versuchen Subjekte, wenn sie sich aufgrund von Stigmatisierungsprozessen verkannt fühlen (siehe Kapitel 2.1.1.3), Spielraum für ihre eigenen Interpretationen und Handlungen zu gewinnen (Stöhr et al. 2019). Junge behinderte Menschen in Island berichten beispielsweise davon, in bestimmten sozialen Räumen wie Nachtclubs Erfahrungen mit Spott und normalisierenden Forderungen gesammelt zu haben, etwa danach, *gerade* zu gehen und den eigenen Laufstil zu verbergen. Um nicht auf ihre Behinderung reduziert zu werden, versuchen sie als nichtbehindert durchzugehen, indem sie Hilfsmittel weniger als benötigt in Anspruch nehmen (Jóhannsdóttir/Égilson/Gibson 2021). Dass einige behinderte Menschen Hilfsmittel wie Rollstühle nur zögerlich nutzen oder gänzlich ablehnen, lässt sich als Ausübung von Kontrolle über ihren öffentlichen Eindruck lesen (Maskos 2018). Eine verbreitete Nichtinanspruchnahme lässt sich somit durch die Tatsache erklären, dass die Nutzung von Hilfsmitteln oder barrierefreier Infrastruktur Passing als Überlebensstrategie in einer behindernden Gesellschaft verunmöglicht (Campbell 2009; Maskos 2018; Jóhannsdóttir/Égilson/Gibson 2021). Einige Disability-Studies-Autor:innen stellen einen expliziten Zusammenhang zwischen der Nutzung von Hilfsmitteln und dem Umgang behinderter Menschen mit ihren eigenen Gefühlen her. So erfordere eine Nutzung die Umdeutung von Hilfsmitteln als befähigend (Maskos 2018) und die Überwindung einer gefühlsmäßigen Barriere, die aus Emotionen wie Scham¹⁶³ (Jóhannsdóttir/Égilson/Gibson 2021), Angst, Wut, Irritation

163 Die Autor:innen rahmen die Beweggründe ihrer Studienteilnehmer:innen, Hilfsmittel nicht in Anspruch zu nehmen, mit der Vermeidung von Scham – “shame surrounding the device” (Jóhannsdóttir/Égilson/Gibson 2021: 9). Die Studienteilnehmer:innen selbst erwähnen allerdings in keiner der zitierten Passagen, dass sie sich schämen (wohl aber, dass sie sich aus der Fassung gebracht, gekränkt, ausgelaugt oder zurückgewiesen fühlen und die Aufmerksamkeit nicht mögen, die Hilfsmittel erregen). Auch hier scheint die Benennung als Scham eine bestimmte Funktion zu erfüllen (siehe Kapitel 2.3.3).

oder Verzweiflung bestehe. Da der öffentliche Eindruck von *Verrücktheit* in unfreiwillige psychiatrische Behandlung oder Institutionalisierung münden kann, gibt Passing *verrückten* Menschen den Raum, psychische Krisen in als sicher empfundenen privaten Räumen zu verarbeiten (Cox 2013; Voronka 2019a). “[S]ome people find it comforting to be able to lock the door and protect themselves from the outside world” (Cox 2013: 101). Auf ähnliche Weise bemühen sich mit chronischen Schmerzen lebende Menschen als nichtbehindert durchzugehen, um belastende Infragestellungen ihrer Schmerzerfahrung zu vermeiden (siehe Kapitel 2.1.1.2, 2.2.3). “Passing [...] is sometimes just easier; as Julie explains. Having her pain go unseen means she avoids the emotional toll of disbelief” (Sheppard 2020b: 43; ihre Hervorhebung). In diesem Fall vermeiden Menschen, die mit Schmerzen leben, gescheiterte Versuche, als behindert durchzugehen (siehe Kapitel 3.1.2).

Nichtsdestotrotz mahnt Karen Kendrick (2008), den Nutzen von Passing nicht überzubewerten, wie dies bei Unterstützungsangeboten für (weibliche) Krebspatientinnen der Fall sei, die deren äußerliches Erscheinungsbild fokussieren – „Look good, feel better“. Solche Angebote vermitteln Strategien, um als nichtbehindert oder gesund durchzugehen, und behaupten dabei, dass ein attraktives Aussehen *trotz* Krebsbehandlung das Selbstwertgefühl von Patientinnen stärke und auf diese Weise ihre Genesung unterstütze. Zwar erkennen diese Angebote die sozialen und gefühlsmäßigen Auswirkungen von Krebs und seiner Behandlung (siehe Kapitel 2.2.2) an, vermitteln aber einseitige Abhilfestrategien – sie hinterfragen die Assoziation eines veränderten Aussehens mit einem veränderten Ansehen nicht¹⁶⁴ (ebd.). “The woman with cancer has low self-esteem not because she is suffering from pain and loss of energy or battling for her life, but because she no longer looks normatively feminine enough” (ebd.: 264).

Dennoch sollte der Nutzen von Passing nicht außer Acht gelassen werden. Seit Behindertenrechtsbewegungen behinderte Menschen ermutigt haben, *ihren* Stolz auf Behinderung zum Ausdruck zu bringen (siehe Kapitel 3.2), werden Versuche, als nichtbehindert durchzugehen, teilweise auch als Verrat an dieser Bewegung und als Komplizenschaft mit Ableismus ausgelegt (Carey 2013). “[D]isabled people trade pride

164 Frauen, die sich weigern, ihre Krebserkrankung zu verheimlichen, werden oft als ihre Krankheit *verleugnend* oder psychisch *krank* (Kendrick 2008: 262) abgestempelt. Körperliche Spuren der Krebserkrankung, wie etwa Kahlköpfigkeit, können jedoch auch als erstrebenswert und solidaritätsfördernd diskutiert werden (Kendrick 2008; Garland-Thomson 2009; siehe Kapitel 3.2.3). Prothesen nach einer Mastektomie machen Brustkrebsüberlebende füreinander unsichtbar (Lorde 1997a), überdecken den körperlichen Verlust (siehe Kapitel 3.3.1) und die intime Verletzung durch eine Amputation (Hutson 2009a).

in who they are for the rewards of assimilation” (Hughes 2012a: 28). In einer dis/ableistischen Gesellschaft, in der das soziale Problem Behinderung üblicherweise individualisiert wird (Maskos 2008), bleibt das Bestreben, als nichtbehindert durchzugehen, eine verständliche (Maskos 2008; Goodley et al. 2019) und wesentliche Überlebensstrategie (Campbell 2008; Hutson 2009b).

Although some disabled people have refused the assimilationist imperative by resisting any mitigation of their impairment and spoken otherwise about disability (through new disability histories, cultures and the arts), significant numbers of disabled people still adopt culturally valued roles to blend into society (Campbell 2008: 152).

Einige Disability-Studies-Autor:innen plädieren demnach aufgrund der Bedeutung dieser Fühlstrategie für die Mehrheit behinderter Menschen für eine anerkennende Auffassung von Passing. “[W]e can't ignore the majority whose experiences and feelings have less to do with disability pride than with stigma” (Brune/Garland-Thomson 2014: o.S.). Ferner stehe Behinderung nicht bei jeder alltäglichen Interaktion im Vordergrund (Carey 2013).

Kosten von Passing

Als nichtbehindert durchzugehen ist jedoch auch mit gewissen *Kosten* verbunden, insbesondere da diese Fühlstrategie ständige Wachsamkeit erfordert und den Zugang zu angemessenen Vorkehrungen sowie subkultureller Unterstützung verschließt. Langfristig gesehen richtet sich Passing als individualisierte Lösung für Probleme einer dis/ableistischen Gesellschaft gegen das Individuum. “Attempts to pass create temporary or compromised identities costly to individual happiness and safety” (Siebers 2008: 104). Selbst im Falle einer bewussten Entscheidung dafür, den eigenen öffentlichen Eindruck in einer dis/ableistischen Gesellschaft auf diese Art und Weise zu kontrollieren, bindet Passing viel Energie (Valeras 2010), da das Subjekt soziale Situationen sorgfältig planen, takten und inszenieren muss, in denen andere Subjekte intuitiv handeln (Goffman 1963).

[I]t seems to be assumed, and apparently correctly, that he [sic!] who passes will have to be alive to aspects of the social situation which others treat as uncalculated and un-attended. What are unthinking routines for normals [sic!] can become management problems for the discreditable (Goffman 1963: 109).

Die eigene körperliche Funktionsfähigkeit akribisch vorauszuplanen, wie Michael J. Fox dies tat, um seine Parkinson-Erkrankung zu verheimlichen, erfordert unermüdliche Arbeit – und darunter auch Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1). Die negativen Auswirkungen auf sein

physisches und psychisches Wohlbefinden sowie seine sozialen Beziehungen¹⁶⁵ verschärfen sich durch Selbstmedikation sowie dadurch, dass er es vorzog, seine Verhaltensweisen als Arroganz (siehe Kapitel 3.1.2) statt als Krankheitssymptome interpretieren zu lassen (Quackenbush 2011). Mit chronischen Schmerzen lebende Menschen können präventives Ausruhen als erschöpfend und frustrierend erleben. Die eigene Aktivität im Interesse einer später anstehenden Aufgabe anzuhalten, stellt eine medikalierte (und langweilige!) – statt selbstsorgende – Übung dar, selbst wenn diese bisweilen als hilfreich erlebt wird. Darüber hinaus streben derartige Übungen nach dem ableistischen Ideal, produktiv zu sein (Sheppard 2020a, 2020b).

There is nothing quite so aggravating, at times, as forced inaction, in doing nothing when one feels capable, in order to not cause a spike in pain and fatigue that would interfere with future capabilities or activities (Sheppard 2020a: 14).

Passing erfordert weiter eine ständige Wachsamkeit und kontinuierliche Anstrengung, um den Überblick über das mit bestimmten Personen geteilte Ausmaß an Informationen zu behalten (Goffman 1963). Diese Wachsamkeit kann sich in Form von Hypervigilanz gegen den eigenen Körper richten, um die allgegenwärtige Angst zu verarbeiten, dass der eigene Behinderungsstatus aufgedeckt werden könnte (Cain 2010; Valeras 2010; Quackenbush 2011). Denn als nichtbehindert durchzugehen, impliziert die Möglichkeit, durch die zurückgehaltenen Informationen „diskreditiert“ (Goffman 2018: 56) zu werden. Dabei laufen behinderte Menschen Gefahr, zur Zielscheibe für direkten psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.2) zu werden, wenn ihr Behinderungsstatus *enttarnt* wird (Reeve 2020).

Abgesehen von dem Aufwand, der mit der Informationskontrolle selbst verbunden ist, verschließt das Durchgehen als nichtbehindert den Zugang zu Nachteilsausgleichen und barrierefreier Infrastruktur. Manche unsichtbar behinderten Menschen nehmen benötigte angemessene Vorkehrungen nicht in Anspruch und verbergen Unbehagen, Anstrengung oder sogar Schmerzen bei nicht barrierefreien Aktivitäten (Valeras 2010). Dabei kann eine unzureichende Inanspruchnahme von Hilfsmitteln, Nachteilsausgleichen oder barrierefreier Infrastruktur gesundheitliche Probleme verschlimmern (Siebers 2008; Cain 2010). Rebecca Maskos (2018) zeichnet nach, wie sich potenzielle

165 Amy Vidali (2010) analysiert den autobiografischen Bericht eines männlichen Reizdarmpatienten, der es vorzieht, (romantische) Beziehungen zu beenden, bevor seine Partner:innen bemerken, dass er seinen Darm nicht kontrollieren kann, was ihm *peinlich* ist. Vidali liest die Priorisierung eines nichtbehinderten Eindrucks gegenüber zwischenmenschlichen Beziehungen als vergeschlechtlichte Aushandlung chronischer Krankheit.

Rollstuhlnutzer:innen mitunter mit einer minimalen unabhängigen Mobilität bei erheblicher Gehbehinderung abfinden, anstatt dieses *Hilfsmittel* in Anspruch zu nehmen, das Mobilität, Gesundheit und Sicherheit gewähren und dadurch ihre Teilhabe fördern kann. In der Prothetik stoßen Menschen mit amputierten Gliedmaßen auf einen Konflikt zwischen Funktion und Aussehen. So sind mechanische Hände beispielsweise zweckmäßiger als Handprothesen, die dem Erscheinungsbild einer menschlichen Hand nachempfunden sind (Garland-Thomson 2009).

Da Passing behinderte Menschen füreinander unsichtbar macht, versperrt Passing darüber hinaus den Zugang zu der Unterstützung, die Gemeinschaften behinderter Menschen bieten können (Lorde 1997a). Zudem wird häufig beschrieben, dass ein Durchgehen als nichtbehindert Loyalitätskonflikte gegenüber anderen behinderten Menschen hervorrufen kann (Goffman 1963; Campbell 2009; Hutson 2010). In den Disability Studies wird Passing mitunter als eine Form der Verleugnung von Behinderung problematisiert, die behinderte Menschen voneinander distanzieren (Campbell 2009). “[D]isabled people become complicit in their own demise, reinforcing impairment as an undesirable state” (ebd.: 28). In diesem Sinne kann Passing mitunter intensive Stress-, Schuld- oder Schamgefühle wie auch soziale Isolation erzeugen (Goffman 1963; Siebers 2008).

Loyalitätskonflikte können auch in Bezug auf Selbstverhältnisse erlebt werden (Goffman 1963), nicht zuletzt, weil als nichtbehindert durchgehende, behinderte Menschen dis/ableistische Gewalt dann stillschweigend erdulden müssen (Hutson 2010). Ihr Bestreben, als *gesund* durchzugehen, hindert etwa an Krebs erkrankte Menschen daran, Stigmatisierung anzufechten (Hutson 2009a). Dabei werden überhörte diskriminierende Bemerkungen als ähnlich kränkend beschrieben wie persönlich angegriffen zu werden (siehe Kapitel 2.3.3).

And presumably he [sic!] will suffer feelings of disloyalty and self-contempt when he cannot take action against ‘offensive’ remarks made by members of the category he is passing into against the category he is passing out of – especially when he finds it dangerous to refrain from joining in this vilification” (Goffman 1963: 108).

Da es auf Dauer unmöglich erscheint, die kräftezehrenden Bemühungen aufrechtzuerhalten, die Passing erfordert, *outen* sich einige behinderte Menschen früher oder später und nehmen eine affirmative und stolze Identität in Solidarität mit anderen behinderten Menschen an (Maskos 2008; siehe Kapitel 3.2). Wenig überraschend beschreibt etwa Michael J. Fox sein Coming-out als Erleichterung (Quackenbush 2011).

The feelings of relief that accompany coming out as disabled often derive from the discovery that one is no longer alone and that other disabled people exist on whom one may depend for acceptance, friendship, and love (Siebers 2008: 118).

Passing als relationale Handlungsweise

Zuletzt ist Passing als eine relationale Handlungsweise zu verstehen. Aus der Perspektive der Disability Studies ist es nur möglich, als nicht-behindert durchzugehen, wenn Nichtbehinderung unterstellt und nicht nach Differenz gefragt wird (McRuer 2006; Campbell 2009; Kafer 2013).

Ableist passing is not just an individual hiding their impairment or morphing their disability; ableism involves the *failure* to ask about difference, that is disability/impairment. For internalised ableism to occur there needs to be an existing *a priori* presumption of *compulsory ableness*. Such passing is about not disturbing the peace, containing the matter that is potentially out of place (Campbell 2009: 25; ihre Hervorhebung).

Verpflichtende Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) bedeutet, dass Nichtbehinderung gemeinhin vorausgesetzt wird, in der Regel unmarkiert bleibt und als nicht erwähnenswert wahrgenommen wird (McRuer 2006; Kafer 2013). Passing suggeriert darüber hinaus, dass die Auswirkungen einer dis/ableistischen Vorstellungswelt über Krankheit, Behinderung und Gesundheit (siehe Kapitel 1) in der individuellen Kontrolle des einzelnen Subjekts liegen (Hutson 2009a). Die Tatsache, dass Passing überhaupt möglich ist – nicht nur im Sinne eines Durchgehens als nichtbehindert, sondern auch im Sinne eines Durchgehens als behindert (siehe Kapitel 3.1.2) – verdeutlicht indes die Kontingenz von Behinderungsdefinitionen (Brune/Wilson 2013) und macht ableistische Hierarchien als brüchig oder durchlässig sichtbar. Passing individualisiert somit widersprüchliche soziale Strukturen (Hutson 2009a).

Rekapitulierend lässt sich sagen, dass behinderte Menschen als nichtbehindert durchgehen, um nichtbehinderte Privilegien zu behalten – beispielsweise nicht durch stereotype Zuschreibungen verkannt (siehe Kapitel 2.1.1.3), in ihrer leiblichen Unversehrtheit bedroht (siehe Kapitel 2.3.3) oder in ihrer Erfahrung angezweifelt zu werden (siehe Kapitel 2.2.3). Passing ist daher eine Strategie, behindernden Affekt (siehe Kapitel 1) in einer dis/ableistischen Gesellschaft zu vermeiden. Vor dem Hintergrund eines Versäumnisses nach Differenz zu fragen, wird Passing manchmal eher durch bloße Auslassung als durch eine hypervigilante Kontrolle körperlicher Zustände erreicht. Das Bestreben, als nichtbehindert durchzugehen, ist dabei nicht nur verständlich, sondern bleibt für viele behinderte Menschen in einer dis/ableistischen Gesellschaft überlebensnotwendig. Auch wenn Passing einen greifbaren Nutzen hat, zahlen behinderte Menschen einen hohen Preis, wenn sie diese Fühlstrategie anwenden, da diese den Zugang zu Nachteilsausgleichen,

barrierefreier Infrastruktur und der Solidarität von Gemeinschaften behinderter Menschen versperrt (siehe Kapitel 3.2), und stattdessen Loyalitätskonflikte gegenüber anderen behinderten Menschen und dem eigenen Selbst aufwirft.

3.1.2 *Maskerade: als behindert durchgehen*

“To pass or not to pass—that is often the question” (Siebers 2008: 97) – allerdings nicht die einzige relevante Frage, wenn es um die Sichtbarkeit des eigenen Behinderungsstatus geht. Tobin Siebers (2008) führt aus, dass behinderte Menschen ihren Behinderungsstatus absichtlich – und manchmal in übertriebener Weise – sichtbar machen, was er als „Maskerade“ (ebd.: 96; meine Übersetzung) und an anderer Stelle als Form des Passings bezeichnet – “to pass as disabled” (ebd.: 115). Die folgenden Abschnitte befassen sich mit den strategischen Handlungsweisen behinderter Menschen, die es ihnen ermöglichen, als behindert durchzugehen, sowie mit den damit einhergehenden (auch gefühlsmäßigen) Kosten und Nutzen. Abschließend wird auch Maskerade als eine rationale Handlungsweise dargestellt, die sich insbesondere darin zeigt, dass diese scheitern kann.

Strategische Handlungsweisen bei Maskerade

Bei Maskerade verkleiden sich behinderte Menschen sozusagen als behindert bzw. geben sich als sie selbst aus. Behinderte Menschen können ihren Behinderungsstatus dabei auf unterschiedliche Weise kommunizieren, durch verbale Offenlegung oder durch demonstrative Übertreibung ihrer Beeinträchtigung (ebd.), wie etwa ein übertriebenes Hinken (Reeve 2020). Weiter können sie Prothesen danach auswählen, welchen Effekt sie erzielen wollen (Siebers 2008; Schweik 2009), oder nicht ständig benötigte aber geläufige Hilfsmittel als „sichtbare Requisite“ (Runswick-Cole 2013: 111; meine Übersetzung) verwenden, beispielsweise Langstöcke oder Rollstühle (Siebers 2008). Im folgenden Abschnitt wird der Nutzen von Maskerade erörtert, der in einer legitimen Nutzung von Hilfsmitteln und einer Befreiung von ableistischen Leistungsstandards liegt, wie auch die damit einhergehenden Kosten – nämlich ihre Mühseligkeit und ihr potenzielles Scheitern.

Nutzen von Maskerade

Warum lassen sich behinderte Menschen auf eine solche Maskerade ein? Als behindert durchzugehen, hat den Nutzen, dass behinderte Menschen entweder barrierefreie Infrastruktur oder spezifische Unterstützungsleistungen für behinderte Menschen legitimerweise in Anspruch nehmen können oder aber verhindern können, dass sie an ableistischen Leistungsstandards gemessen werden (ebd.).

Manchmal müssen behinderte Menschen als behindert durchgehen, da sie befürchten, dass ihr Behinderungsstatus angezweifelt wird, sobald sie barrierefreie Infrastruktur nutzen (Siebers 2008; Reeve 2014). Aus ähnlichen Beweggründen setzen Mütter behinderter Kinder deren Hilfsmittel strategisch ein, nämlich um zu vermeiden, dass sie ständig mit Dritten über den Behinderungsstatus des Kindes diskutieren müssen (Runswick-Cole 2013). Im universitären Umfeld müssen Beschäftigte (Price 2016) und Studierende (Osborne 2019) als behindert durchgehen, um Nachteilsausgleiche einfordern zu können. Wenn behinderte Sozialleistungsempfänger:innen über die *Echtheit* ihrer Beeinträchtigungen (Hughes 2015) ihre Anspruchsberechtigung nachweisen müssen (siehe Kapitel 2.3.1), bedeutet dies, als behindert durchzugehen. So fühlen sich beispielsweise behinderte Leistungsempfänger:innen der schweizerischen Invalidenversicherung verpflichtet, die *Echtheit* ihrer Beeinträchtigungen zu demonstrieren. Solche Darbietungen sind von akkumulierten Erfahrungen damit geprägt, dass nicht nur ihre Anspruchsberechtigung, sondern auch ihre Beeinträchtigungen angezweifelt worden sind (Tabin et al. 2020). Legitimität zu beanspruchen ist insbesondere dann von Bedeutung, wenn die eigene Beeinträchtigung entweder unsichtbar oder für andere nicht unmittelbar erkennbar ist (Siebers 2008), wobei auch die meisten sichtbaren Beeinträchtigungen unsichtbare Facetten haben (Osborne 2019).

Behinderte Menschen streben weiter danach als behindert durchzugehen, um eine Ausnahme von ableistischen Leistungsstandards einzufordern¹⁶⁶. Da Nichtbehinderung auf Widerruf vorausgesetzt wird, kann es erforderlich sein, öffentliche Erwartungen an Geschwindigkeit (Siebers 2008), Arbeitspensum (Wendell 1996), Pünktlichkeit (Price 2016),

166 Gelegentlich werden behinderte Menschen von Angehörigen oder Freund:innen unfreiwillig geoutet, um eine solche Ausnahme einzufordern, beispielsweise, wenn die Verweigerung angebotener Speisen mit Magen-Darm-Problemen entschuldigt wird. Eine derartige Entschuldigung ist in einem soziokulturellen Kontext notwendig, der das Ausschlagen von angebotenen Essen nicht als Vermeidung von Unannehmlichkeiten, sondern als selektives Essen aufgrund von Ernährungsvorlieben auffasst (Vidali 2010).

Aufmerksamkeit und Erinnerungsvermögen (Hellem et al. 2018) oder die allgemeine Arbeitsfähigkeit (Schweik 2009; Boster 2013) zu revidieren. Anstatt Anpassungen zu verlangen, die ihren Nachteil ausgleichen, fordern behinderte Menschen hier Spielraum, um entsprechend ihrer Fähigkeiten zu arbeiten, etwa in „crip time“ (Samuels 2017; siehe Kapitel 3.2.2). Als spezifisches historisches Beispiel für Maskerade versteht Dea Boster (2013) versklavte Arbeiter:innen in den Südstaaten der Vereinigten Staaten, die auf vorgetäuschte, übertriebene oder sich selbst zugefügte Beeinträchtigungen zurückgriffen, um Kontrolle über ihre eigenen Körper wieder zu erlangen. Als behindert durchzugehen lässt sich in diesem Kontext als eine alltägliche Form des Widerstands interpretieren, mit deren Hilfe versklavte Menschen sich vor Bestrafungen oder Schwerstarbeit schützen konnten. Indem sie sich selbst im Wertehorizont ihrer Unterdrücker:innen *wertlos* machten, leisteten sie in diesem Sinne weiter Widerstand gegen Menschenhandel (ebd.).

Behinderte Menschen fordern Ausnahmen von ableistischen Leistungsstandards ein, um keine Verärgerung (Siebers 2008), Schuldzuweisung (Price 2016), Demütigung oder Zurückweisung oder gar Hass (Siebers 2008) auf sich zu ziehen oder dazu gebracht zu werden, sich als nicht gleichwertig zu fühlen. Als Beispiel ableistischer Leistungsstandards sind Erwartungshaltungen rund um Geschwindigkeit bei der Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel aufschlussreich: Andere Fahrgäste aufzuhalten (ebd.) kann in einer Öffentlichkeit, die sich Barrieren nicht bewusst ist (siehe Kapitel 1.2), feindselige Reaktionen provozieren, es sei denn, die als Hindernis wahrgenommene Person wird als unfähig statt als *unwillig* angesehen, sich schneller zu bewegen (ebd.). Margarete Price (2016) beklagt, dass nichtbehinderte Menschen standardmäßig von Unwilligkeit auszugehen scheinen, wenn Erwartungen an Leistung nicht erfüllt werden.

Neben Unwilligkeit laufen behinderte Menschen Gefahr, dass ihnen viele andere unvorteilhafte Charaktereigenschaften zugeschrieben werden, wenn sie ableistische Leistungsstandards nicht erfüllen: Sie werden dann falschlicherweise für ungeschickt, stur, schlaftrig, betrunken (Goffman 1963), vergesslich (Hellem et al. 2018), unaufmerksam (Goffman 1963; Winter 2023), arrogant (Quackenbush 2011), kindisch, egoistisch (Vidali 2010), faul (Hellem et al. 2018; Osborne 2019) oder simulierend (Osborne 2019) gehalten. Behinderte Studierende, die hartnäckig daran arbeiten und dabei erfolgreich sind, als nichtbehindert durchzugehen (Olney/Brockelman 2003), erklären etwa, dass andere ihre Differenz häufig als Exzentrizität fehlinterpretieren (ebd.: 44). Als

behindert durchzugehen wird notwendig, um diesen falschen Eindruck zu korrigieren¹⁶⁷.

Kosten von Maskerade

Tobin Siebers (2008) rahmt Maskerade als politische und solidarische Gegenstrategie zu Passing im Sinne eines Durchgehens als nichtbehindert (Goffman 1963). In seiner Interpretation verbünden sich behinderte Menschen gegen eine dis/ableistische Gesellschaft und erzählen eine Geschichte, die die Öffentlichkeit nicht hören will, indem sie mit der sozialen Bedeutung von Prothesen spielen, um zeitweise Verwirrung und Momente der Freiheit zu schaffen. Dabei liegt auf der Hand, dass Maskerade und ein stolzes Bekenntnis zu Behinderung (siehe Kapitel 3.2) eng miteinander verbunden sind und Vorbehalte gegen eine Offenlegung des eigenen Behinderungsstatus die Möglichkeiten von Selbstvertretung gegen dis/ableistische Diskriminierung einschränken (Leigh/Brown 2020). Um eine politisierte, behinderte Identität zu beanspruchen, ist es notwendig, sich zur Zugehörigkeit in den Gemeinschaften behinderter Menschen berechtigt zu fühlen und nicht als *Hochstapler:in* oder als nicht behindert *genug* (Clare 2015; Marx 2023a). Behinderte Menschen, deren Behinderungsstatus häufig angezweifelt wird, könnten sich eher schuldig fühlen, statt dazu berechtigt barrierefreie Infrastruktur zu nutzen (Valeras 2010). Eine Moralisierung hybrider Rollstuhlnutzung (siehe Kapitel 1.2.2) schürt beispielsweise Scham- und Schuldgefühle, was einige behinderte Menschen dazu bewegt, das Verlangen nach einer *klaren* Spaltung von Behinderung und Nichtbehinderung in der dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1.1.2) durch Maskerade zu befriedigen. Schmerzerfahrungen in Ermangelung einer in der westlichen Medizin akzeptierten Diagnose (siehe Kapitel 2.2.3) zu hinterfragen, anzuzweifeln oder zum Schweigen zu bringen, kann beispielsweise Selbstzweifel an der eigenen Schmerzerfahrung hervorrufen (Sheppard 2020b).

Als behindert durchzugehen, ist mit gewissen Kosten verbunden. Ich plädiere daher dafür, Maskerade als eine Form von Passing anzuerkennen, die behinderte Menschen strategisch nutzen, aber bisweilen auch

167 Dieser Eindruck basiert auf einer Fehldeutung von Verhalten, das nicht mit Behinderung in Zusammenhang gebracht wird, während behinderte Menschen dann, wenn sie *als behindert* durchgehen, damit rechnen müssen, gemäß mit Behinderung verbundener Stereotypen – etwa als unfähig oder asexuell – verkannt zu werden (siehe Kapitel 2.1.1.3).

nutzen müssen¹⁶⁸, um unangenehme Gefühle in einer dis/ableistischen Gesellschaft zu vermeiden. Entgegen der Annahme von Verspieltheit und Befreiung (Siebers 2008) können Darbietungen von Maskerade dabei mühsam (Valeras 2010; Reeve 2020) und anstrengend aufrechtzuhalten sein (Reeve 2020).

Die Offenlegung des eigenen Behinderungsstatus wird oft als ein Dilemma beschrieben, das behinderte Menschen durch ständiges und sorgfältiges Abwägen von Kosten und Nutzen aushandeln müssen (Duckett 2000; Charmaz 2019; Brown 2020; Finesilver/Leigh/Brown 2020; Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b). Bei Vorstellungsgesprächen können Bewerber:innen mit unsichtbaren Beeinträchtigungen nicht sicher sein, ob potenzielle Vorgesetzte und Personalverantwortliche sich mit der Offenlegung ihres Behinderungsstatus wohlfühlen werden, oder ob sie dann auf einem wettbewerbsorientierten Arbeitsmarkt (verdeckt) diskriminiert werden (Duckett 2000). In der Wissenschaft legen nur wenige behinderte Mitarbeiter:innen ihren Behinderungsstatus offen (Campbell 2020). Nicole Brown (2020) schlussfolgert, dass antizipierte Kosten wie Karrierenachteile oder herausfordernde Interaktionen, die von weitverbreiteter Skepsis und mangelndem Verständnis geprägt sind, potenzielle Nutzen aufwiegen – beispielsweise Verbündete zu finden oder (häufig unzureichende) Vorkehrungen angeboten zu bekommen. Beim Online-Dating müssen junge behinderte Menschen ähnlich komplizierte Entscheidungen darüber treffen, was sie über ihren Behinderungsstatus mitteilen und wann sie dies tun. Sie fühlen sich *irgendwann* zu einer Offenlegung verpflichtet. Da nichtbehinderte Menschen dazu neigen, Behinderung als das einzige sie definierende Merkmal anzusehen, befürchten sie jedoch, dass sich potenzielle Partner:innen durch sichtbare Beeinträchtigungen abschrecken lassen (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b).

[I]n ableist cultures disability is often cast as the main identity or characteristic for disabled people – disability serves as a primary public identity. The double-bind comes, then, when disability isn't the first thing a person wants to affirm about themselves, and thus 'not revealing' is reduced to some kind of falsehood or secrecy (ebd.: 88f.).

Bewerber:innen mit unsichtbaren Beeinträchtigungen befürchten auf ähnliche Weise, im Falle einer Einstellung zu einem späteren Zeitpunkt

168 Der historische Fall versklavter Afroamerikaner:innen suggeriert ebenso einen Unterschied zwischen Maskerade und Disability Pride. Wenn ihnen die Flucht in Gebiete gelang, in denen Sklaverei abgeschafft worden war, identifizierten sie sich nicht länger als behindert (Boster 2013).

als unehrlich wahrgenommen zu werden, falls sie ihren Behinderungsstatus während des Bewerbungsverfahrens nicht offenlegen (Duckett 2000).

Im Hochschulkontext deutet der Aufwand, den sowohl Beschäftigte (Price 2016) als auch Studierende auf sich nehmen müssen, um als behindert durchzugehen, darauf hin, wie mühsam dies sein kann. Um nicht als übertrieben wahrgenommen zu werden, ist es entscheidend, ein Gleichgewicht in der Selbstdarstellung als behindert *genug*, aber nicht *zu schwer* behindert zu finden, beispielsweise in Bezug auf angegebene Schmerz- oder Aufmerksamkeitslevel (Osborne 2019). Wenn behinderte Menschen im akademischen Bereich Nachteilsausgleiche beantragen, müssen sie außerdem ihre Bedarfe im Voraus festlegen. Ein solch eindeutiger Zugriff auf die Zukunft kann bei nach Tagesform schwankenden Fähigkeiten und Bedürfnissen unmöglich sein. Daher müssen Unterstützungsbedarfe in aller Ausführlichkeit beschrieben und erläutert werden (Price 2016). “[A]ttempting to fill out an accommodation request truthfully can feel like writing one’s own book-length autobiography” (Price 2021: 270). Das Durchgehen als behindert birgt den grundlegenden Konflikt, dass die geforderten Informationen sich zu persönlich anfühlen – dies gilt etwa für Beziehungen am Arbeitsplatz (Goffman 1963). “Disclosure is, after all, a type of forced intimacy” (Cepeda 2021: 310). Die Offenlegung von Magen-Darm-Problemen kann sich rächen, wenn dadurch unangenehme Gespräche über das Tabuthema Verdauung angestoßen werden (Vidali 2010). Beim Online-Dating können Informationen über den eigenen Behinderungsstatus ebenfalls als zu persönlich für eine Veröffentlichung im eigenen Profil empfunden werden (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b).

Am I public property because my body is different from the norm? Previously, when I wasn't in a wheelchair but still severely unwell (so not visibly disabled), was my body owned less by the general public? I know for certain that I felt less pressure to explain myself immediately (ebd.: 90).

Nicht nur aufgrund unfreiwilliger Nähe stellt die Offenlegung des eigenen Behinderungsstatus ein hochemotionales Ereignis dar (Duckett 2000; Valeras 2010). Behinderte Studierende berichten sich dadurch vereinzelt zu fühlen, dass sie ihren Behinderungsstatus offenlegen müssen, um etwa Zugang zu Nachteilsausgleichen zu erhalten (Osborne 2019). In ohnehin schon angespannten Vorstellungsgesprächen können schwierige Entscheidungen rund um die Offenlegung des eigenen Behinderungsstatus Nervosität und Ängste noch verstärken (Duckett 2000). Darüber hinaus ist der Versuch in der Öffentlichkeit als behindert durchzugehen, mit gefühlsmäßigen Kosten verbunden – unabhängig davon, ob er gelingt oder nicht (Reeve 2020), schließlich macht Maskerade behinderte Menschen zur Zielscheibe für direkten psycho-

emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.2). Als behindert durchzugehen, macht behinderte Menschen also anfällig für Diskriminierung (Valeras 2010; Carey 2013) und bedarf der Auseinandersetzung mit einem veränderten Ansehen (Olney/Brockelman 2003).

All individuals create identities in response to the relational environment in which we are socialized, simultaneously conforming to and resisting various expectations; yet those in privileged statuses are not subject to the constant questioning of their behavior as acts of passing or resisting (Carey 2013: 159).

Aufgrund des zur Maskerade erforderlichen Aufwands beschreiben manche behinderte Menschen eine Verschlimmerung ihrer gesundheitlichen Beeinträchtigungen als *Erleichterung*, und zwar, wenn sich durch diese Verschlechterung eine unmittelbare Sichtbarkeit ihres Behinderungsstatus ergibt (Valeras 2010).

Scheitern von Maskerade

Maskerade ist weiter auch deshalb mühsam, da sie *scheitern* kann, und zwar vor dem Hintergrund, dass die Unterstützungswürdigkeit behinderter Menschen in der dis/ableistischen Vorstellungswelt umstritten ist (siehe Kapitel 1.2.2). In einem ableistischen kulturellen Kontext werden Ausnahmen von Leistungsstandards nicht bereitwillig gewährt (Osborne 2019). Susan Wendell (1996: 4) fühlt sich zu Schuldgefühlen getrieben: “everyone is supposed to feel exhausted and overworked, so why should I be the exception?” Ähnlich erleben es Rebecca Maskos (2022b) Interviewpartner:innen, die sich *selbst* nicht ohne weiteres Ausnahmen von ableistischen Leistungsstandards gewähren und darüber nachdenken, ob sie diese verdienen¹⁶⁹. Die Befreiung von ableistischen Leistungsstandards scheint auch den Kern der kulturellen „Panik“ (Cohen 2011; meine Übersetzung) um angeblichen *Bettelbetrug* darzustellen (siehe Kapitel 1.2.2). Dabei kann das strategische An- und Ablegen von Prothesen zum Betteln auch als Ausüben von Kontrolle über die Sichtbarkeit des eigenen Behinderungsstatus in der Öffentlichkeit gelesen werden, und zwar aus legitimem finanziellen Überlebensinteresse in einem Kontext mit unzureichender sozialer Sicherung (Schweik 2009). Darüber hinaus scheinen einige unerreichte Leistungsstandards schwerer zu wiegen als andere. Margaret Price (2016) beobachtet, dass etwa Namen oder Gesichter zu vergessen oft

169 Rebecca Maskos (2022b: 254) bezeichnet derartige subjektive Einordnungen als „paradoxe Privilegierung“, bei der angemessene Vorkehrungen eher als Sonderbehandlung denn als Ausgleich für Nachteile wahrgenommen werden.

persönlich genommen und dann die *Echtheit* der offengelegten Beeinträchtigung angezweifelt werde, anstatt sich in neurodiverse Menschen einzufühlen.

In zahlreichen Berichten wird beschrieben, was passiert, wenn Maske nicht die gewünschte Wirkung erzielt (Siebers 2008). Beispielsweise werden behinderte Menschen zur Zielscheibe von Disziplinierungsmaßnahmen, wenn sie ableistische Leistungsstandards nicht erfüllen (Winter 2023). Nachdem er seine Parkinson-Diagnose öffentlich gemacht hatte, wurde dem Komiker Michael J. Fox (siehe Kapitel 3.1.1) vorgeworfen, seine Beeinträchtigung nur vorzutäuschen, die Parkinsonerkrankung zu verspotten, seine Medikamente absichtlich abzusetzen, um Aufmerksamkeit zu erregen, und seine Krankheit zu nutzen, um Mitleid zu erheischen. Fox wurde als übertreibend bis simulierend wahrgenommen, obwohl er lediglich den Versuch aufgab, als nichtbehindert durchzugehen (siehe Kapitel 3.1.1). Er beschreibt eine Reihe von Entscheidungen, die er treffen und als legitim verteidigen musste, nachdem er seine Erkrankung offengelegt hatte – obwohl seine veränderte Erscheinung dem Publikum mit der Zeit vertraut wurde (Quackenbush 2011). Sein zunächst gescheiterter Versuch, als nichtbehindert durchzugehen, veranschaulicht, dass das Coming-out als behinderte Person ein Durchgehen als behindert nicht obsolet macht.

Da bis zum Bekanntwerden gegenteiliger Informationen in der Regel Nichtbehinderung und darunter auch Schmerzfreiheit angenommen wird (siehe Kapitel 1.2.1), müssen sich die meisten behinderten und chronisch kranken Menschen regelmäßig mit Fragen der Offenlegung auseinandersetzen. Laut Kathy Charmaz (2019) sind die Auswirkungen von chronischer Krankheit und Behinderung auf das Alltagsleben nicht allgemein bekannt, insbesondere nicht bei unsichtbaren Beeinträchtigungen. Amy Vidali (2010) erzählt, wie die Offenlegung ihrer Reizdarm-Diagnose gelegentlich zu unaufgeforderten und unangemessenen, da unwirksamen, Vorkehrungen führt, anstatt sie als behindert durchgehen zu lassen.

At friends' homes, my disclosures can result in 'special' meals made for me, which though sweetly meant, are a little embarrassing, flag my disorder (as being 'special' so often does), and are sometimes worse for my bowels. These well-intentioned moments reflect an understandable attempt to create a meal situation that mitigates the food refusal my disorder invokes, such 'special' meals are, in fact, others' attempts to help me 'pass' as an able-eater, sometimes against my will (ebd.: o.S.).

Von mit Schmerzen lebenden Menschen wird erwartet (chronische) Schmerzen und ihre gefühlsmäßigen Auswirkungen immer und immer wieder offenzulegen, wobei deren wiederholte Offenlegung gleichzeitig als überzogen gehört werden kann (Sheppard 2020a). Wenn sie ihren Behinderungsstatus offenlegen, müssen sich insbesondere

Menschen mit unsichtbaren Beeinträchtigungen ständig mit Zweifeln, Misstrauen und sogar Feindseligkeit auseinandersetzen (Valeras 2010). Oftmals negieren oder bagatellisieren nichtbehinderte Menschen ihre Herausforderungen (Olney/Brockelman 2003) und weisen Gerechtigkeitsforderungen als narzisstisch, zornig und ressentimentgeladen (Siebers 2008) oder als Streben nach einem *unfairen* Vorteil (Osborne 2019) zurück. Halter:innen von Assistenztieren¹⁷⁰ erleben regelmäßig derartige gescheiterte Versuche, als behindert durchzugehen, die in Feindseligkeit umschlagen (Price 2017).

One of the ironic things about being accompanied by an animal whose job is to ameliorate panic is that the constant questioning and periodic harassment that flare up in her presence may actually bring on panic (ebd.: 8).

Ob jemand (mühelos) als behindert durchgeht oder nicht, variiert dabei intersektional. Anna Mollow schildert eine Szene auf einem Parkplatz, bei der ihr aufgrund von physischer Attraktivität eine chronische Erkrankung abgesprochen wurde (Mollow/McRuer 2012).

After all, an experience that, for many invisibly disabled people, is among the most painful – that of being disbelieved, deemed not ‘really’ disabled – converged in the parking lot incident with one that, for many people (whether disabled or not) is among the most pleasurable: being looked up and down and found to look ‘good’ (ebd.: 24).

Offensichtlich unterstellte die andere Person ihr einen bestimmten Gesundheitszustand, hielt es darüber hinaus aber auch nicht für möglich, chronisch krank bzw. behindert *und* attraktiv zu sein (ebd.). Andere derartige Begegnungen können dabei erhebliche Konsequenzen auf den Lebensunterhalt behinderter Menschen haben (siehe Kapitel 2.3.1). In einer dis/ableistischen Kultur, die bestreitet, ob behinderte Menschen Unterstützung verdient haben (siehe Kapitel 1.2.2), kann ein gepflegtes Erscheinungsbild ausreichen, um sie nicht als behindert bzw. chronisch krank durchgehen zu lassen (Charmaz 2019).

Appearances count. Giving the ‘wrong impression’ makes a difference. But with serious illness, people can give the wrong impression when they merely look well-groomed. Young and middle-aged women often said they had dressed neatly to go

170 Margaret Price (2017) verweist auf die enge Definition der Assistenz durch Tiere, die weder emotionale und präventive Unterstützung, etwa bei oder vor Panikattacken, noch intuitives, nicht antrainiertes Verhalten mit beruhigender Wirkung einschließt. In ihrer Einschätzung missgönnen andere Tierhalter:innen behinderten Menschen die tierische Gesellschaft – sie geben an, ihre Haustiere im Alltag selbst zu vermissen – anstatt soziokulturelle Normen zu hinterfragen, die Haustiere aus dem öffentlichen Raum verbannen (siehe Kapitel 3.2.2). Siehe Katy Evans/Sally Whitney-Mitchell/Ruth Spurr (2022) für eine umfassendere Darstellung der emotionalen Unterstützung durch Assistenzhunde.

to their doctors or disability evaluators. These women discovered that the officials saw their very appearance as indicating health, and therefore not meriting serious attention (ebd.: 36).

Weiter werden bestimmte Krankheiten rassifiziert, in dem Sinne, dass Krankheitssymptome an eine bestimmte Hautfarbe gekoppelt werden (Hutson 2016). Christiane Hutson (2009a) berichtet, wie ihr (weißer) Dermatologe die Möglichkeit einer Sonnenallergie bei einer relativ hellhäutigen Frau of Colour ausschließt, diese Allergie dann aber doch diagnostiziert und behandelt. In einem fiktiven Beispiel weigert sich ein anderer (ebenfalls weißer, männlicher) Arzt, die Magersucht der Protagonistin of Colour zu behandeln, und zwar mit der Begründung, Magersucht sei eine Krankheit weißer Frauen. Hier geht die Protagonistin nicht als behindert durch (Gorman/Udegbe 2010), wohingegen der Arzt in Hutzons (2009b) Beispiel ihr letztlich das Privileg zugestehst, eine Krankheit zu haben, die als weiß konstruiert ist (und bleibt)¹⁷¹. Wenn People of Colour nicht als behindert durchgehen und mitunter nicht als behindert gelesen werden (siehe Kapitel 1.2.4), können sie sich auch nicht auf affirmative Art und Weise mit diesem Label identifizieren (Puar 2017). Marginalisierte Gruppen wie etwa indigene Australier:innen scheinen sich dabei von Behinderung zu distanzieren, um zusätzliche Diskriminierung zu vermeiden (Soldatic 2015). „Wir verinnerlichen die absurde Vorstellung, dass People of Colour als rassifizierte *Andere* ‚nichtbehindert‘ und ‚nichtkrank‘ zu sein haben“ (Hutson 2011: 410; ihre Hervorhebung). Christiane Hutson (2011) suggeriert weiter, dass behinderte People of Colour nach physischer und psychischer Unversehrtheit streben, um sich rassistischer Gewalt zu widersetzen. Folglich beklagen behinderte und chronisch kranke People of Colour, dass ihre intersektionale Positionierung und gelebte Erfahrung in den jeweiligen (aktivistischen) Gemeinschaften unsichtbar bleibt (Hutson 2010; Stienstra 2012).

Resümierend zeigt sich, dass Maskerade die Probleme nicht zu lösen scheint, die durch Passing entstehen (siehe Kapitel 3.1.1). Als nichtbehindert durchzugehen schließt von Nachteilsausgleichen, barrierefreier Infrastruktur und Solidarität aus. Allerdings legitimiert das Durchgehen als behindert angemessene Vorkehrungen nur dann, wenn es erfolgreich ist. Beide Strategien werden überhaupt erst durch das Versäumnis ermöglicht, nach Differenz zu fragen (Campbell 2019) – sie bleiben daher fortlaufend relevant und erfordern kontinuierliche Entscheidungen. Dabei möchte ich hier besonders hervorheben, dass Bestrebungen, als

171 Christiane Hutson (2009b) schließt daraus, dass als behindert *und* weiß durchzugehen, ihr in dieser Situation verunmöglicht, sich gegen diese rassistische Rahmung zu wehren.

behindert durchzugehen, auch nach einem politisierten Coming-out nicht obsolet werden. Aufgrund ihrer umstrittenen Unterstützungswürdigkeit (siehe Kapitel 1.2.2) müssen behinderte Menschen eine mühsame und gefühlsmäßig belastende Maskerade betreiben, damit ihnen Zugang zu Sozialleistungen für behinderte Menschen und barrierefreier Infrastruktur oder Ausnahmen von ableistischen Leistungsstandards gewährt werden.

3.1.3 Kuvrieren: als Superkrüppel durchgehen

Erving Goffman (1963) beschreibt eine weitere Strategie der Informationskontrolle, nämlich das Kuvrieren. Dabei zeigt das Subjekt offen oder sogar demonstrativ sein stigmatisiertes Differenzmerkmal, also hier seinen Behinderungsstatus. Gleichzeitig bemüht sich das Subjekt, beispielsweise durch das Erbringen außergewöhnlicher Leistungen, die Relevanz dieser Differenz zu minimieren (Thomas 2007). Die Disability Studies haben den provokativen Begriff des Superkrüppels (Shapiro 1994; Swartz/Watermeyer 2008; Kafer 2013; Reeve 2014; Clare 2015) geprägt, um Personen zu beschreiben, die eindeutig als behindert durchgehen und gleichzeitig *außergewöhnliche* Fähigkeiten zur Schau stellen. Der Begriff des Superkrüppels wird zudem gelegentlich verwendet, um den zur Erledigung eher alltäglicher denn außergewöhnlicher Aufgaben erforderlichen Aufwand zu beschreiben, die allerdings außergewöhnlich erscheinen, sobald sie von einer behinderten Person übernommen werden – wie etwa Elternschaft.

[S]upercrips are those disabled figures favored in the media, products of either extremely low expectations (disability by definition means incompetence, so anything a disabled person does, no matter how mundane or banal, merits exaggerated praise) or extremely high expectations (disabled people must accomplish incredibly difficult, and therefore inspiring, tasks to be worthy of nondisabled attention) (Kafer 2013: 90).

Die folgenden Abschnitte skizzieren Minimierung und Kompensation als strategische Handlungsweisen, die Kuvrieren ermöglichen, und den (u.a. gefühlsmäßigen) Nutzen in der bestätigenden Anerkennung des Individuums, der eine Verstrickung behinderter Menschen in Superkrüppel-Narrative nachvollziehbar macht. Weiter werden die (ebenfalls u.a. gefühlsmäßigen) Kosten einer Kombination von Bemühungen, als nichtbehindert durchzugehen, mit Bemühungen, als behindert durchzugehen, dargelegt. Zuletzt wird Kuvrieren als weitere relationale Strategie herausgestellt, die auf einer Nachfrage nach Inspiration sowie der Bereitschaft beruht, einen *öffentlich* gemachten Behinderungsstatus zu übersehen.

Strategische Handlungsweisen beim Kuvrieren

Wenn behinderte Menschen kuvrieren oder als Superkrüppel durchgehen, minimieren sie entweder die Sichtbarkeit ihres Behinderungsstatus oder kompensieren ihre als Defizit wahrgenommene Differenz, indem sie andere ableistische Normen wie individuelle Leistung oder Attraktivität erfüllen.

Beispiele für Bemühungen, die Sichtbarkeit des eigenen Behinderungsstatus zu minimieren, sind zahlreich. Als paralympische Athletin trainierte Danielle Peers (2015) etwa darauf hin, keinerlei Erschöpfung zu zeigen – eine Darbietung, die sie auch im Umgang mit alltäglichen Barrieren beibehielt. Folglich lehnte sie jegliche Unterstützung ab und entfernte alle Komfort- und Sicherheitsausstattungen ihres Rollstuhls. Laut Michael Rembis (2013) ist es für behinderte Sportler:innen nicht unüblich, jegliche Hinweise auf Beeinträchtigung zu minimieren oder sogar auszublenden. Auch der Physiotherapie lässt sich unterstellen, von behinderten Patient:innen Superkrüppel-Bemühungen einzufordern. Schließlich sollen *normale* Funktionsfähigkeit (wieder-)hergestellt und Beeinträchtigungen minimiert werden (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020). Für die meisten Menschen, die am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts von einer Poliomyelitis-Infektion genesen waren, blieb die Wiedererlangung einer solchen *normalen* Funktionsfähigkeit unerreichbar. Ihr Behinderungsstatus wurde auch durch Hilfsmittel sichtbar angezeigt. Gleichwohl entwickelten viele von Polio betroffene Menschen Strategien, um die Sichtbarkeit ihres Behinderungsstatus zu minimieren, wie (wenn auch schwerfällig) zu gehen, Gehen zu simulieren oder möglichst *normal* zu stehen – anstatt etwa einen Rollstuhl zu nutzen (Wilson 2013). In ähnlicher Weise beschreiben die von Rebecca Maskos (2022b) interviewten gehbeeinträchtigten Menschen, Rollstuhlnutzung zunächst vermieden zu haben, um als möglichst *normal* durchzugehen. Obwohl dieser Anspruch für einige von ihnen eher ein Ideal blieb, beeinflusste er dennoch ihre Entscheidungen rund um die Offenlegung ihres Behinderungsstatus und die Inanspruchnahme von Hilfsmitteln. Als Vorbild für die Minimierung der Folgen von Polio diente Franklin D. Roosevelt, der 32. Präsident der Vereinigten Staaten im Zeitraum von 1933 bis 1945, wobei seine anfängliche Polio-Infektion der Öffentlichkeit bekannt war. Bei öffentlichen Veranstaltungen schien er zu gehen und zu stehen – eine rein ästhetische anstatt einer funktionalen Darbietung, die er mit physischer Unterstützung durch Angehörige, Mitarbeiter:innen oder Möbelstücke erzielte. Darüber hinaus schirmte er gemeinsam mit seinen Unterstützer:innen die Blicke des Publikums auf verschiedene Weise ab: etwa traf er vor Zuschauer:innen ein, nutze Hintereingänge, ließ sich

von Leibwächtern umstellen oder traf Abmachungen mit der Presse, keine sichtbaren Hinweise auf seinen Behinderungsstatus zu veröffentlichen (Wilson 2013).

Als Hochschuldozentin mit Legasthenie minimierte Tina Skinner (2011) ebenfalls ihre Beeinträchtigung und kompensierte fehlende Nachteilsausgleiche nicht nur durch Überstunden, sondern sicherte ihren Vorgesetzten dies sogar im Voraus zu. Letztendlich erzielte sie in einigen Bereichen des Lesens und Schreibens überdurchschnittliche Testergebnisse, trotz ihrer Benachteiligung bei der allgemeinen Sprachverarbeitung. In ähnlicher Weise minimieren Beschäftigte mit Multipler Sklerose (MS) Symptome ihrer chronischen Krankheit am Arbeitsplatz. Während die Diagnose MS weitläufig bekannt ist, gilt dies weniger für ihre (schwankenden) Auswirkungen auf das Alltagsleben, wie etwa Erschöpfung oder den Verlust von Muskelkontrolle. Auch nach Offenlegung ihrer Diagnose am Arbeitsplatz sehen Beschäftigte mit MS davon ab, ihre krankheitsbedingten Erfahrungen preiszugeben und überzeugen stattdessen ihre Kolleg:innen davon, dass es ihnen gut gehe, sie glücklich seien und es ihnen im Vergleich zu anderen MS-Patient:innen *besser* gehe (Vickers 2017). Versuche, die Sichtbarkeit körperlicher Differenz zu minimieren, können sich sogar in den Intimbeziehungen behinderter Menschen abzeichnen. Einige der weiblichen Studienteilnehmerinnen von Kirsty Liddiard (2013, 2018) geben an, während sexueller Aktivitäten zu versuchen, beeinträchtigte Körperteile vor ihren nichtbehinderten männlichen Partnern zu verbergen – obwohl ihre Partner sich ihres Behinderungsstatus durchaus bewusst sind.

Abgesehen von der Minimierung können behinderte Menschen auch versuchen, Behinderung als wahrgenommenes Defizit zu *kompensieren*. “[P]assing¹⁷² need not always involve the act of physically concealing one’s impairment, but rather depends on how well one can approximate the gendered, white, heterosexual, nondisabled norm and meet societal expectations for conduct, competition, appearance, and

172 Michael A. Rembis (2013) plädiert gegen eine Verwendung des Begriffs des Kuvierens und stützt sich dabei auf die vergleichsweise aktuelle Veröffentlichung von Kenji Yoshino (2007) und nicht auf Erving Goffman (1963). Er argumentiert, dass Yoshino den Begriff bedeutungslos mache, indem er behauptet, dass die meisten Menschen zeitweise kuvrieren. Goffman (1963) jedoch vertritt die ähnliche Ansicht, dass die meisten Menschen gelegentlich auf die Strategie des Passings – im Sinne eines Durchgehens als *normal* bzw. nichtbehindert – zurückgreifen. Ich schlage hier vor, den Begriff des Kuvierens heranzuziehen, um verschiedene Facetten von Passing zu unterscheiden. Nichtsdestotrotz sollten dabei Differenz und Ungleichheit nicht außer Acht gelassen werden.

performance” (Rembis 2013: 112f.). In Vorstellungsgesprächen verspüren Bewerber:innen mit unsichtbaren Beeinträchtigungen bei der Offenlegung ihres Behinderungsstatus den Drang, ihre Leistungsfähigkeit *trotz* Behinderung zu belegen (Duckett 2000). Auch von Polio genesene Menschen lenkten die Aufmerksamkeit von Behinderung auf vermeintlich günstigere Attribute – wie ein gepflegtes Äußeres – um ihren Behinderungsstatus *wettzumachen* (Wilson 2013). Zuletzt denkt Anna Mollow (2015: 209; meine Hervorhebung) über ihre Erfahrungen mit exzessiven Diätaufnahmen nach, die sie als Ausdruck von Assimilation an eine dickenfeindliche und ableistische Kultur auffasst: “I also knew the cultural capital that the ableist ideal of ‘fitness’ confers. My disability prevented me from exercising, and to compensate I strove to be thin – so thin that *my disability might not matter*”.

Selbsthilfegruppen, wie sie von der Weltbank in Indien gefördert werden, verlangen von bereits benachteiligten behinderten Gruppenmitgliedern zusätzliche immaterielle Arbeit, um ihre Unterstützungs-würdigkeit unter Beweis zu stellen (Chaudhry 2015). Diese zusätzliche, für die Selbsthilfegruppen geleistete Arbeit stellt etwa in Form von anfallenden Transportkosten eine finanzielle Belastung dar (siehe Kapitel 2.3.1). Darüber hinaus wird diese immaterielle Arbeit quantifiziert und in Superkrüppel-Narrativen kultiviert, in denen beispielsweise die Anzahl der besuchten Treffen, erledigten Aufgaben oder übernommenen Wahlämter als Quelle der Anerkennung dienen, um Differenz zu *kom-pensieren* (ebd.).

She was hard working, and was cited as a role model and ‘success story’ by the project officials. The work of care became a means by which Bhanu sought to *undo* the devalued status marked by her bodily difference, and culturally stigmatized gender status as an unmarried woman (ebd.: 1165; meine Hervorhebung).

Nutzen von Kuvrieren

Kuvrieren lässt sich als kontrafaktisches Passing charakterisieren. So streben Rebecca Maskos (2022b) Interviewpartner:innen danach als möglichst *normal* durchzugehen, *obwohl* ihre Gehbeeinträchtigungen für Dritte sichtbar sind. Eigene Beeinträchtigungen zu minimieren hat dabei den Nutzen, dass behinderte Menschen individualisierte Ausnahmen von mit Behinderung assoziierten alltäglichen Fehlzuschreibungen wie Unfähigkeit oder Asexualität (siehe Kapitel 2.1.1.3) aushandeln können. Behinderte Mütter etwa streben danach, jegliche Herausforderungen individuell zu meistern, um Zweifel ihrer mütterlichen Kompetenz zu zerstreuen (Fritsch 2017). Tina Skinner (2011) minimierte ihre Beeinträchtigung, um ihre Vorgesetzten davon zu überzeugen, dass ihre

Legasthenie ihre Leistungsfähigkeit als Hochschuldozentin nicht beeinträchtige. In ähnlicher Weise streben Beschäftigte mit Multipler Sklerose (MS) danach, Arbeitskolleg:innen davon zu überzeugen, dass ihre chronische Krankheit am Arbeitsplatz keine Herausforderung darstelle, damit diese sich mit ihrer Differenz *wohlfühlen* (Vickers 2017). Laut Daniel Wilson (2013) minimierte Franklin D. Roosevelt seine Beeinträchtigung in Absprache mit Berater:innen, um Wähler:innen von seiner Eignung zur Präsidentschaft zu überzeugen.

Bei Kompensation ließe sich argumentieren, dass behinderte Menschen nach Anerkennung streben, um negative mit Behinderung assoziierte Zuschreibungen etwa durch außergewöhnliche Leistungen in anderen Bereichen quasi auszugleichen. Die von Vandana Chaudhry (2015) beschriebenen Selbsthilfegruppen in Indien kultivieren etwa zusätzlich geleistete immaterielle Arbeit als Quelle des Stolzes und der Anerkennung. Und Kirsty Liddiards (2013, 2018) Interviewpartner:innen erklären, Hinweise auf ihren Behinderungsstatus bei sexuellen Aktivitäten im Dienste der Befriedigung ihrer nichtbehinderten männlichen Partner zu verbergen. Dies ließe sich als eine Erfüllung stereotyp femininer Rollen lesen.

Mehrere Disability-Studies-Autor:innen beobachten darüber hinaus, dass Minimierung oder Kompensation von Differenz einen offengelegten Behinderungsstatus in *Vergessenheit* geraten lassen (Harmon 2013; Rembis 2013; Gao 2017). Das Beispiel gehörloser Schüler:innen ist hier aufschlussreich. Wenn sie oralistisch unterrichtet werden, wird ihnen nahegelegt, als hörend durchzugehen, auch wenn sie ihre Gehörlosigkeit nicht verbergen. Eltern oralistisch unterrichteter gehörloser Kinder räumen ein, bisweilen zu *vergessen*, dass ihr Kind eine Hörbeeinträchtigung hat. Diesen Familien lässt sich unterstellen, die kulturelle Fantasie einer Überwindung von Gehörlosigkeit zu verfolgen – und zwar unterstützt durch Technologie¹⁷³ (Harmon 2013). Darüber

173 Cochlea-Implantate sind eine für diese kulturelle Fantasie entscheidende Technologie. Entgegen weitverbreiteter Annahmen ermöglichen Cochlea-Implantate nicht zu hören – und beruhen sogar auf der irreversiblen Zerstörung des Resthörvermögens –, sondern vermitteln vielmehr einen Anschein des Hörens. In der Gehörlosengemeinschaft werden sie oft als erzwungene Assimilation an eine hörende Welt empfunden. Folglich berichten Cochlea-Implantat-Nutzer:innen häufig von Identitätskonflikten – sie fühlen sich weder der Gemeinschaft der Hörenden noch der Gemeinschaft der Gehörlosen zugehörig (Campbell 2009). Man könnte sagen, dass Cochlea-Implantate ein Durchgehen als *gehörlos* sowohl innerhalb der Gehörlosengemeinschaft als auch unter Hörenden untergraben und es unmöglich machen, Ausnahmen von ableistischen Leistungsstandards zu erwirken (siehe Kapitel 3.1.2).

hinaus gehen gehörlose Kinder auch in vermeintlich *inklusiven* Bildungseinrichtungen häufig als hörend durch, wo Lehrer:innen und Mit-schüler:innen ebenfalls um deren Gehörlosigkeit wissen (Kermit 2019). Auch behinderte Sportler:innen verstecken ihren Behinderungsstatus nicht, und dennoch kann das Publikum ihn *vergessen*, wie Michael Rembis (2013) in zwei Fallstudien herausarbeitet: Aimee Mullins – eine Leichtathletin und erfolgreiches Mannequin – *kompensierte* ihre Beeinträchtigung durch ihre normativ weibliche Attraktivität, während der Quad-Rugbyspieler Mark Zupan seinen Behinderungsstatus mit sportlichen Leistungen *wettmachte*. In seinen Memoiren grübelt letzterer über die zahlreichen Meldungen nach, dass Zuschauer:innen darüber seinen Behinderungsstatus *vergessen*, dass er „mit so viel Intensität“ (ebd.: 126; meine Übersetzung) Quad-Rugby spiele. Ähnliche Effekte lassen sich in der klassischen Musik beobachten. Im historischen Falle des einhändigen Pianisten Paul Wittgenstein vergaß das Publikum über sein als virtuos aufgefasstes Spiel nicht nur seinen Behinderungsstatus, sondern stellte sich sogar eine fehlende Gliedmaße vor (Garland-Thomson 2009; Gao 2017)¹⁷⁴. „The present hand, which dazzles with its solo performance, eclipses the absent hand“ (Garland-Thomson 2009: 125).

Kosten von Kuvrieren

Ein Durchgehen als Superkrüppel ist nun mit Kosten für Individuum wie Gemeinschaft behinderter Menschen verbunden. Diese Kosten umfassen den Aufwand, der notwendig ist, um als *Superkrüppel* durchzugehen, und eine Individualisierung des sozialen Problems Behinderung, was die Abwertung von Behinderung verstärkt und unrealistische Erwartungen schafft.

Als Superkrüppel durchzugehen, verbindet Bemühungen, als nicht-behindert durchzugehen, mit Bemühungen, als behindert durchzugehen. Letztlich sind solche Darbietungen bestenfalls nicht funktional,

174 Weisong Gao (2017) erklärt sich diese Imagination dadurch, dass Zuhörer:innen so ihre Assoziation von Virtuosität mit Nichtbehinderung aufrechterhalten können. Ähnlich unterstellt Celia Cain (2010), dass eine Karriere als Musiker:in als mit chronischen Schmerzen unvereinbar angesehen werde und bringt ihre mühsame Suche nach einer offiziell anerkannten Diagnose damit in Verbindung. „No one wants to give a chronic pain diagnosis to a pianist“ (Cain 2010: 748). Differenz unter professionellen Musiker:innen zu entinnern (siehe Kapitel 1.2) dient in ihrer Interpretation als Abwehrmechanismus (siehe Kapitel 1.1) für nichtbehinderte Kolleg:innen und Zuhörer:innen (Cain 2010) – „a means of ignoring the pain and loss that they so fear“ (Cain 2010: 748).

schlimmstenfalls aber schädlich. So gehen etwa gehörlose Schüler:innen in inklusiven Bildungseinrichtungen als hörend durch, indem sie Verständnis vortäuschen oder Gespräche vermeiden, was anstrengend und kognitivem wie sozialem Lernen abträglich sein dürfte (Kermit 2019). Trotz Gehörlosigkeit als hörend durchzugehen, erfordert umfangreiche zeitliche und gefühlsmäßige Ressourcen, da dies keine funktionale Form der Kommunikation darstellt (Harmon 2013). Kuvrieren verschließt trotz eines offengelegten Behinderungsstatus den Zugang zu einigen Nachteilsausgleichen und angemessenen Vorkehrungen – etwa dazu, bei Bedarf um Unterstützung zu bitten oder Pausen zu machen (Peers 2015; Vickers 2017) oder das zweckmäßigste Hilfsmittel auszuwählen (Wilson 2013; Peers 2015). Danielle Peers (2015) berichtet, wie hart sie daran gearbeitet hat, die inspirierende Rolle auszufüllen, die ihr als paralympische Athletin u.a. von Teamkolleg:innen nahegelegt wurde. Neben den erforderlichen Anstrengungen zur Überwindung von Barrieren durch Selbstdisziplin anstatt angemessener Vorkehrungen (siehe Kapitel 3.1.1), musste sie auch daraufhin trainieren, Maskerade (siehe Kapitel 3.1.2) trotz einer nach Tagesform schwankenden Beeinträchtigung aufrechtzuerhalten. Ihre Verstrickung in Superkrüppel-Narrative hatte behindernde Kosten in Form von eingeschränkter Leistungsfähigkeit und Mobilität bei gleichzeitigem Risiko von Verletzungen und einer Verschlechterung ihres Gesundheitszustands.

Darüber hinaus stellt Kuvrieren eine nicht abschließbare Praxis dar, die ständig wiederholt werden muss und daher viel Zeit und Energie bindet (Rembis 2013). Von Polio genesene Menschen beschrieben etwa die physischen und gefühlsmäßigen Belastungen des Kuvrierens als erschöpfend, nervenaufreibend und isolierend (Wilson 2013).

Over the days, months, and years, enormous amounts of time and energy are spent minimizing the extent of the impairments that affect all our lives, which can be both physically and psychically debilitating (Rembis 2013: 135).

Daher scheint unmöglich zu sein, Superkrüppel-Anstrengungen langfristig aufrechtzuerhalten (Wilson 2013; Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020). Viele von Polio genesene Menschen konnten auf Dauer nicht durchhalten zu kuvrieren, insbesondere, wenn das Post-Polio-Syndrom 30 bis 40 Jahre nach der Erstinfektion weitere Beeinträchtigungen verursachte (Wilson 2013). “When that happened, some abandoned the role of ‘super-crip’” (ebd.: 14). Sie begannen dann beispielsweise Rollstühle als gesundheitsförderlichere und sicherere Art der Fortbewegung zu nutzen (ebd.). Auch in der Physiotherapie sind ableistische Leistungsstandards auf lange Sicht unerreichbar (Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020). Laura Sanmiquel-Molinero und Joan Pujol-Tarrés (2020) schlussfolgern, dass dann Emotionsarbeit

(siehe Kapitel 2.1) notwendig werde, um den aufkommenden Leidensdruck zu verarbeiten.

Ob und wie lange Darbietungen als Superkrüppel aufrechterhalten werden können, hängt wiederum von intersektionalen Privilegien ab. Franklin D. Roosevelt nutzte seine politische Macht, seinen Reichtum und seinen Bildungsstand, um den öffentlichen Eindruck zu erwecken, Polio *überwunden* zu haben (Wilson 2013). Tina Skinner (2011) konnte die für ihren Erfolg als Hochschuldozentin mit Legasthenie notwendigen Anstrengungen nur so lange aufrechterhalten, wie die Legasthenie ihre einzige Benachteiligung darstellte. Als sie Mutter wurde, konnte sie ihre massive Benachteiligung an einem Arbeitsplatz voller Barrieren nicht mehr aufwiegen – eine Entwicklung mit weitreichenden gefühlsmäßigen und karrierebezogenen Folgen.

Despite my immensely privileged position I am not always sure how well I am doing as I battle to look after my kids, keep my job and reframe my life. If you asked me now I may feel I'm more than just surviving, if you ask me this evening when my kids still aren't asleep and I haven't finished reading my work emails I may tell you I'm drowning (ebd.: 135).

Die Disability Studies kritisieren Superkrüppel-Narrative vor allem dafür, dass diese die Abwertung von Behinderung verstärken, da vermeintliche Superkrüppel *trotz* ihres Behinderungsstatus für ihre Leistungen geschätzt werden (Campbell 2009; Hutson 2011; Kafer 2013; Reeve 2014; Peers 2015). “[T]hese stories rely upon the perception that disability and achievement contradict each other and that any disabled person who overcomes this contradiction is heroic” (Clare 2015: 8f.). Passend dazu erklärt Quad-Rugby-Spieler Mark Zupan, dessen Behinderungsstatus das Publikum gerne *vergisst*, dass die Zuschauer:innen Sportlichkeit und Behinderung als sich gegenseitig ausschließend aufzufassen scheinen (Rembis 2013). Superkrüppel werden somit als Ausnahme von ansonsten zutreffenden Stereotypen über behinderte Menschen positioniert (Campbell 2009). In diesem Sinne *individualisiert* und entpolitisiert das Durchgehen als Superkrüppel das soziale Problem Behinderung (McRuer 2006) – es erweckt den Anschein, Behinderung könne durch individuelle Anstrengung überwunden und die Herausforderungen einer Welt voller Barrieren allein bewältigt werden (Cain 2010; Skinner 2011; Wilson 2013; Fritsch 2017). Der Impetus, Behinderung zu überwinden, zementiert Nichtbehinderung weiter als verpflichtend (Kafer 2003; McRuer 2006; siehe Kapitel 1.2.1). So verzichten behinderte Berufsmusiker:innen auf angemessene Vorkehrungen (Cain 2010), ebenso wie es von Polio genesene Menschen taten (Wilson 2013). “Those who passed [covered; Y. W.] so successfully let society off the hook when it came to disability: soci-

ety did not need to change; rather, the polio survivors made all the accommodations" (ebd.: 31). Superkrüppel-Narrative errichten über die Nähe zu Nichtbehinderung Beeinträchtigungshierarchien und bringen behinderte Menschen auf diese Weise in Distanz zueinander (McRuer 2006; Campbell 2009). Behinderte Sportler:innen streben beispielsweise nach Anerkennung als Sportler:innen statt als *behinderte* Sportler:innen (Rembis 2013). Auf ähnliche Weise sind behinderte Mütter in eine Individualisierung von Behinderung verstrickt, wenn sie ableistische Mutterschaftsideale anstreben (Fritsch 2017).

Eine unwidersprochene Abwertung von Behinderung offenbart sich, wenn die Anerkennung als Superkrüppel plötzlich wieder entzogen wird, sobald vermeintlich *diskreditierende* Informationen bekannt werden. Alison Kafer (2013) berichtet beispielsweise davon, wie sie fälschlicherweise für eine Kriegsveteranin gehalten wurde. Als Superkrüppel durchzugehen, wird hier davon abhängig gemacht, auf welche Weise Beeinträchtigungen erworben worden sind.

How have we learned to feel differently about different disabilities, about different people with disabilities, based on such notions of innocence or blame? I remember an older white woman in an airport, kind, open, and friendly, chatting warmly with me for quite some time. After she said something about my being injured in action, after I corrected her assumption that I was a vet, she literally turned her body away from me, angry that she had cultivated such good feelings for an undeserving crippe (Kafer 2021: 420).

Der Fall von Oscar Pistorius liefert ein virales Beispiel für eine plötzlich veränderte öffentliche Wahrnehmung. Bekannt wurde er für seine Beinprothese, mit der er schneller laufen konnte als nichtbehinderte Sportler:innen (Swartz/Watermeyer 2008; Reeve 2012). Pistorius wurde als unverwundbarer und inspirierender Superkrüppel wahrgenommen (Swartz 2013; Harvey 2015) und wirkte verstrickt in Fantasien der Überwindung von Behinderung, da er seine Beeinträchtigung häufig herunterspielte. Dieses Image änderte sich jedoch schlagartig, nachdem er seine damalige Partnerin Reeva Steenkamp erschoss – ein mutmaßlicher Mord, wobei seine Anwält:innen auf Selbstverteidigung plädierten. Im Gerichtsverfahren betonte die Verteidigung dabei seine Verletzlichkeit¹⁷⁵ – insbesondere ohne seine Prothese – und assoziierte

175 Leslie Swartz (2013) gibt hier zu bedenken, dass Behinderung in Südafrika auf komplexe Weise rassifiziert bleibe. Die Berichterstattung über die mutmaßliche Ermordung von Reeva Steenkamp und das anschließende Gerichtsverfahren verwässerte die Frage individueller Verantwortung durch den Verweis auf eine „Kultur der Gewalt“ (Swartz 2013: 1158; meine Übersetzung) – und entkoppelte damit intersektionale Ungleichheiten von den Nachwirkungen von Kolonialismus und Apartheid (Swartz 2013).

seinen Behinderungsstatus mit medikalierten unangenehmen Gefühlen (siehe Kapitel 2.2.2) in Form einer diagnostizierten generalisierten Angststörung (Harvey 2015). Der Fall Pistorius zeigt, dass die Abwertung von leiblicher Differenz als Zielscheibe für kulturelle Projektionen u.a. der Abjektion (siehe Kapitel 1.1.3) auch durch Superkrüppel-Narrative vermittelt wird (Swartz/Watermeyer 2008).

Da sie das soziale Problem Behinderung individualisieren, etablieren Superkrüppel unrealistische Erwartungen, die die meisten behinderten Menschen nicht erfüllen können (Wendell 1996; Liddiard 2014; Peers 2015; Grue 2016). Erfolg auf individuelle Beharrlichkeit zu schieben, legt dabei nahe, dass nicht erfolgreichen behinderten Menschen die entsprechenden Charaktereigenschaften (Kafer 2013) oder Lebenseinstellungen (Wendell 1996) zur Überwindung von Widrigkeiten fehlen – beispielsweise die Selbstdisziplin oder Willenskraft (Peers 2015). In einer Gesellschaft die Differenz und Ungleichheit entinnt (siehe Kapitel 1.2) wird behinderten Menschen vorgeworfen, die *falsche* (im Sinne einer zu *negativen*) Einstellung an den Tag zu legen, wenn sie Behinderung nicht überwunden zu haben scheinen, wobei sie als *verbittert* oder anderweitig emotional *beschädigt* abgestempelt werden (Liddiard 2014; siehe Kapitel 2.2.1). Angemessene Vorkehrungen einzufordern, kann als Mangel an Selbstdisziplin interpretiert werden, was behinderte Menschen als faul, stur oder gar egoistisch hinstellt (Peers 2015). Wenn gehörlose Schüler:innen ihre Gehörlosigkeit nicht minimieren, indem sie sich an eine hörende Welt anpassen, wird dies als *Scheitern* individualisiert. Doch selbst gehörlose Schüler:innen, die erfolgreich als hörend durchgehen, können diese Darbietung nur unter günstigen Kontextbedingungen aufrechterhalten (Harmon 2013). Somit legitimieren durch Superkrüppel-Darbietungen etablierte Erwartungen die Abwertung und Marginalisierung behinderter Menschen, die diesen nicht gerecht werden können (Peers 2015).

Eli Clare (2015) hält die Verstrickung vieler behinderter Menschen in Superkrüppel-Subjektivitäten angesichts der weitverbreiteten Ausgrenzung behinderter Menschen, die von der nichtbehinderten Mehrheit fatalistisch akzeptiert werde, für nachvollziehbar. In einer dis/ableistischen Gesellschaft nutzen behinderte Menschen Kuvrieren als Strategie, etwa um Anfeindungen zu vermeiden und verpflichtender Nichtbehinderung zu genügen (Rembis 2013). Dabei kann die Individualisierung von Behinderung vielfältige greifbare Folgen für behinderte Menschen haben (siehe Kapitel 2.1) – von Arbeitslosigkeit über Obdachlosigkeit, Inhaftierung und Institutionalisierung bis hin zu unzureichender Gesundheitsversorgung (Peers 2015).

And here, supercrip turns complicated. On the other side of supercripdom lie pity, tragedy, and the nursing home. Disabled people know this, and in our process of

knowing, some of us internalize the crap [sic!]. We make supercrip our own, particularly the type that pushes into the extraordinary, cracks into our physical limitations. We use supercripdom as a shield, a protection, as if this individual internalization could defend us against disability oppression (Clare 2015: 9).

Kuvrieren als relationale Handlungsweise

Und schließlich ist auch Kuvrieren insofern als relationale Handlungsweise zu verstehen, als sie sowohl von der Bereitschaft Dritter abhängt, behinderte Menschen als Superkrüppel durchgehen zu lassen (Rembis 2013; Wilson 2013) als auch von einer Nachfrage nach solchen Darbietungen (Cain 2010; Rembis 2013; Wilson 2013; Clare 2015; Peers 2015; Sanmiquel-Molinero/Pujol-Tarrés 2020).

Der historische Fall von Franklin D. Roosevelt ist in Bezug auf ein Behinderung *vergessendes* Publikum aufschlussreich. Seine anfängliche Polio-Infektion war allgemein bekannt, und viele seiner Mitarbeiter:innen wie auch Journalist:innen wussten über den Schweregrad seiner Beeinträchtigung Bescheid (Wilson 2013). “But just as FDR’s [Franklin D. Roosevelt; Y. W.] passing required a complicit nation, so, too, the passing of ordinary polio survivors required a complicit audience” (ebd.: 32). Auch behinderte Sportler:innen legen ihren Behinderungsstatus offen, allerdings *wollen* Zuschauer:innen in Michael Rembis (2013) Einschätzung von den damit verbundenen Herausforderungen nichts wissen. Stattdessen gelten behinderte Sportler:innen als inspirierende Superkrüppel, die Behinderung *überwunden* haben.

Kulturelle Projektionen von Inspiration (siehe Kapitel 1.3.4) werden somit als Gegenstück zu Superkrüppel-Narrativen diskutiert (Kafer 2013; Peers 2015; Grue 2016). Superkrüppel-Bemühungen werden dabei von einem nichtbehinderten Publikum *eingefordert* (Clare 2015), das sich inspirieren lassen will (Peers 2015) – und zwar insbesondere von paralympischen Athlet:innen (Rembis 2013; Peers 2015; Grue 2016) und behinderten Musiker:innen (Cain 2010).

Teammates, friends, and strangers constantly reminded me that in order to be recognized as a disabled athlete I needed to develop the capacity to inspire like an athlete, in both senses of the word: to breath in (with athletic strength) and to have a heroic effect (and affect) on others (Peers 2015: 334).

Im Laufe der Musikgeschichte sind sichtbar behinderte Musiker:innen als *tragische* Künstler:innen romantisiert worden, die ihre Beeinträchtigung durch Virtuosität überwinden (Cain 2010). Solche Narrative über behinderte „Held:innen“ (ebd.: 748; meine Übersetzung) verlangen spektakuläre und fetischisierte (siehe Kapitel 1.3) Darbietungen. “If only we could perform better, we would be well, healthy, able-bodied”

(ebd.: 749). Ebenso fühlten sich von Polio genesene Menschen zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts von ihren Familien und der weiteren Gesellschaft dazu aufgefordert, die Sichtbarkeit ihres Behinderungsstatus zu minimieren (Wilson 2013). Der Nachfrage nach Inspiration wird dabei sogar Vorrang vor Sicherheitsanforderungen eingeräumt (Wilson 2013; Clare 2015). Eli Clare (2015) berichtet von einem Erlebnis, bei dem er eine Bergwanderung abgebrochen hatte, weil das unwegsame Gelände seine körperlichen Grenzen überschritten. Dennoch bewegten sich alle sozialen Reaktionen in einem inspirierenden Rahmen – er wurde ermutigt, nicht *aufzugeben* und es *erneut zu versuchen*. Trotz der offensichtlichen Gefahr und des potenziellen Verletzungsrisikos bestätigte niemand die von ihm getroffene Entscheidung als richtig bzw. verantwortungsbewusst.

Es lässt sich festhalten, dass Kuvrieren sich als eine weitere Überlebensstrategie in einer behindernden Gesellschaft abzeichnet, bei der behinderte Menschen Beeinträchtigungsfolgen minimieren oder ihre in einer dis/ableistischen Gesellschaft als Defizit empfundene Differenz durch Leistungen in anderen Bereichen kompensieren. Das Durchgehen als Superkrüppel kombiniert dabei die (u.a. gefühlsmäßigen) Anstrengungen, als nichtbehindert durchzugehen, mit den (u.a. gefühlsmäßigen) Anstrengungen, als behindert durchzugehen. Einige behinderte Menschen werden als Superkrüppel anerkannt, wenn sie außergewöhnliche Leistungen abliefern und dabei ihren Behinderungsstatus zur Schau stellen – wie etwa paralympische Sportler:innen. Von anderen behinderten Menschen werden Superkrüppel-Bemühungen in eher alltäglichen Bereichen verlangt wie etwa dem geschickten Manövrieren durch eine Welt voller Barrieren. Als Superkrüppel durchzugehen ist jedoch eine prekäre – und wenig nachhaltige – Überlebensstrategie. Schließlich kann die Anerkennung als Superkrüppel plötzlich widerrufen werden, wobei gleichzeitig unrealistische Erwartungen an das kuvrierende Subjekt und behinderte Menschen als Gemeinschaft erzeugt werden. Obwohl die Verstrickung in Superkrüppel-Subjektivitäten in einer Inspiration einfordernden dis/ableistischen Gesellschaft nachvollziehbar bleibt, individualisiert Kuvrieren das soziale Problem Behinderung, verstärkt die Abwertung von Differenz und distanziert behinderte Menschen voneinander.

3.1.4 Zusammenfassung

Zum Abschluss dieses Unterkapitels möchte ich verschiedene Facetten des Passings als situativ nützliche Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft (siehe Kapitel 1) einordnen. Die Rahmung verschiedener

Umgangsweisen mit der Sichtbarkeit des eigenen Behinderungsstatus als strategisch soll dabei die Anstrengungen anerkennen, die mit bewussten oder intuitiven Entscheidungen rund um die Offenlegung einhergehen. Aktuelle Auffassungen von Passing erkennen an, dass die Subjekte Entscheidungen rund um die Offenlegung ihres Behinderungsstatus sorgfältig und aus vielen unterschiedlichen Motivationen heraus treffen (Olney/Brockelman 2003; Callahan 2008; Campbell 2009; Charmaz 2019; Maskos 2022b), darunter auch verschiedenen emotionalen Motivationen (Olney/Brockelman 2003) – jenseits ständiger Angst (Goffman 1963) oder internalisierter Scham (Thorneycroft 2020). „People with disabilities appear to adapt their mode of self-presentation to specific situations. They might choose to embrace, reject, conceal, or reveal a disability for reasons other than fear or shame“ (Olney/Brockelman 2003: 35). Darüber hinaus unterliegen alle Facetten des Passings Lernprozessen. Behinderte Menschen beobachten alltägliche soziale Konventionen aufmerksam und fühlen sich in ihre Interaktionspartner:innen ein (Siebers 2008), um herauszufinden, ob ihr Behinderungsstatus für andere unmittelbar wahrnehmbar ist (Goffman 1963) oder zu welchem Zeitpunkt es strategisch günstig ist, ihn offen zu legen (Valeras 2010).

In jedem Fall möchte ich die verschiedenen Strategien des Passings – als nichtbehindert (siehe Kapitel 3.1.1), als behindert (siehe Kapitel 3.1.2) oder als Superkrüppel (siehe Kapitel 3.1.3) – hier als nachvollziehbare und legitime Strategien diskutieren, um in einer behindernden Gesellschaft zurechtzukommen. Ihr jeweiliger Nutzen liegt dabei insbesondere in der Vermeidung unangenehmer Gefühle. Erving Goffman (1963) verwies bereits auf die Zerbrechlichkeit und die intensive gefühlsmäßige Verstrickung der Subjekte in ihr öffentliches Selbstbild. Wenn behinderte Menschen Passing-Strategien anwenden, verhindern sie dabei, dass ihnen auf unterschiedliche Weise unangenehme Gefühle vermittelt werden. Wenn sie als nichtbehindert durchgehen (siehe Kapitel 3.1.1) oder kuvrieren (siehe Kapitel 3.1.3), vermeiden sie, zur Zielscheibe für psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1) zu werden, indem sie entweder ihren Behinderungsstatus nicht offenlegen oder eine individuelle Ausnahme aushandeln. Das Durchgehen als Superkrüppel (siehe Kapitel 3.1.3) ist darüber hinaus mit angenehmen Gefühlen verbunden, da Superkrüppel als Ausnahmen hinsichtlich der Abwertung von Behinderung anerkannt werden. Wenn sie als behindert durchgehen (siehe Kapitel 3.1.2), vermeiden behinderte Menschen Anfeindungen in Situationen, in denen sie ableistische Leistungsstandards nicht erfüllen können oder als unrechtmäßige Nutzer:innen barrierefreier Infrastruktur wahrgenommen werden. Da Maskerade auch scheitern kann, können behinderte Menschen derartige Anfeindungen

ebenfalls dadurch vermeiden, als nichtbehindert durchzugehen (siehe Kapitel 3.1.1).

Gleichwohl sind alle strategischen Aushandlungen von Sichtbarkeit mit Kosten verbunden. Während das Durchgehen als nichtbehindert (siehe Kapitel 3.1.1) oder als Superkrüppel (siehe Kapitel 3.1.3) den Zugang zu manchen, wenn nicht sogar allen angemessenen Vorkehrungen versperrt, ermöglicht das Durchgehen als behindert (siehe Kapitel 3.1.2) den Zugang zu diesen nur dann, wenn es erfolgreich ist und behinderte Menschen u.a. eine heikle Balance im Ausdruck ihrer Beeinträchtigungen treffen, um nicht als übertreibend empfunden zu werden. Sowohl Maskerade (siehe Kapitel 3.1.2) als auch Passing (siehe Kapitel 3.1.1) können scheitern, ebenso wie die Anerkennung als Superkrüppel (siehe Kapitel 3.1.3) widerrufen werden kann – und dies jeweils abhängig von intersektionalen Privilegien. Zudem ist Maskerade (siehe Kapitel 3.1.2) ähnlich mühsam wie Passing (siehe Kapitel 3.1.1) oder Kuvrieren (siehe Kapitel 3.1.3). Wenn verschiedene Facetten von Passing als ein strategischer Umgang mit eigenen Gefühlen aufgefasst werden, lässt sich an dieser Stelle ergänzen, dass behinderte Menschen durch Passing, Maskerade und Kuvrieren zwar unangenehme Gefühle vermeiden, aber zu diesem Zwecke andere unangenehme Gefühle aushalten und für sich behalten müssen. Beim Passing (siehe Kapitel 3.1.1) und auch beim Kuvrieren (siehe Kapitel 3.1.3) sind dies etwa Gefühle im Zusammenhang mit Erschöpfung oder Loyalitätskonflikten und bei Maskerade (siehe Kapitel 3.1.2) unangenehme Gefühle im Zusammenhang mit unfreiwilliger Nähe.

In den für dieses Kapitel herangezogenen Quellen wird nur selten zwischen Passing und Kuvrieren unterschieden (siehe beispielsweise Wilson/Brune 2013). Ich möchte an dieser Stelle zu bedenken geben, dass die kontrastierende Analyse der etwas unterschiedlichen Facetten des Verbergens oder Verschweigens des eigenen Behinderungsstatus im Vergleich zum Minimieren von Beeinträchtigungsfolgen oder Kompensieren einer als negativ wahrgenommenen Differenz für Folgestudien nützlich sein dürfte. Dabei zeigt ihre Zusammenschau, dass alle drei Facetten mit (u.a. gefühlsmäßigen) Kosten und Nutzen verbunden sind.

Auch wenn es sich um Strategien einer Individualisierung von Behinderung handelt, zeigt eine Zusammenschau darüber hinaus, dass alle drei Facetten des Passings als relational zu verstehen sind und erst durch ein Versäumnis, nach Differenz zu fragen (Campbell 2009) ermöglicht werden. Ich plädiere hier für eine umfassende Definition des Passings, die alle Facetten des Passings auf dieses Versäumnis bezieht, das behinderte Menschen dann aushandeln müssen. Daher bleiben Entscheidungen über die Offenlegung des eigenen Behinderungsstatus alltäglich

und müssen immer wieder neu getroffen werden. Da die Unterstützungsürdigkeit behinderter Menschen in der dis/ableistischen Vorstellungswelt angefochten wird (siehe Kapitel 1.2.2), werden diese schwierigen Entscheidungen für viele, wenn nicht die meisten behinderten Menschen, durch ein Coming-out als politisierter, behinderter Mensch, das im nun folgenden Kapitel thematisiert wird, nicht obsolet.

3.2 Disability Pride und Crippling

Viele Aktivist:innen und Wissenschaftler:innen rufen zu einer positiven Neubewertung von Behinderung als einer Quelle des Stolzes auf (siehe z.B. Corbett 1994; Campbell 2009; Clare 2015). Oft wird die Übernahme einer politisierten, behinderten Identität als „Coming-out“ (Corbett 1994: 352; McRuer 2006: 33; Siebers 2008: 104; Maskos 2022b: 262; meine Übersetzung) gerahmt – als Überwindung von Passing im Sinne des Durchgehens als nichtbehindert (siehe Kapitel 3.1.1) und dessen Auswirkungen (Corbett 1994). Das im Vergleich zu Forderungen nach Disability Pride noch neuere Konzept „Crippling“ (Sandahl 2003) versteht Gefühle gegenüber Behinderung ebenfalls als veränderbar in Richtung einer Affirmation (McRuer 2006). Die abwertende Bezeichnung *crip* (*Krüppel*) wird hier – vielleicht auch kontrastierend zur provokativen Bezeichnung Superkrüppel (siehe Kapitel 3.1.3) – wiederangeeignet, um Stolz zu proklamieren, indem die zugeschriebene soziale Identität angenommen wird, ohne die damit verbundene Abwertung zu akzeptieren (Clare 2015). Der Begriff Crip ist aus aktivistischen Kontexten hervorgegangen, in denen dieser Begriff trotz, oder gerade wegen, der Geschichte seiner pejorativen Verwendung neu besetzt worden ist (Johnson/McRuer 2014b). Wiederangeeignete abwertende Bezeichnungen können Aufmerksamkeit auf geteilte Verletzungen und Ausgrenzung lenken und gleichzeitig eine gezielte Irritation auslösen (Mingus 2011b). “[W]ords to shock, words to infuse with pride and self-love, words to resist internalized hatred, words to help forge a politics” (Clare 2015: 84). Die Wiederaneignung von abwertenden Bezeichnungen bleibt dabei ein komplexer Prozess, auch wenn dieser mit Hoffnungen verbunden ist, Verbündete für eine politische Agenda zu gewinnen (Liddiard/Slater 2018).

I remain deeply attached to *crip* – as a word, an orientation, an affiliation, a feeling. [...] And yet, the fact that I love the feel of the word across my skin, the sound of it on your tongue, doesn't change the fact that the word has edges and edges bind (Kafer 2021: 415; ihre Hervorhebung).

Während Disability Pride darauf abzielt, gefühlsmäßige Reaktionen auf Behinderung an sich zu verändern, wird Crippling auch häufig als Verb verwendet. Disability-Studies-Autor:innen versuchen beispielsweise bedeutende Lebensbereiche wie Sexualität und Intimität (Liddiard 2018) oder das Familienleben zu cripfen (Goodley/McLaughlin 2008a; Goodley/Runswick-Cole 2013) oder aber Aspekte von Behinderungserfahrungen wie Schmerzen (Sheppard 2020b), Hilfsmittel wie etwa Rollstühle (Maskos 2022b), schöpferische Disziplinen wie bildende oder darstellende Kunst (Siebers 2009; Winter 2023), professionelle Standards wie die Regeln der akademischen Wissensproduktion (Johnson/McRuer 2014a; Price/Kerschbaum 2016; Liddiard/Watts 2022; Bê/Sheppard 2023) oder sogar physikalische Konzepte wie Zeit (Samuels 2017; Kafer 2021).

Dieses Unterkapitel skizziert den Nutzen, aber auch die Kosten, die mit Pride und Crippling verbunden sind, sowie die Art und Weise, wie behinderte Menschen und ihre Angehörigen ihre Gefühle gegenüber Behinderung verändern, nämlich indem sie Differenz feiern (siehe Kapitel 3.2.1), ableistische Normen unterlaufen (siehe Kapitel 3.2.2) und interdependente Verbundenheit als begehrenswert rahmen (siehe Kapitel 3.2.3). Zuletzt wird die Kritik an diesen Fühlstrategien als elitären Vorhaben (siehe Kapitel 3.2.4) wiedergegeben.

Nutzen von Disability Pride und Crippling

Welchen Nutzen erwarten behinderte Menschen, wenn sie die Fühlstrategien Disability Pride und Crippling einsetzen? Stolz dient als ermächtigende Gegenerzählung zu einem *tragischen* Narrativ von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4), das unangenehme Gefühle wie Schuld und Scham hervorruft (Corbett 1994). Disability Pride wird zugeschrieben, die gefühlsmäßige Widerstandsfähigkeit in einer diskriminierenden Welt fördern zu können (Watermeyer 2017). Darüber hinaus sind verschiedene Passing-Strategien (siehe Kapitel 3.1) und insbesondere das Durchgehen als nichtbehindert anstrengend. Disability Pride wird in den Disability Studies demnach als Befreiung von der gefühlsmäßigen Belastung durch Passing diskutiert (siehe z.B. Corbett 1994; Maskos 2022b). Die meisten von Rebecca Maskos (2022b) Befragten erleben ein Crip Coming-out daher als befreend und entstigmatisierend.

‘Coming out’ is different for everyone, although we can all find parallel elements with which to empathise. For me, it was gradual and then urgent, as I felt that the strain of passing had become intolerable. [...] ‘Coming out’ was frightening but nothing like as fearful as my increased feeling of self-loathing. The relief of self-

acceptance and learning to be kind and loving to myself was overwhelming (Corbett 1994: 352f.).

Affirmative Neubewertungen von Behinderung ermöglichen behinderten Menschen, ihre eigenen Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen (ebd.). Am Beispiel der Inanspruchnahme von Rollstühlen lässt sich diskutieren, dass diese Hilfsmittel etwa Freiheit und Mobilität wie auch Sicherheit, Selbstfürsorge und ein Haushalten mit den eigenen Energien ermöglichen – vorausgesetzt, dass eine Emanzipation von vorherrschenden kulturellen Interpretationen von Rollstühlen als *tragische Symbole* (siehe Kapitel 1.1.2) der Passivität gelingt (Maskos 2022b).

Über den individuellen Umgang mit behinderndem Affekt (siehe Kapitel 1) hinaus lassen sich stolze Affirmationen von Behinderung als oppositionelle Technologien des Selbst (Foucault 1997) beschreiben, die Potenzial für einen soziokulturellen Wandel mit sich bringen (Campbell 2009). Eli Clare (2015) versteht Disability Pride gar als Voraussetzung für jeglichen Widerstand gegen Ableismus, internalisierte Unterdrückung (siehe Kapitel 2.1.1.3) und insbesondere gegen die materielle Ausgrenzung behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.3.1).

Without pride, disabled people are much more likely to accept unquestioningly the daily material conditions of ableism: unemployment, poverty, segregated and sub-standard education, years spent locked up in nursing homes, violence perpetrated by caregivers, lack of access. Without pride, individual and collective resistance to oppression becomes nearly impossible (ebd.: 107).

In Anlehnung an Robert Reid-Pharr (2001) versteht Robert McRuer (2006: 141) Disability Pride stattdessen als eine *rehabilitierte* Identität (analog zu „black is beautiful“ oder „gay is good“). Geltend zu machen, nicht *bemitleidenswert*, nicht *hässlich* oder nicht *schlecht* zu sein verweise nach wie vor auf die angefochtene negative Assoziation. Dabei suggeriere dieser Widerspruch letztlich, dass es doch *andere* Minderheitenangehörige gäbe, die z.B. *bemitleidenswert*, *hässlich* oder *schlecht* seien. Bisweilen haben sich Aktivist:innen in Behindertenrechtsbewegungen, die Pride-Strategien verfolgen, tatsächlich von chronisch kranken oder *verrückten* Menschen distanziert (McRuer 2017). Demnach schätzt Robert McRuer (2006) das Potenzial von Disability Pride für einen soziokulturellen Wandel als begrenzt ein.

Verfechter:innen von Criping beschreiben den erwarteten Nutzen dieser Fühlstrategie als eine radikale Transformation mit dem Ziel einer Subversion verpflichtender Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) im Sinne einer kollektiven Entwicklung von Gegenvorstellungen (Anzalduá 2012). Affirmative Neubewertungen von Behinderung werden hier darüber begründet, dass Behinderung das Potenzial habe, soziokulturelle Normen infrage zu stellen (McRuer 2006) wie Kirsty Liddiard

(2018: 37f.) beispielsweise zu gecrippter Sexualität ausführt: “Assimilation is never the goal; ‘passing’ – performing normal – is counterintuitive. Crip doesn’t seek to normalise or individualise disability or desire, but seeks to draw upon and centre its very queerness as a moment of reflection”.

Strategische Handlungsweisen bei Disability Pride und Criping

Disability Pride und Criping zielen also darauf ab, die eigenen Gefühle in Bezug auf Behinderung strategisch zu verändern, was die Frage aufwirft, *wie* behinderte Menschen und ihre Angehörigen diese Veränderung erreichen. Ein Coming-out als Crip bedeutet, die üblichen (auch gefühlsmäßigen) Assoziationen mit Behinderung infrage zu stellen – “ways of knowing and feeling disability” (Parrey 2020: 37) – und zu lernen, *anders* über Behinderung zu fühlen (Corbett 1994). Dabei ist hervorzuheben, dass sich Disability Pride nicht auf eine einzelne, distinkt benannte Emotion bezieht, sondern auch eine ganze Reihe anderer Gefühle wie Wut (z.B. über Ausgrenzung), Mut und Freude ermöglicht (Clare 2015). “[I]t [Pride; Y. W.] is a carnal style; a way of being in the world that embodies resistance to the tyrannies of aesthetics. It embodies a new politics of proprioception” (Hughes/Paterson 1997: 337). In diesem Sinne erkunden etwa die Disability Arts neuartige gefühlsmäßige Reaktionen auf behinderte Körper (Siebers 2009) ebenso wie nichtbehinderte Eltern neuartige gefühlsmäßige Reaktionen auf ihre behinderten Kinder (McLaughlin/Goodley 2008a).

We emphasise the psycho-emotional in this text to acknowledge the socially constructed nature of emotional life in ways that will also sensitise us to the ways in which parents resist normative modes of feeling about their disabled children, as they seek out productive alternatives (ebd.: 19).

Als eine Neuausrichtung etablieren die Disability Studies in diesem Zusammenhang ein Verständnis von Behinderung als auf abstrakte und kontingente Weise universell¹⁷⁶. So seien die Möglichkeiten nicht-normativer Verkörperung endlos und Nichtbehinderung zeitlich begrenzt: Zuweilen ließen sich alle Menschen auf gewisse Weise als behindert beschreiben und zu anderen Zeitpunkten dann wiederum als näher an der Norm (McRuer 2006). Das Konzept eines bloß „temporären Nichtbehindertseins“ (Zola 1993; Davis 2002; meine Übersetzung) stützt sich dabei auf vergleichsweise frühe theoretische Überlegungen in den

176 Da Behinderung eine Differenz bleibt, die mit sozialer Ungleichheit verbunden ist (siehe Kapitel 2.1), sollte eine Universalisierung von Behinderungserfahrungen dabei weder Forderungen nach Verteilungsgerechtigkeit untergraben noch die Existenz von Privilegien nichtbehinderter Menschen leugnen (McRuer 2006).

Disability Studies, die auf ganz ähnliche Weise die Verdrängung von Verletzlichkeit in der dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1.1.1) infrage stellen. „Unless we die suddenly, we are all disabled eventually. Most of us will live part of our lives with bodies that hurt, that move with difficulty or not at all“ (Wendell 1989: 108).

Viele Autor:innen der Disability Studies sind vom potenziell transformativen Charakter von intensiven Gefühlen überzeugt, um Dis/ableismus zu hinterfragen (Kolářová 2012; Parrey 2020). In Anlehnung an Sara Ahmeds (2007) „Queer Phenomenology“ können solche Transformationen als Desorientierung beschrieben werden im Sinne einer Abkehr von einem Verständnis von Behinderung als Quelle von Traurigkeit, Mitleid oder Inspiration. Desorientierung meint hier, sich auf Gefühle einzulassen, die durch die Erschütterung der für selbstverständlich gehaltenen ableistischen Logik ausgelöst werden, und diese Gefühle sogar zu begrüßen, um Veränderung zu ermöglichen (Parrey 2020).

[W]hen one is disoriented, one feels something. When disability is the object of these feelings there is, or can be, a productive tension that illuminates the distance between what we are feeling and whether we might, or should, feel differently (ebd.: 43f.).

Ryan Parrey (2020) beschreibt seine Erfahrung, dass Begegnungen in Disability-Studies-Seminaren auf diese Weise desorientierend wirken können, wenn sie affektiv aufgeladene Interaktionen über Dis/ableismus zulassen – selbst wenn Studierende sich zunächst verloren, bloßgestellt, beschämmt oder bedroht fühlen. In ähnlicher Weise kann öffentlicher Protest die Frage neu verhandeln, ob behinderte Menschen Unterstützung verdienen (siehe Kapitel 1.2.2). Katerina Kolářová (2012) beschreibt die intensive affektive Energie bei einer Kundgebung in Prag, bei der behinderte Aktivist:innen gegen die Sparmaßnahmen der Regierung protestieren (siehe Kapitel 2.3.1) und dabei immer wieder skandierten „Shame on them [the government; Y. W.]!“¹⁷⁷ (ebd.: 261). Sie fragt nach den transformativen Möglichkeiten von „Crip Shame¹⁷⁸“ (ebd.: 272) im Sinne der Neuaushandlung eines Wertekonsenses über Sozialleistungen.

177 Ähnlich formulieren die von Marie Sépulchre (2021: 153; meine Übersetzung) beforsteten behinderten Aktivist:innen die mangelnde Realisierung ihrer Rechte als schwedische Bürger:innen – etwa mangelnde Barrierefreiheit – als „beschämend für Schweden“ und als Widerspruch zu offiziellen schwedischen Bestrebungen, Menschen- und Bürgerrechte für alle zu fördern.

178 An dieser Stelle werden die Schwierigkeiten deutlich, Emotionskonzepte zu übersetzen. Das englische „shame“ lässt sich auf Deutsch sowohl mit „Scham“ als auch „Schande“ übersetzen – zwei voneinander unterscheidbare Emotionskonzepte. Zu

Im Ergebnis zeigt sich, dass affirmative Neubewertungen von Behinderung *tragischen* Vorstellungen von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4) und verpflichtender Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) entgegenwirken können. Damit können sie den Nutzen bieten, die gefühlsmäßige Belastung zu erleichtern, die mit internalisiertem Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.3) und Passing (siehe Kapitel 3.1.1) verbunden ist, und versprechen gleichzeitig Potenzial für einen soziokulturellen Wandel und kollektive Solidarität. Um die eigene gefühlsmäßige Reaktion auf Behinderung ins Affirmative zu wenden, ist es notwendig, zu lernen, *anders* über Behinderung zu fühlen, etwa durch die Rahmung des Nichtbehindertseins als immer bloß temporär.

Die folgenden Abschnitte untersuchen näher, auf welche Weise Disability Pride und Crippling ermöglichen, anders über Behinderung zu fühlen. Beide Fühlstrategien feiern Behinderung als eine positiv wahrgenommene Differenz (siehe Kapitel 3.2.1), wobei insbesondere Crippling dazu aufruft, Normen zu unterlaufen (siehe Kapitel 3.2.2).

3.2.1 *Feiern von Differenz*

Um zu lernen, anders über Behinderung zu fühlen, laden sowohl Disability Pride als auch Crippling dazu ein, Behinderung als Differenz zu feiern. Viele Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen schätzen insbesondere das Potenzial von Disability Arts, ein positives Bild von Behinderung zu vermitteln (Siebers 2009, 2017; Korff-Sausse 2010; Coogan 2013; Cachia 2015; Gould 2017; Tsakiri 2018) – sei es in der bildenden Kunst, der Poesie oder dem Humor.

Zeitgenössische bildende Kunst erkundet Alterität und stellt Behinderung als wertvoll dar, beispielsweise durch eine Abbildung von Prothesen als Mobilitäts- und Bewegungserweiterung, als Eröffnung von sensorischen Möglichkeiten oder als Ermöglichung von Spiel (Korff-Sausse 2010; Cachia 2015). Künstler:innen können Behinderung performativ bejahen, wenn sie sich auf die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen konzentrieren (Cachia 2015) oder Behinderung als eine „komplexe Verkörperung“ (Siebers 2017; meine Übersetzung) betrachten, die nicht essenziellisiert werden kann (Cachia 2015). Die Disability

der von Katerína Kolářová (2012) geschilderten Situation passt eine Übersetzung als „Schande!“ hier besser. Kolářová zieht aber Konzeptionen von Scham heran, um diese Situation weiter zu analysieren, und argumentiert u.a. mit Eve Sedgwick (2004), dass Scham auf die Übertretung von Regeln und eine unterbrochene zwischenmenschliche Bindung hindeutet, die es wiederherzustellen gilt.

Arts können das Publikum außerdem dazu einladen, eigene Vorstellungen von Schönheit zu überdenken (Siebers 2009). Das Feiern nackter behinderter Körpern (Tsakiri 2018) widersetzt sich impliziten Verboten, als unvollkommen oder hässlich wahrgenommene Körper zu zeigen (Korff-Sausse 2010). Die Disability Arts können somit dem postmodernen¹⁷⁹ Streben nach Perfektion stolz und affirmativ entgegentreten (siehe Kapitel 1.2.1), das Bill Hughes und Kevin Paterson (1997) als eine Form der Kulturpolitik verstehen, die Behindertenrechtsbewegungen und Disability Studies bedenken sollten. Zeitgenössische bildende Kunst verspricht Transgression, indem sie Reaktionen auf Behinderung infrage stellt (siehe Kapitel 1), und etwa kulturelle Ängste im Zusammenhang mit atypischen Verkörperungen (Cachia 2015) oder ableistischen Ekel bzw. Ressentimentpolitiken dekonstruiert (Tsakiri 2018; siehe Kapitel 1.1.3, 1.2.2). Einer solchen Dekonstruktion zuträglich ist, dass die jeweiligen Betrachter:innen in der bildenden Kunst stets mitgedacht werden, unter der Prämisse, dass beispielsweise aversive Reaktionen auf Behinderung in Bezug auf eben jene Betrachter:innen aufschlussreich sind (Korff-Sausse 2010). „[D]isability humour“ (Coogan 2013: 1) kann in ähnlicher Weise Bedeutungen destabilisieren und mehrdeutig werden lassen, etwa wenn alltägliche Konflikte in einer dis/ableistischen Kultur, etwa mittels einer Parodie gängiger Mediendarstellungen, kontextualisiert werden¹⁸⁰. Disability Humour versteht sich selbst als ein Scherzen mit (statt über)

179 Die Postmoderne (als eine mit der Moderne koexistierende Tendenz) lässt sich mit Zygmunt Bauman (1997) als bewusst und akzeptierend gegenüber Ambivalenz und Kontingenz charakterisieren. Postmoderne Tendenzen ermöglichen Deinstitutionalisierung, eine zunehmende Sichtbarkeit behinderter Menschen in der Öffentlichkeit und Vielfalt zelebrierende Gegenkulturen wie Disability Pride. Auch wenn eine postmoderne Neubewertung behinderter Subjekte möglich ist, hält Bill Hughes (2002) Kontingenz allerdings nicht für eine starke Triebkraft eines kulturellen Wandels.

180 Die Frage, ob Disability Humour transformatives Potenzial hat, ist schwer zu entscheiden (Gottwald 2009; Coogan 2013). Satire hat sowohl eine explizite als auch eine implizite Bedeutung, die u.a. je nach Stimmungslage der Zuschauer:innen ggf. gar nicht entziffert wird (Coogan 2013). Jedenfalls bleibt die komische Darstellung von Behinderung untertheoretisiert (Mallett 2010), wenn alle *negativen* Darstellungen von Behinderung im Humor als diskriminierende Haltungen verstärkend aufgefasst werden oder wenn die Zulässigkeit über Behinderung zu scherzen von der Positionierung der Scherzenden abhängig gemacht wird. Nichtbehinderte Menschen sind dann in einer Zwickmühle gefangen, da ihnen vorgeworfen wird, Dis/ableismus zu verfestigen, egal ob sie Witze über Behinderung machen *oder* keine Witze über Behinderung machen (Coogan 2013).

Behinderung, das Behinderung begehrenswert und solidarische Gemeinschaft fassbar macht (Coogan 2013).

Die gelebte Erfahrung von Familien mit behinderten Familienmitgliedern bietet ein weiteres umfangreiches Archiv für stolze Affirmationen nicht-normativer Körper (Goodley/Runswick-Cole 2013). Auf Grundlage ihrer Erfahrungen revidieren nichtbehinderte Eltern behinderter Kinder häufig ihr Verständnis von Behinderung, und zwar in Richtung einer Akzeptanz von Differenz und Anerkennung ihrer Kinder als eigenständige, zum Familienleben beitragende Persönlichkeiten (McLaughlin/Goodley 2008b). Rosemarie Garland-Thomson (2007) stellt weiter die jährliche Konferenz der Society of Disability Studies als ein Feiern von Differenz dar, insbesondere die Tanzveranstaltung im Abendprogramm. „We proudly parade our differences with abandon“ (ebd.: 121). Die Teilnehmer:innen erfinden in diesem Kontext neue, an die jeweiligen körperlichen Fähigkeiten angepasste Tanzstile – wie den „Zungentanz“ (ebd; meine Übersetzung) – und erkunden gemeinsam das Vergnügen an der Bewegung.

On the dance floor, John leads and the rest of us follow, discovering the exquisite oral pleasure of watching his alternately phallic and labial movements and simultaneously feeling our own awkward tongues explore new shapes and spaces. Our tongues wear out, but like the old time marathon dancers, John keeps up the stunts (ebd.).

Selbst eindeutig negativ erscheinenden Aspekten der Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen können positive Aspekte abgewonnen werden, beispielsweise Schmerzerfahrungen oder einer verkürzten Lebenserwartung. Junge Menschen mit lebensbedrohlichen oder ihre Lebenserwartung verkürzenden Beeinträchtigungen schätzen etwa ihre soziale Position dafür, dass sie von dieser Position aus politischen Einfluss nehmen können, etwa über soziale Medien (Liddiard et al. 2019). Schmerzen können als konstitutiv für Lebendigkeit bejaht werden oder dafür gewürdigt werden, Möglichkeiten zur Empathie (Mintz 2011), einen Aufmerksamkeitsfokus oder einen Moment des Innehaltens zu schaffen (Scheuer 2011). Mit chronischen Schmerzen lebende Menschen können weiter Freude an der Inaktivität finden und das bei chronischer Erschöpfung häufig notwendige, präventive Ausruhen als Ausrede nutzen, um unerwünschten Aktivitäten zu entgehen (Sheppard 2020a). Declan Gould (2017) hält Disability Poetry für gut geeignet, um Schmerzerfahrungen auf diese Weise affirmativ zu erkunden, wenn sie etwa als produktive Restriktion für poetische Innovationen in Bezug auf Form und Inhalt gerahmt werden, da Schmerzen schwer auszudrücken seien. Darüber hinaus könne das Schreiben unter Schmerzen physisch und gefühlsmäßig herausfordernd sein, was eine interdependente

Zusammenarbeit (siehe Kapitel 3.2.3) in einer neuen Beziehung zu zeitlichen Normvorstellungen (siehe Kapitel 3.2.2) erforderlich machen könne. In ähnlicher Weise fokussiert Rosemarie Garland-Thomson (2009) eher generative statt unterdrückende¹⁸¹ Aspekte des Angestarrt-Werdens, das sie als Geste intensiver Neugier rahmt, die wiederum eine Reaktion hervorrufe und somit eine folgenreiche, wenn nicht sogar intime und verpflichtende Beziehung herstelle. Um derartige Begegnungen zu steuern, entwickeln Menschen mit außergewöhnlichen Verkörperungen, die häufig angestarrt werden, „kreative zwischenmenschliche Kompetenzen“ (ebd.: 86; meine Übersetzung). „Nevertheless, whether they are a challenge or a burden, stares do not necessarily make one a victim; rather, they can make one a master of social interaction“ (ebd.: 84). Auf ähnliche Weise wertet Rebecca Maskos (2011) die Auseinandersetzung mit dem teilweise übergriffigen Verhalten nichtbehinderter Menschen (siehe Kapitel 2.1.1.2) als Gelegenheit, Freude an der Provokation zu entwickeln.

Es zeigt sich, dass Differenz zelebriert wird, indem selbst scheinbar negative Aspekte von Behinderungserfahrungen als Möglichkeitsräume neubewertet werden. Die verschiedenen schöpferischen Disziplinen der Disability Arts bergen ein spezifisches Potenzial für solche Neuverhandlungen.

3.2.2 *Unterlaufen von Normen*

Sowohl Disability Pride als auch Criping streben eine Transgression (McRuer 2006; Clare 2015) verpflichtender Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) an. Criping soll darüber hinaus auch Normen jenseits von Verkörperung untergraben und emanzipatorisches Wissen schaffen.

Dabei stützen sich diese Bestrebungen auf eine bereits im Pride-Diskurs aufgetauchte Idee, nämlich die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen zur Formulierung emanzipatorischer Werte und Normen zu nutzen (Longmore 1995). „Beyond proclamations of pride, deaf and disabled people have been uncovering or formulating sets of alternative values derived from within the deaf and disabled experiences“ (ebd.: o.S.). Interdependenz, zwischenmenschliche Verbindung und Gemeinschaft sind Beispiele für solche alternativen Werte, die – für behinderte

181 Anstatt des Starrens an sich bewertet Rosemarie Garland-Thomson (2009) dabei das Spannungsverhältnis zwischen der beschriebenen intensiven Neugier und dem sozialen Verbot sowie der allgemein strengen sozialen Reglementierung (siehe Kapitel 1.1.3) als emotionsauslösend zwischen Angst und Scham.

wie nichtbehinderte Menschen – unerreichbare Ideale ersetzen sollen (Longmore 1995; Goodley 2014). “That analysis needs to be made not just because majority values are impossible for people with disabilities to match up to, but more important, because they have proved destructive for everyone, disabled and nondisabled alike” (Longmore 1995: o.S.). Die unerreichbaren Ideale, die eine dis/ableistische Vorstellungswelt anstrebt – etwa Unverletzlichkeit, Unabhängigkeit und Selbstkontrolle (siehe Kapitel 1.1), verpflichtende Nichtbehinderung oder körperliche Perfektion und Glück (siehe Kapitel 1.2), *Normalität* und eine eindeutige Grenzziehung zwischen binären Identitätskategorien wie Mensch/Tier (siehe Kapitel 1.3) – werden in den Disability Studies als nicht nur für viele behinderte Menschen, sondern auch als für viele nichtbehinderte Menschen schädlich aufgefasst (Goodley 2014). Nichtbehinderte Menschen können in dieser Lesart aber von den Disability Arts, Disability Culture und Disability History lernen (Goodley 2021), um ihre Verhaftung in ableistischen Idealen zu überwinden (Goodley 2014). Mehrere Disability-Studies-Autor:innen vertreten dabei die Ansicht, dass eine derartige Einstufung behinderter Menschen als *Avantgarde* nicht zwangsläufig zu ihrer Fetischisierung, etwa in Form von sogenanntem Inspirationsporno (siehe Kapitel 1.3.4) führen muss, der Behinderung für die guten Gefühle nichtbehinderter Menschen instrumentalisiert (Kuppers 2008; Cain 2010; Goodley 2021).

Durch Crippling unterlaufene Normen

Welche Normen versucht Crippling zu unterlaufen? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, kritisieren verschiedene Autor:innen das Streben nach Unabhängigkeit, Leistung oder normativer Zeit und betonen stattdessen Verletzlichkeit. Außerdem stellen sie infrage, was es bedeutet, schön zu sein.

Die verkürzte Lebenserwartung junger Menschen mit lebensbegrenzenden oder -bedrohenden Beeinträchtigungen stellt ableistische Ideale der Unabhängigkeit, Autonomie und Selbstständigkeit in Frage (Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Auf ähnliche Weise fordert Bettlägerigkeit die ableistische Norm einer unbedingt aufrechten Position heraus, die eine liegende Position mit mangelnder Aufmerksamkeit gleichsetzt (Winter 2023). Noa Winter (2023) analysiert hierzu künstlerische Performances, die der Lebenserfahrung chronisch kranker Menschen in Produktion und Inszenierung Raum zu geben versuchen, um Ableismus in der Kunst aufzubrechen. Eine Installation wurde speziell für ein liegendes Publikum geschaffen, was nicht nur die Theatretikette untergräbt, sondern auch das gesellschaftliche Verbot, sich in der Öffentlichkeit hinzulegen.

Ultimately, the lived experience of misfitting in public space leads to an artistic process of cripping the ableist expectation of how audience members should be positioned to experience an artwork by inviting a lying-down audience and working toward a mode of horizontal perception (ebd.: 248).

Das Streben nach individueller Leistung kann unterlaufen werden, wenn die Nichterfüllung bestimmter Leistungsstandards durch behinderte Beschäftigte zum Anlass genommen wird, eben diese Leistungsstandards zu hinterfragen. Im Dienstleistungssektor etwa fällt es einigen behinderten Beschäftigten schwer, Gefühlsnormen einzuhalten, die Emotionsarbeit einfordern, wie etwa Kund:innen unermüdlich anzulächeln (siehe Kapitel 2.2.1). Es lässt sich nun fragen, ob unermüdliches Lächeln ein wesentliches Merkmal der ausgeführten Aufgabe ist oder ob als entfremdend und erschöpfend empfundene Gefühlsnormen durch bedürfnis- und erfahrungsorientiertere Gefühlsnormen ersetzt werden können (Wilton 2008). In der qualitativen Forschung kann die methodologische Gefühlsnorm, dass Interviewer:innen emotional distanziert bleiben und eigene Krisenzustände verbergen sollten (siehe Kapitel 2.1.2.1), in ähnlicher Weise infrage gestellt werden (Price/Kerschbaum 2016). „Why does so much qualitative-methodology literature give the impression of emotional calm on the part of the researcher?” (ebd.: 33). Ganz im Gegenteil lässt sich die gefühlsmäßige Beteiligung der Interviewer:innen als Beitrag zu einem vertieften Verständnis auffassen, beispielsweise der Bedeutsamkeit von Barrierefreiheit. Eigene Erfahrungen können Forscher:innen dazu motivieren, Interviewumgebungen so angenehm und zugänglich wie möglich zu gestalten, um zu vermeiden, dass sich bei ihren Interviewpartner:innen Gefühlszustände einstellen, die sie aus eigener Erfahrung in der Konfrontation mit Barrieren kennen. Stephanie Kerschbaum berichtet, wie die Verwendung der Gebärdensprache als ihr bevorzugtes Kommunikationsmittel ihr nicht nur die Durchführung und Analyse von Interviews erleichterte, sondern auch eine intensive Gefühlsreaktion in Form einer freudigen Erregung auslöste, das Datenmaterial analysieren zu können, ohne unter Strom zu stehen (ebd.).

Margaret Price und Stephanie Kerschbaum (2016) erörtern in diesem Zusammenhang, was qualitative Methodologien gewinnen können, wenn Behinderung von Beginn des Forschungsprozesses an als integraler statt als störender Faktor mitgedacht wird. In ähnlicher Weise definieren Merri Lisa Johnson und Robert McRuer (2014a; meine Übersetzung) „Cripistemologien“ als gecripte Epistemologien im Sinne einer akademischen Wissensproduktion, die durch das Hinterfragen ihrer Wettbewerbsorientierung gecript wird. Cripistemologien priorisieren Selbst- und gegenseitige Fürsorge gegenüber akademischen Leistungsstandards, die ohne Rücksicht auf gefühlsmäßiges

Wohlbefinden und psychische Gesundheit¹⁸² nach aufsehenerregenden Forschungsergebnissen verlangen – “a long-standing cripistemological yearning to attend patiently, carefully, and collectively to varied sensations” (ebd.: 138). Bei einer Karriere in der Musik können auf ähnliche Weise aufsehenerregende, virtuose Leistungen gecriptt werden. Celia Cain (2010) beschreibt, wie chronische Schmerzen ihr Selbstkonzept als Berufsmusikerin veränderten und intellektualisierten, indem sie dessen Reduktion auf Virtuosität (siehe Kapitel 3.1.3) hinterfragte¹⁸³. “My pain is a part of me: inseparable, inviolable, sublime. If I was ‘cured’ tomorrow and my pain disappeared, I would still be formed by it, just as I am formed by the music I can no longer play” (ebd.: 749).

Die Strategie des Crippings erlaubt es weiter, auf stolze Weise verletzlich zu sein (Kuppers 2008; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018; Gunaratnam 2021). Petra Kuppers (2008) denkt darüber nach, wie Wunden, Narben, Verletzungen und Schmerzen zwischenmenschliche Verbundenheit (siehe Kapitel 3.2.3) oder sogar eine politische Allianz fördern können. “[E]ven though these scars do not become shallow places of celebration, they are not signs of negativity and loss or reminders of victimhood” (ebd.: 148). Wenn Emotionsarbeit evozierende ableistische Leistungsstandards, etwa bei wissenschaftlichen Vorträgen, gecriptt werden, lässt sich danach fragen, wie statt der Erwartung einer implizit nichtbehinderten Performance (siehe Kapitel 2.2.1) eine Praxis des *verletzlichen* Vortragens jenseits von Selbstbeherrschung aussehen, klingen und sich anfühlen könnte (Gunaratnam 2021). Die Infragestellung des ableistischen Strebens nach Unverletzlichkeit impliziert zudem, den Tod als integralen Bestandteil des Lebens anzuerkennen. Um die Verknüpfung von Vorstellungen von einem guten Leben mit Vorstellungen von Langlebigkeit (siehe Kapitel 1.1.1) zu cappen, gilt es, kurze Leben wertzuschätzen und dazu den Wünschen und Hoffnungen junger behinderter Menschen für die Zukunft Gehör zu schenken (Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018).

Zudem haben die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen das Potenzial, ableistische Bestrebungen nach Schönheit infrage zu stellen

182 Darüber hinaus hinterfragen Cripistemologien Epistemologien von Behinderung und somit, was über Behinderung als Wissensojekt überhaupt gewusst und verstanden werden kann (Johnson/McRuer 2014a). So erweist sich dieser Begriff beispielsweise als fruchtbar für eine Theoretisierung chronischer Schmerzen, die sich auf die gelebten Erfahrungen und die Sinngebung von mit Schmerzen lebenden Menschen stützt (Sheppard 2019; Patsavas 2023).

183 Wenn Schmerzen bei einer Aufführung hörbar und damit vermittelbar gemacht werden, ermöglicht dies intime Ausdrucksformen und Verbundenheit (siehe Kapitel 3.2.3) auf Grundlage einer mit dem Publikum geteilten Sehnsucht nach musikalischen Erlebnissen (Cain 2010).

oder vermeintlich eindeutige Grenzziehungen der Identitätskategorie Mensch. Kirsty Liddiard und Jen Slater (2018) bemerken die begrenzte Theoretisierung von Hässlichkeit in den Einreichungen für ihre Schwerpunkttausgabe „The Crip, The Fat and the Ugly in an Age of Austerity: Resistance, Reclamation and Affirmation“. Schönheit oder körperliche Perfektion (siehe Kapitel 1.2.1) scheinen Ideale in der dis/ableistischen Vorstellungswelt zu sein, die zu crippe noch aussteht¹⁸⁴.

We wondered why this was: in an age of body modification and global normative aesthetics, perhaps there is not yet space to reclaim/discuss ugly? [...] Perhaps ugly is as, if not more, uncomfortable than freak: only denoting responses of shame, disgust, and an affective reading of the body (ebd.: 6).

Crip Time als Unterlaufen normativer Zeitrahmen

Mehrere Autor:innen beschreiben das subversive Potenzial von Criping in zeitlicher Hinsicht – als „crip time“ (Kafer 2013: 25), die durch neue gefühlsmäßige Orientierungen gegenüber normativen Zeitrahmen buchstäblich die Zeit crippt (Kafer 2013, 2021; Samuels 2017; Sheppard 2020b; Bê/Sheppard 2023). “[T]heories of crip time also highlight how people are refusing and resisting those very expectations, thereby creating new affective relations and orientations to time, temporality, and pasts/presents/futures“ (Kafer 2021: 428). Crip Time kann behinderte Menschen – und nichtbehinderte Menschen, die sich von ihr inspirieren lassen – von normativen Zeitrahmen wie Vollzeitarbeit befreien. Neue Rhythmen entstehen, wenn Beeinträchtigungen es unerlässlich machen, die eigenen Bedürfnisse, etwa nach Pausen, ernst zu nehmen. Über ihre Notwendigkeit hinaus werden diese neuen Rhythmen in den Disability Studies als Beitrag dazu diskutiert, sich im eigenen Körper wohler zu fühlen (Samuels 2017) und eine genussvolle Auseinandersetzung mit dem eigenen Leib (Sheppard 2020b) oder das bewusste Leben in der Gegenwart (Liddiard et al. 2019; Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a) zu fördern. Als Herausgeberinnen einer Schwerpunkttausgabe über Darstellungen chronischer Krankheit in den Disability Studies haben Anna Bê und Emma Sheppard (2023) versucht, Crip Time im Veröffentlichungsprozess anzuerkennen, indem sie krankheitsbedingte Auszeiten von vorneherein einplanten.

184 Im Kontext von Fat Pride werden Schönheitsvorstellungen bereits auf diese Weise hinterfragt, und zwar über eine Rahmung von Appetit als freudigem Exzess oder als Ausleben gezügelten Begehrens und von sinnlichem Genuss als Akt der Selbstfürsorge (Hladki 2015).

We sought ways to make our practice as academics inclusive, while acknowledging that we are ourselves restricted by the structures imposed on us by academic institutions; a part of that was making time to *be ill*, to acknowledge that those times would not necessarily be predictable (ebd.: 137; deren Hervorhebung).

Noa Winters (2023) Analyse künstlerischer Performances, die gelebten Erfahrungen chronischer Krankheit in Produktion und Inszenierung Rechnung tragen, umfasst auch eine Performance, die während der Aufführung Zeit für Crip Time einräumt. Den Darsteller:innen wird hier die Möglichkeit gegeben, Pausen zu machen, indem die Performance zwischen verschiedenen Darsteller:innen aufgeteilt wird. Und Kirsty Liddiard und Lucy Watts (2022) berichten über ihre Erfahrungen mit Crip Time in einem partizipativen Forschungsprojekt. Um normative Zeitpläne zu überdenken, stellten sie sich den Herausforderungen, die Pflege- und andere Bedürfnisse an konventionelle Zeitpläne der qualitativen Forschung herantragen. In diesem Projekt konnte eine bewusste Gestaltung von Crip Time Zugangsbarrieren für behinderte junge Menschen verringern.

I feel working in this way has enabled me to contribute more to the project as I've been able to do it when I feel well enough rather than forcing myself to do something when my mind and body are screaming no. This has kept my love and enthusiasm for the project high (ebd.: 40).

Crip Time bezieht sich nicht nur auf normative Zeitvorstellungen über die Gegenwart, sondern auch auf normative Zukunftsvisionen, die gegenwärtige soziale Strukturen prägen (Ahmed 2007). Da Criping sich reproduktiven Zukunftsvorstellungen über idealisierte, heterosexuelle, nichtbehinderte Kinder widersetzt (siehe Kapitel 2.3.4) wie auch einem Streben nach Langlebigkeit um jeden Preis (siehe Kapitel 1.1.1), versteht Robert McRuer (2017) Criping als antifuturistisch und in Anlehnung an Jack Halberstams (2005) Konzept der „queer time“¹⁸⁵ als wertschätzend gegenüber nicht-produktiver, verschwenderischer Zeit (McRuer 2017). „I can see clearly how futurity has been the cause of much violence against disabled people, such that ‘fuck the future’ can

185 In einer Kritik von Jack Halberstams (2011) Konzept der „queer failure“ (siehe auch Kapitel 3.3.1), beschreibt Merri Lisa Johnson (2015) ihre Ambivalenz gegenüber den Queer Studies, die zwar eine bedeutsame Inspirationsquelle für behinderte Theoretiker:innen darstellen, selbst aber gelegentlich materielle Aspekte von Behinderung (siehe Kapitel 2.3) vernachlässigen, etwa wenn sie psychische Krankheit als Metapher für Protest trivialisieren. „Reacting to a school of thought that is highly meaningful to crip theorists but also occasionally neglectful of material disabilities, the ambivalence is made up of angry, defensive, hard feelings (*hate you*) and vulnerable, desiring, soft, attached feelings (*don't leave me*)“ (Johnson 2015: 261; ihre Hervorhebung).

seem the only viable crip response” (Kafer 2013: 31). Dies lässt sich aus der gelebten Erfahrung junger behinderter Menschen mit verkürzter Lebenserwartung bestätigen. Sie berichten, dass eine verkürzte Lebenserwartung sie von dem Druck befreie, bestimmte Lebensziele innerhalb normativer Zeitrahmen zu erreichen¹⁸⁶, und stattdessen nahelegen, Lebensziele nach subjektiver Bedeutsamkeit auszuwählen oder selbst gesetzte Meilensteine zu feiern – etwa in Anerkennung der Anstrengung, die notwendig ist, um am Leben zu bleiben und für sich selbst zu sorgen (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a).

Posthumanismus und Crip Killjoys

Einige Autor:innen der Disability Studies stützen sich auf Rosi Braidotti (2013) Konzept des Posthumanismus, um das Potenzial von Behinderung, schädliche Normen zu unterlaufen, weiter zu theoretisieren (Goodley/Lawthom/Runswick Cole 2014a; Goodley et al. 2018; Liddiard et al. 2019; Goodley 2021; Evans/Whitney-Mitchell/Spurr 2022). Hier zielt die Subversion auf eine vermeintlich eindeutige Grenzziehung durch binäre Identitätskategorien wie Mensch/Tier (siehe Kapitel 1.3.2) und die ontologischen Ausgrenzungen, die durch die Kategorie Mensch gesetzt werden. Im Kontext einer dis/ableistischen Kultur haben behinderte Wissenschaftler:innen jedoch ihre Besorgnis über neue Ontologien zum Ausdruck gebracht, die auf eine Überwindung eindeutiger Grenzziehungen der Kategorie Mensch abzielen (Campbell 2009; Maskos 2020). “Trans/Post-human literature takes an almost naïve approach to matters of social ordering and the further engendering of asymmetrical relations between humans, animals and machines” (Campbell 2009: 69). Schließlich bleibt die Einforderung einer menschlichen¹⁸⁷ Identität insbesondere für diejenigen sozialen Gruppen nachvollziehbar erstrebenswert, denen diese zuvor abgesprochen wurde (Goodley et al. 2018), selbst wenn sie gleichzeitig Differenz feiern und das Subversionspotenzial von Behinderung würdigen (Goodley/Runswick-Cole/Liddiard 2015).

186 Eine Würdigung potenziell subversiver Aspekte kurzer Leben soll die gefühlsmäßige Belastung, die ein Leben mit verkürzter Lebenserwartung mit sich bringt (siehe Kapitel 3.3.1), nicht überdecken – eine Belastung, die nicht zuletzt daraus erwächst, dass langfristige Zukunftspläne verunmöglich werden (Marx 2023a).

187 Ein Reclaiming (siehe Kapitel 1.1) von Gefühlen wie Verlust oder Leid, die oft instrumentalisiert werden, um behinderte Menschen zu verändern, zu medikalisieren oder zu entmenschlichen (siehe Kapitel 1.3.3; 1.3.4; 2.2.2), kann in diesem Kontext auch als Einfordern einer geteilten *menschlichen* Emotionalität gelesen werden (Watermeyer 2009; Shakespeare 2013).

Zuletzt haben einige Autor:innen Sara Ahmeds (2010) Figur der „Spaßverderber:in“ (ebd.: 65; meine Übersetzung; siehe Kapitel 1.2) auf die Disability Studies übertragen (Johnson/McRuer 2014a; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018; Tsakiri 2018; Schmechel 2022). Ich plädiere hier dafür, eine Übernahme der Rolle als „crip killjoy“ (Johnson/McRuer 2014a: 136) als spezifische Form des Cippings zu lesen. Während Crippling darauf abzielt, das Streben nach ableistischen Idealen aufzugeben, betrifft diese Bestrebung bei der Rolle der Spaßverderber:in selbst ein Gefühl, nämlich das Streben nach Glück. Glück wird oft mobilisiert, um Unglück in der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft *auszuhalten*. „Crip killjoys also refuse to fake satisfaction and happiness to justify the current neoliberal social norms that are actually oppressive for disabled people“ (Tsakiri 2018: 56). Die affektive Politik des Spaßverderbens kann dabei durchaus als beglückend empfunden werden (Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Merri Lisa Johnson berichtet etwa, dass sie ihre Bereitschaft zu Reisetätigkeiten aufgrund familiärer wie beruflicher Verpflichtungen – und dabei auf Kosten ihres Wohlbefindens – zunehmend einschränkte. Diese Verweigerungshaltung, die sie selbst als Übernahme der Rolle eines Crip Killjoys rahmt, eröffnete ihr neue Möglichkeiten der Selbstfürsorge (Johnson/McRuer 2014a).

I am not *unable* to travel; I am frequently *unwilling*. The inter-implications of capacity and debility have led me to this place of crip willfulness, which sounds like a mean place of stubborn resistance, but feels like a calm relinquishing of fantasies that I can force things (situations, bodies, emotions, sensations) to be other than they are. It is a refusal to insist – a refusal to act in accordance with the system of compulsory able-bodiedness – that requires individuals to mask, suppress, and disregard discomfort in the process of determining what is possible, of what we are capable (ebd.: 136; deren Hervorhebung).

Crippling geht also über Disability Pride insofern hinaus, als es nicht nur verpflichtende Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) hinterfragt, sondern auch weitere Normen und Bestrebungen in der dis/ableistischen Vorstellungswelt wie Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit, Leistung, normative Zeit, Schönheit oder Glück (siehe Kapitel 1) infrage stellt, um Behinderung positiv neu zu bewerten. Diese Erweiterung kann Reformen der Wissensproduktion anstoßen, da sie akademische Rahmenbedingungen und methodologische Regeln ebenfalls hinterfragt. Darüber hinaus deutet Crippling insbesondere Verbundenheit affirmativ um, was im Folgenden weiter ausgeführt wird.

3.2.3 *Affirmative Rahmungen von Verbundenheit und Begehrten*

Zwei einflussreiche, affirmative Narrative, die *tragische* Narrative von Behinderung konterkarieren, verbinden Behinderung mit Sexualität und Gemeinschaft (siehe z.B. Garland-Thomson 2007). Viele Autor:innen der Disability Studies berufen sich bei derartigen affirmativen Vorstellungen von Begehrten und Verbundenheit auf Gilles Deleuze und Félix Guattari (1983, 1987).

Affirmative Rahmungen der Sexualität behinderter Menschen

Eine Affirmation der Sexualität behinderter Menschen geht über verpflichtende Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) im Bereich der Sexualität hinaus. So wird nicht-normative Verkörperung als Anlass diskutiert, Sexualität an sich zu verändern, und zwar wenn Verletzlichkeit und Kreativität ein größerer Raum eingeräumt wird.

Ein affirmatives Verständnis der Sexualität behinderter Menschen schlägt sich zunächst einmal darin nieder, behinderte Körper jenseits jeglicher Fetischisierung (siehe Kapitel 1.3) als attraktiv und begehrenswert gelten zu lassen (siehe Kapitel 2.2.4; Kafer 2012). Objekte des Begehrens sind soziokulturell geprägt, beispielsweise durch die eigene soziale Position (Goodley 2021). Begehrten zu cappen hinterfragt somit, wer überhaupt als Objekt (oder Subjekt) des Begehrens in Betracht gezogen wird. „By inverting the dominant gaze of disability as negative ontology maybe, we will witness in the future (for better or worse) disability envy, sites where disabled bodies are lovable, hot, inspiring, ‘chic’ and sexy“ (Campbell 2009: 195). Lust an einem nicht-normativen Körper einzufordern und zu demonstrieren (Lelwica 2020), wird in den Disability Studies das Potenzial zugeschrieben, Schuld und Schamgefühle überwinden zu lassen, die in einem medikalisierten Verständnis auf die Sexualität behinderter Menschen projiziert werden (Shildrick 2007a), und Widerstand gegen Gewalt und Ausgrenzung aufgrund von Angst und Ekel zu ermöglichen (Mollow/McRuer 2012). „Disability [...] has the potential to transform sex, creating confusions about what and who is sexy and sexualizable, what counts as sex, what desire ‘is’“ (ebd.: 32).

Dabei strebt Criping nicht nur danach, behinderte Körper als begehrenswert aufzuwerten, sondern auch nicht-normative Sexualpraktiken. Kirsty Liddiard (2018) beschreibt heteronormative Sexualität als durch ableistische Leistungsstandards geprägt, die zu erfüllen sich viele behinderte *und* nichtbehinderte Menschen nicht in der Lage fühlen –

beispielsweise normative Vorstellungen über die vermeintlich *richtige* Dauer sexueller Aktivität. Sexuelle Bildung neige dazu, solch ausgrenzende Erwartungen zu reproduzieren, was Gefühle der Unzulänglichkeit, Unsicherheit, Frustration und Verlegenheit auslösen könne.

Begehrten lässt sich im Anschluss an Gilles Deleuze und Félix Guattari (1983, 1987) nun als produktiver Energiefluss verstehen – ein Verständnis, dass weniger *toxische* Normen rund um Interkorporalität und Sexualität etabliert (Shildrick 2007b). Crippling strebt also alternative Auffassungen von Sexualität an, die unkonventionellen Genuss, innovative Praktiken, Erkundung und gegenseitige Aushandlung wertschätzen (Wendell 1996; Garland-Thomson 2007; Shildrick 2007b; Liddiard 2018; Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022b) – “an innovative, non-phallic, alternative sexuality that is a source of pride rather than shame” (Garland-Thomson 2007: 116). Laut Alison Kafer (2012) setzt eine solche (sexuelle) Utopie voraus, dass sich Sexualpartner:innen ganz aufeinander einlassen, sinnliche Zuwendung bewusst genießen und sich füreinander verletzlich machen.

Mehrere Autor:innen der Disability Studies beschäftigen sich mit BDSM als einer Form nicht-normativer Sexualpraktiken (McRuer 2006; Shildrick 2007b; Kolářová 2010; Sheppard 2018, 2019). Die Abkürzung BDSM steht für Praktiken, bei denen u.a. absichtlich zugefügte Schmerzen eine Rolle spielen – “bondage and discipline, domination and submission, sadism and masochism” (Sheppard 2018: 54). Derartige Praktiken nutzte das Künstlerpaar Bob Flanagan und Sheree Rose (bis zu Flanagan’s Tod 1996), um Behinderung und Schmerz neu zu richten, nämlich als begehrenswert (McRuer 2006; Shildrick 2007b; Kolářová 2010). Indem sie Schmerzen zu einer Quelle interkorporeller Lust umdefinierten (Shildrick 2007b), überwanden sie medizinisch geprägte Auffassungen von Schmerz, Behinderung und Sexualität und stellten dabei heraus, sich weder nach einer Heilung von Krankheit noch von *exzessiven* sexuellen Aktivitäten zu sehnen (McRuer 2006; Shildrick 2007b; Kolářová 2010). “[S]urviving well can paradoxically mean surviving sick” (McRuer 2006: 183). Ihre gecrippte Lesart von Schmerz setze einem medizinischen Blick (siehe Kapitel 1.3.1) den spielerischen Blick des BDSM entgegen (Shildrick 2007b) und hinterfrage dabei sowohl Zuschreibungen von Asexualität (siehe Kapitel 1.3.1, 0) als auch *toxische* Zukunftsvorstellungen (siehe Kapitel 3.2.2; McRuer 2006). “Flanagan inhabits and essentially explodes both the poster child and the dead-already mythologies, in some ways literally fucking the compulsory future that both portend” (ebd.: 188). Somit nutzten Bob Flanagan und Sheree Rose Sexualität, um Schmerz als begehrenswert zu cappen.

Umgekehrt erkundet Emma Sheppard (2018, 2019) in ihrer Studie ein Cripping von Sexualität, das *durch* chronische Schmerzen ermöglicht wird. Für ihre Interviewpartner:innen, die mit chronischen Schmerzen leben und BDSM-Praktiken – auch als „kink“ (Sheppard 2018: 65) bezeichnet – ausüben, eröffnet eine Positionierung außerhalb von Normalitätserwartungen Raum für die Auseinandersetzung mit nicht-normativen Sexualpraktiken. Ihre Studienteilnehmer:innen nutzen den einvernehmlichen Schmerz im BDSM als Möglichkeit für eine positive Auseinandersetzung mit ihrem sonst als unzuverlässig empfundenen Leib. “[K]ink pain helps them welcome their chronic pain rather than fight to keep it out” (ebd.). Schmerz *willkommen* zu heißen soll hier nicht suggerieren, dass chronische Schmerzen als inhärent positiv zu verstehen sind, sondern beschreibt ein bewusstes Spüren von Schmerz, anstatt diesen von sich zu weisen (ebd.)¹⁸⁸.

Affirmative Rahmungen der Verbundenheit mit Menschen, Tieren und Technologie

Affirmative Vorstellung des Begehrrens konzentrieren sich in den Disability Studies häufig auf die Sexualität behinderter Menschen, sind jedoch nicht darauf beschränkt. Einige Autor:innen übernehmen eine durch Gilles Deleuze und Félix Guattari (1983, 1987) geprägte Lesart des Begehrrens auch, um die Verbundenheit zu würdigen, die Behinderung ihrer Einschätzung nach ermögliche (Shildrick 2017; Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018; Liddiard et al. 2019). In Anlehnung an das Konzept der Assemblage (Deleuze/Guattari 1987) werden behinderte Körper dann so gelesen, dass sie zu innovativen Verbindungen mit anderen Menschen, Technologien oder Tieren einladen (Shildrick 2017). Behinderung schafft darüber einen Anlass, sich mit Rosi Braidotti (2013) Schlüsselthemen auseinanderzusetzen, nämlich Verbindungen zu Technologien, Tieren und Einstellungen zum Tod neu zu durchdenken (Goodley/Lawthom/Runswick Cole 2014a) – “(i) Life beyond the self: Rethinking enhancement; (ii) Life beyond the species: Rethinking animal; (iii) Life beyond death: Rethinking death” (ebd.: 342). In diesem Sinne plädiert Margrit Shildrick (2017) dafür, behinderte Menschen als versierte Expert:innen für Verbundenheit anzuerkennen.

188 Diese Rahmung erinnert an Beschreibungen von Susan Wendell (1996), ihre chronischen Schmerzen durch ein bewusstes Spüren zu lindern, die ich in dieser Arbeit als Repräsentation nuancierter Subjektivität im Kontext eines Reclaimings (siehe Kapitel 3.3.1) diskutiere.

At just this point, then, the potential to reclaim disability from its conventional association with lack and to reposition it at the forefront of the circulation of desire is strong. Given a stress on the multiple possibilities of interconnection, anomalous bodies escape their status as a site of repression and disavowal, and instead hold out the promise of productive new becomings (ebd.: 145).

Dan Goodley, Kirsty Liddiard und Katherine Runswick-Cole (2018) schlussfolgern, dass behinderte Menschen in diesem Sinne posthumane Subjektivität in Assemblagen mit anderen Menschen, Tieren und Technologien verkörpern. Behinderung ermögliche etwa Beziehungen zu Assistenzhunden, die weithin geschätzt werden, in Interaktionen als Eisbrecher fungieren und Gespräche von *tragischen* Narrativen (siehe Kapitel 1.3.4) ablenken, etwa von lebensbedrohlichen oder die Lebenserwartung verkürzenden Erkrankungen. Diese Beliebtheit irritiere die unhinterfragte kulturelle Präferenz von Autonomie (Liddiard et al. 2019). Hilfsmittel können ebenso als Verbundenheit ermöglicht verstanden werden, anstatt lediglich als Mittel zum Zweck. Disability Culture versteht Rollstühle beispielsweise nicht nur als bloße Transportmittel. Vielmehr werden sie als Teil der eigenen, kreativ auszudrückenden Identität anerkannt. Der Beginn einer Rollstuhlnutzung stellt gar einen Prozess der Integration dieses Hilfsmittels in ein neues Körperkonzept dar (Maskos 2018) im Sinne von Christina Papadimitrious (2008) Konzept „*Becoming En-Wheeled*“. Im Kontext von Organtransplantationen sind solche affirmativen Lesarten auch für Organempfänger:innen von größter Relevanz, deren Selbst- und Identitätsgefühl durch eine Hybridisierung erschüttert wird (siehe Kapitel 1.1.3). Sofern der Körper als offen, interdependent, im Werden und verbunden mit seiner sozialen, technologischen und natürlichen Umwelt gedacht wird, erscheinen Transplantationen weniger beunruhigend. Vorhersehbare und unvorhersehbare Veränderungen nach einer Organtransplantation positiv zu deuten, kann mögliche ontologische Unsicherheiten wie auch Schuld- oder Verpflichtungsgefühle abmildern, die mit der Gefühlsnorm verbunden sind, für den Erhalt eines Transplantats dankbar zu sein (Shildrick 2015; siehe Kapitel 2.1.2.3).

In Deleuzian terms, what matters in the personal survival of those receiving transplants is neither guilt about the demise of the donor nor feelings of obligation, but the capacity to affirm life, both in its renewed potential and in its endurance (ebd.: 35).

Behinderung fördert demnach Interdependenz und somit Gelegenheiten, zu affizieren und affiziert zu werden (Goodley/Liddiard/Runswick-Cole 2018). Beim Crippling von Sexualität ist Assemblage-Denken der Kern der angestrebten sexuellen Utopie (Liddiard 2018). Diese Lesart lässt selbst Unterstützungsbedarf bei der Befriedigung der eigenen sexuellen Bedürfnisse in einem positiven Licht erscheinen, da sich

dadurch eine Gelegenheit zur zwischenmenschlichen Verbindung eröffnet (Goodley/Runswick-Cole 2013). Die Lebenswirklichkeiten von Familien mit behinderten Familienmitgliedern lassen sich ebenfalls affirmativ beschreiben, wenn die innovativen Formen des Zusammenlebens fokussiert werden, die diese Familien etwa in „Unterstützer:innenkreisen“ (Goodley/Runswick-Cole/Liddiard 2015: 779; meine Übersetzung) praktizieren. Die Wertschätzung von Verbundenheit kann dabei als Kern der affirmativen Emotionsarbeit angesehen werden, die Eltern zum Wohle ihrer behinderten Kinder leisten (Goodley 2009; siehe Kapitel 3.2.1). In einer reparativen¹⁸⁹ Lesart (Sedgwick 2004) wird Interdependenz (sowie familiärer Zusammenhalt, Genuss und Faulheit) auch in einigen Reality-TV-Shows¹⁹⁰ mit behinderten Charakteren gefeiert (Aho 2017).

Verbundenheit wird auch in der gegenseitigen Unterstützung und Gemeinschaft behinderter Menschen hochgehalten (Kolářová 2014; Rakes 2019). Hier wird Interdependenz als begehrenswerte Quelle des Wohlbefindens betrachtet, die den Rahmen für ein Überleben und Gediehen trotz Abjektion und Stigmatisierung schafft (Kolářová 2014). In einer gecriptten Lesart der Posttraumatischen Belastungsstörung eröffnen Traumata etwa eine Gelegenheit, gegenseitige Verantwortung und Fürsorge zu praktizieren, beispielsweise in der Kommunikation (Rakes 2019) – “what is possible when we know we need each other and we act like we need each other” (ebd.: 75). In ähnlicher Weise legt Mad Pride nahe, dass psychische Erkrankungen unterschiedliche und florierende Formen zwischenmenschlicher Verbundenheit ermöglichen (Forrest 2020). Auch die COVID-19-Pandemie erzeugte eine Gelegenheit, Relationalität in gegenseitiger Unterstützung und Versorgung in großem Maßstab zu entwickeln, die Dan Goodley et al. (2022) anregen, auch nach Ende der Pandemie beizubehalten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Crippling Begehren und Verbundenheit im Rückgriff auf Gilles Deleuze und Félix Guattari (1983, 1987) affirmativ neubewertet, um gefühlsmäßige Reaktionen auf Behinderung zu verändern und Differenz zu feiern (siehe Kapitel 3.2.1) – etwa, indem behinderte Körper als attraktiv gedeutet werden. Darüber

189 Eve Sedgwicks (2004: 123; meine Übersetzung) Konzept des „reparativen Lesens“ fokussiert Inspiration und Begehren, indem es auf ein anderes affektives Register zurückgreift als „paranoides Lesen“, das nach Zeichen von Unterdrückung und falschem Bewusstsein sucht.

190 Anstatt Reality-TV mit behinderten Charakteren als zeitgenössische Variante von Freakshows zu interpretieren (siehe Kapitel 1.3.2), deutet Tanja Aho (2017) derartige Sendungen als Subversion ableistischer Bestrebungen nach Selbstverbesserung.

hinaus soll die affirmative Rahmung von Verbundenheit und Begehrten aber auch gefühlsmäßige Reaktionen auf verschiedene Normen unterlaufen (siehe Kapitel 3.2.2) – wie etwa sexuelle Leistungsfähigkeit oder die Unabhängigkeit von anderen Menschen, Tieren und Technologien.

3.2.4 *Elitäre Ausgrenzungen*

Die Fühlstrategien Criping und Disability Pride sind ebenfalls mit gewissen Kosten verbunden. Für das einzelne Subjekt bedeuten stolze Aufwertungen Arbeit, die nicht alle behinderten Menschen gleichermaßen leisten können. Aus diesem Grund sind Criping und auch Disability Pride als elitäre und somit ausgrenzende Konzepte auf Kosten der Gemeinschaft behinderter Menschen kritisiert worden. Diese Kritik richtet sich speziell gegen eine Terminologie, die als fest in einem Elfenbeinturm verwurzelt und als nicht repräsentativ für alle behinderten Menschen empfunden wird. Der Kern dieser Kritik betrifft jedoch die Verordnung von Stolz und richtet sich somit auch gegen Disability Pride.

Als elitär wahrgenommene Terminologie

Zwei spezifische Konzepte, die aus den Diskursen rund um Disability Pride und Criping hervorgegangen sind, wurden als Auswüchse elitärer Wissensproduktion kritisiert, und zwar „temporäres Nichtbehindertsein“ (Zola 1993; Davis 2002; meine Übersetzung) und „Cripistemologien“ (Johnson/McRuer 2014a; meine Übersetzung).

Die Einstufung des Nichtbehindertseins als bloß temporär soll an die Universalität von Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) erinnern. Kritiker:innen zufolge werde dabei allerdings die sozial ungleiche Verteilung des Risikos, behindert zu werden (siehe Kapitel 1.2.4), übersehen. „Naturalizing socially produced disability as ‘ontological contingency’ provides fodder [...] to obscure the production of debilitation as an active practice of exploitation“ (Puar 2017: 70). Zudem übernehmen ältere behinderte Menschen, die in (alternden) Industrienationen die Mehrheit der behinderten Menschen ausmachen – genau so, wie der Begriff der *temporären* Nichtbehinderung es nahelegt – nur selten eine soziale (geschweige denn politisierte) Identität als behinderter Mensch. „Approximately half the people affected by disability are older people, and they are less likely to identify as disabled, let alone to deploy the term ‘crip’; for them, illness and impairment are naturalized as part of getting older“ (Arciul/Shakespeare 2023: 26). Manche Angehörige

marginalisierter sozialer Gruppen leben darüber hinaus statistisch prognostiziert vielleicht nicht einmal lange genug, um behindert zu werden (Puar 2017). Daher kritisieren einige Autor:innen der Disability Studies, dass eine politisierte Identifizierung mit dem Label Crip gefühlsmäßig ungleich zugänglich ist. „What comes after trauma? Can crip? Or does crip as radicalized stance, as community affiliation, feel less available, less useful, less hopeful to those disabled through violence?“ (Kafer 2021: 423). Schon die spielerische Wiederaneignung des Begriffs Crip kann auf einige behinderte Menschen beleidigend wirken (Price 2015). Gefühlsmäßige Assoziationen mit wiederangeeigneten abwertenden Bezeichnungen hängen von der jeweiligen kollektiven und persönlichen Geschichte ab, die wiederum Möglichkeiten prägt, sich stolz zu fühlen (Clare 2015). „For some of us, they [the words crip, queer and freak; Y. W.] carry too much grief. For others, they can be chosen with glee and pride“ (ebd.: 85). Laut Alison Kafer (2021) mache die Anerkennung, dass manche Arten, behindert zu werden, ungerecht seien, Vorstellungen von Behinderung als begehrenswert, wie sie Disability Pride und Criping propagieren, wesentlich komplizierter¹⁹¹.

Jenseits übersehener sozialer Ungleichheit (siehe Kapitel 1.2) kritisiert Bill Hughes (2007) den Begriff des „temporären Nichtbehindertseins“ (Zola 1993; Davis 2002; meine Übersetzung) als eine Intervention mit nur begrenzten Auswirkungen auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen in einer dis/ableistischen und von sozialer Ungleichheit geprägten Gesellschaft. Durch eine abstrakte Umdeutung von Verletzlichkeit als universell lasse sich die weitverbreitete Abwertung von Behinderung letztlich nicht überwinden. „No matter how much we go on about a common humanity, in everyday life the negative ontology of disability and the particularities of prejudice and oppression tend to reassert themselves“ (Hughes 2007: 678).

Mehr noch als temporäre Nichtbehinderung hat das Konzept der „Cripistemologien“ (Johnson/McRuer 2014a; meine Übersetzung) emotional aufgeladene Debatten über Terminologie ausgelöst. Er wurde als elitärer¹⁹² Modebegriff und damit als ausgrenzend rezipiert, obgleich die Autor:innen mit diesem Begriff gerade beabsichtigten, auf Ausgrenzung aufmerksam zu machen (Johnson/McRuer 2014b).

191 Dies gelte insbesondere, wenn der Rückgriff auf dis/ableistische Ängste vor Behinderung oder auf moralisierende und spaltende Ansichten über die Unterstützungs würdigkeit behinderter Menschen vermieden werden soll (Kafer 2021).

192 Merri Lisa Johnson und Robert McRuer (2014b) beanstanden, dass Kritiker:innen ihrer Terminologie von einer eindeutigen Unterscheidung zwischen *nichtbehinderten* Wissenschaftler:innen und *behinderten* Aktivist:innen auszugehen scheinen.

Well-versed in contemporary disability theory and queer theory, and intimately acquainted with negativity, failure, hopelessness, and passivity, we know that it does not always get better, and when it does, there is a cost attached (Johnson/McRuer 2014a: 127).

Ausgrenzungen durch ungleiche Verfügbarkeit von Stolz

Warum lässt sich Stolz hier als ein ausgrenzendes Gefühl auffassen? Die eigene gefühlsmäßige Reaktion auf die Behinderung willentlich in Richtung Stolz zu verändern, ist abhängig von den jeweiligen Beeinträchtigungsfolgen (siehe Kapitel 1) für einige behinderte Menschen schwieriger zu erreichen und erfordert grundsätzlich Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1).

So beschreiben behinderte Menschen, die mit Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999, 2007; siehe Kapitel 1) ringen, dass es sich geradezu unmöglich anfühlen könne, Stolz auf Behinderung zu empfinden. "I am not entirely sure I could ever wear a Proud-To-Be-Disabled T-shirt" (Meekosha 2000: 814). Ein Crip Coming-out stolz zu feiern, setze ein Gefühl der Wahl und Kontrolle über die eigene verkörperte Erfahrung voraus. Doch ein unzuverlässiger Körper lasse möglicherweise gar keine Wahl (LaCom 2007) als nichtbehindert durchzugehen (siehe Kapitel 3.1.1). Unfreiwillige Coming-outs lösen stattdessen Scham- und Angstgefühle aus, was es schwierig macht, sich in Bezug auf Behinderung bloß oder gar *einfach* stolz zu fühlen (ebd.). "Both intellectually and politically, we need to acknowledge that many disabled people are indeed challenged by acquired impairments" (Meekosha 2000: 813). Schmerzen erschweren beispielsweise die (vage) Forderung, Behinderung zu begehren (Price 2015).

[A]s I compare that desire to my own lived experience – I wonder: To what degree does the turn toward desire in DS [Disability Studies; Y. W.] move too quickly past the question of undesirability? Of pain? Of, well, badness? (ebd.: 275).

In ähnlicher Weise können Theoretisierungen des subversiven Potenzials von Crip Time (siehe Kapitel 3.2.2) von gelebten Erfahrungen abweichen (Kafer 2021). "[A]ctually inhabiting such temporalities may not feel good; theorizing the transgressive possibilities of crip time and living in crip time may bring different affective responses" (ebd.: 429). Dabei werden solche Bedenken von Befürworter:innen von Disability Pride und Crippling selbst vorgebracht (Meekosha 2000; Clare 2015; Price 2015; Kafer 2021).

Darüber hinaus mahnt Fiona Kumari Campbell (2009) zur Anerkennung der Tatsache, dass Neubewertungen wie Crippling grundsätzlich

Arbeit erfordern¹⁹³. Ich rege hier an, zu spezifizieren, dass Emotionsarbeit (Hochschild 2012 [1983]; siehe Kapitel 2.1) notwendig wird, etwa um eine gewisse gefühlsmäßige Autonomie von vorherrschenden Schönheitsstandards zu erreichen (Schmechel 2022) oder die Bedeutung chronischer Schmerzen neu zu verhandeln (Sheppard 2020a).

Negotiating the complexities of managing the emotions of pain, and finding ways to do so that can be pleasurable, erotic, and affirming was not always easy for the participants. It was, and continues to be, an emotional process (ebd.: 17).

Ähnlich plädieren Dan Goodley und Janice McLaughlin (2008a) dafür als Emotionsarbeit anzuerkennen, wenn Eltern behinderter Kinder ihr zum Affirmativen gewandeltes Verständnis von Behinderung (siehe Kapitel 3.2.1) an Personen in ihrem weiteren Umfeld vermitteln. Dabei entwickeln Eltern deshalb neuartige gefühlsmäßige Reaktionen auf ihre behinderten Kinder, weil dies notwendig ist, um sich gegen die Ausgrenzung ihrer Kinder zu Wehr zu setzen. Auch vor dem Hintergrund umstrittener Unterstützungswürdigkeit (siehe Kapitel 1.2.2), die den Lebensunterhalt behinderter Menschen bedroht (siehe Kapitel 2.3.1), sind Zugehörigkeitsgefühle und Anspruchsberichtigungen nicht ohne weiteres verfügbar. “Pride is not an inessential thing. [...] But disability pride is no easy thing to come by. Disability has been soaked in shame, dressed in silence, rooted in isolation” (Clare 2015: 107).

Criping und Disability Pride etablieren in diesem Sinne neue Gefühlsnormen (Hochschild 2012 [1983]; siehe Kapitel 2.1; 2.1.2), wenn sie dazu einladen, die eigene gefühlsmäßige Reaktion auf Behinderung etwa von Scham zu Stolz zu verändern – neue Gefühlsnormen, die dabei wiederum ausgrenzend wirken können (Schmechel 2022). “Body politics or queer politics are always politics of emotion as they are about who has the right to feel certain feelings, and which feelings are required in order to belong to a certain community” (ebd.: 155). Laut Corinna Schmechel (2022) werde eine Nichteinhaltung dieser Gefühlsnormen tendenziell individualisiert, wobei Menschen, die nicht

193 Fiona Kumari Campbell (2009) analysiert, auf welche Weise sich Frauen positive Vorstellungen über ihre Menstruation aneignen, wie etwa Vorstellungen über eine Phase der inneren Reinigung, Entschleunigung oder Selbstfürsorge. Medikalierte Vorstellungen des prämenstruellen Syndroms (PMS) rahmen monatlich auftretende Verhaltensweisen und Gefühle stattdessen als *außer Kontrolle* und *außerhalb des Subjekts* stehend – “Women who normally experience certain behaviours or emotions are spoken of in terms of ‘not acting themselves’ or being out of control” (Campbell 2009: 139) – und rufen pathologisierende Diagnosen wie Hysterie (siehe Kapitel 2.2.3) auf wie auch dis/ableistische Vorstellungen des abjekten (siehe Kapitel 1.1.3) weiblichen (undichten) Körpers (Campbell 2009).

auf die *richtige* Art und Weise affiziert werden, als „affect aliens“ (Ahmed 2010: 42; siehe Kapitel 2.2) hingestellt werden.

Zuletzt werden Disability Pride und Criping auch auf internationaler Ebene als elitär kritisiert. Über Förderprogramme werden rechtliche Definitionen von Behinderung und die Vorstellung von Behinderung als einer übergreifenden Identitätskategorie, die sehr unterschiedliche Phänomene umfasst (Ingstad/Reynolds Whyte 1995), wie auch Strategien des Disability Pride trotz begrenzter Auswirkungen auf Arbeits- und Lebensbedingungen behinderter Menschen im Globalen Süden global verbreitet (Meekosha 2011; Grech 2012; Puar 2017). „Yet the agendas of disability pride and celebration in the metropole may appear to stand in stark contrast to the need to prevent mass impairments in the global South“ (Meekosha 2011: 667).

Zusammengefasst sind die Strategien Disability Pride und Criping als elitär kritisiert worden, da sich stolze Affirmationen nicht über alle Verkörperungen, Erfahrungen und Ätiologien von Behinderung hinweg gleichermaßen verfügbar anfühlen. Stolz und Begehren vorschreibende Gefühlsnormen zu erfüllen, erfordert zumindest Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1). Weiter wird avantgardistischer Terminologie eine Verschleierung sozial ungleich verteilten Risiken, behindert zu werden (siehe Kapitel 1.2.4), vorgeworfen.

3.2.5 Zusammenfassung

Zum Abschluss dieses Kapitels sei gesagt, dass behinderte Menschen Disability Pride und Criping einsetzen, um sich von der gefühlsmäßigen Belastung durch verpflichtende Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1), internalisierten psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.3) und Passing (siehe Kapitel 3.1.1) zu emanzipieren. Affirmative Neubewertungen von Behinderung versprechen dabei nicht nur individuelle Erleichterung, sondern auch einen soziokulturellen Wandel. Dabei erzielen Disability Pride und Criping über das Feiern von Differenz (siehe Kapitel 3.2.1) ein verändertes – und etwas kontraintuitiv nicht bloß stolzes – Gefühl gegenüber Behinderung. Gerade die Disability Arts sollen solche Veränderungen ermöglichen, etwa indem sie positive Implikationen von Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999, 2007; siehe Kapitel 1) erkunden, die weithin als eindeutig *negativ* aufgefasst werden. Criping argumentiert insbesondere, *warum* Behinderung als Quelle des Stolzes aufgefasst werden sollte: Behinderung wird als Chance erkannt, soziokulturelle Normen mit schädlichen Auswirkungen auf behinderte wie nichtbehinderte Menschen zu hinterfragen,

(siehe Kapitel 3.2.2) wie etwa Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit, Leistung, normative Zeit oder Schönheit. Behinderung wird somit als Ressource betrachtet, die diese schädlichen soziokulturellen Normen sichtbarer und damit bearbeitbar macht. Im Zentrum der Subversion steht eine deleuzoguattarische (1983, 1987) Lesart des Begehrrens (siehe Kapitel 3.2.3), die behinderte Körper als attraktiv gelten lässt, normative Vorstellungen über Sexualität unterläuft und die Verbundenheit zu anderen Menschen, Tieren und Technologien wertschätzt. Behinderung als erkenntnistheoretische Ressource zu nutzen, verändert gar die Wissensproduktion selbst, und zwar sowohl in Bezug auf Epistemologien über Behinderung als auch Methodologien.

Allerdings sind Disability Pride und insbesondere Crippling als elitäre Unterfangen kritisiert worden (siehe Kapitel 3.2.4). Ein inklusives Konzept von Disability Pride sollte zumindest die Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1) im Blick behalten, die mit stolzen Neubewertungen von Behinderung einhergeht (Campbell 2009; Clare 2015; Sheppard 2020a), und gleichzeitig die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen anerkennen, die Stolz verkomplizieren – wie beispielsweise Schmerzerfahrungen oder gewalttätige und sozial ungerechte Ätiologien (siehe Kapitel 1.2.4). Ein inklusiver Ansatz von Crippling sollte sich darüber hinaus in einem kontinuierlichen Überdenken der Zugänglichkeit seiner Begrifflichkeiten üben.

3.3 Reclaiming

Während Kapitel 3.1 verschiedene Passing-Strategien skizziert, die in einer dis/ableistischen Gesellschaft ausgelöste unangenehme Gefühle vermeiden sollen, beschreibt Kapitel 3.2 affirmative Neubewertungen von Behinderung durch Disability Pride und Crippling, die eine radikale Emanzipation von diesen gefühlsmäßigen Belastungen anstreben. Das nun folgende Unterkapitel umreißt eine dritte Fühlstrategie, und zwar eine Wiederaneignung unangenehmer Behinderungserfahrungen. Ergänzend zu Bestrebungen um Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) fordern viele Autor:innen der Disability Studies Raum für eine Auseinandersetzung mit verletzten Gefühlen ein, die oft – wenn auch nicht immer – mit Behinderungserfahrungen verbunden sind, wie etwa Verlust, Trauma, Traurigkeit oder Einsamkeit (Meekosha 2000; Watermeyer 2009, 2014; Donaldson/Prendergast 2011; Johnson 2015; Price 2015; Kafer 2016; Sheppard 2020a; Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a; Marx 2023a; Winter 2023). Statt zu lernen, *anders* über Behinderungserfahrungen zu fühlen, zielen solche Forderungen darauf ab, unangenehme Gefühle *zuzulassen*.

In seinem Aufsatz „Claiming loss in Disability“ hat Brian Watermeyer (2009: 100) den treffenden Begriff „reclaiming“ geprägt, der in den Disability Studies bisher jedoch kaum aufgegriffen wurde. Reclaiming zielt darauf ab, sich dieselben unangenehmen Gefühle wieder anzueignen, die in der dis/ableistischen Vorstellungswelt oft auf behinderte Menschen projiziert werden (siehe Kapitel 1.1) und beispielsweise zur Medikalisierung der Erfahrungen behinderter Menschen instrumentalisiert werden (siehe Kapitel 2.2).

[T]he enforced attachment or dissociation of loss from disability is rejected. Instead, loss and other painful aspects of our existence are welcomed back, *reclaimed* as precious and hitherto colonised and honoured in our own words, as our subjective life assumes its rightful place within the continuous stream which is the human condition (ebd; meine Hervorhebung).

Es lässt sich nämlich argumentieren, dass unangenehme Gefühle, die entweder mit dis/ableistischer Diskriminierung oder mit Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999, 2007; siehe Kapitel 1) zusammenhängen, etwa chronische Schmerzen oder Müdigkeit, nicht dekonstruiert (Boger 2017), wegdiskutiert oder durch ein alleiniges Beharren auf den Abbau von Barrieren beseitigt werden können (Wolfe 2002).

... illness often does constitute tragedy, both for its victims and for those close to them. It can turn minuscule daily tasks into draining chores; make valued activities

impossible, or ruin enjoyment in them; abort short- and long-term plans; strain relationships to breaking point. Many of these problems result from the bodily condition of the sufferer and no amount of social accommodation can totally compensate for lost quality of life (ebd.: 261).

Nach Brian Watermeyer (2009) fokussieren behinderte Menschen so mit ihre eigenen gefühlsmäßigen Bedürfnisse, wenn sie verletzende Behinderungserfahrungen zurückfordern. Die Aufmerksamkeit auf durch behindernden Affekt (siehe Kapitel 1) oder Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999, 2007) ausgelöste unangenehme Gefühle zu richten, wird dabei nicht nur als notwendig empfunden (Wolfe 2002; Hutson 2009b; Watermeyer 2009; Boger 2017), sondern auch als kompatibel mit einer stolzen und politisierten, behinderten Identität (siehe Kapitel 3.2). Somit ist Reclaiming als eine komplementäre – und nicht alternative – Fühlstrategie zu Crippling zu verstehen (Watermeyer 2017).

In Rückgriff auf Audre Lorde (1997a) plädiert Sara Ahmed (2010) in Bezug auf Rassismus und Sexismus ganz ähnlich dafür, Energie darauf zu verwenden, verletzten Gefühlen nachzuspüren. Nach ihrem Verständnis führt ein Ignorieren verletzter Gefühle nicht zu dem erhofften Effekt, vor Verletzung zu schützen. Unangenehme Gefühle versteht sie stattdessen insofern als wertvoll, dass diese Angehörige von Minderheiten als Expert:innen für einen soziokulturellen Wandel positionieren. “[T]hose who have been undone by suffering can be the agents of ethical transformation” (ebd.: 216). Dabei fasst Ahmed (2017) das Nachspüren von verletzten Gefühlen als eine Form der politischen *Arbeit*.

Warum müssen unangenehme Behinderungserfahrungen denn eigentlich *wiederangeeignet* werden? Viele Autor:innen der Disability Studies konstatieren einen Mangel an phänomenologischer Auseinandersetzung mit den gefühlsmäßigen und sinmlichen Aspekten von Behinderungserfahrungen, die gemeinhin als unangenehm empfunden werden, z.B. mit Schmerz (Kuppers 2008; Donaldson/Prendergast 2011; Price 2015; Marx 2023a; Winter 2023), Erschöpfung (Sheppard 2020a; Marx 2023a; Winter 2023), Verzweiflung (Watermeyer 2014; Johnson 2015; Kafer 2016; Forrest 2020) oder Funktionsverlusten (Hughes/Paterson 1997; Meekosha 2000; Watermeyer 2009; Kafer 2013; Sheppard 2020a; Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a). Statt eines zufälligen Auslassens gefühlsmäßiger Themen in der Theoriebildung beklagen verschiedene Autor:innen dabei einen gewissen Widerstand, über unangenehme Behinderungserfahrungen zu sprechen (Marx 2023a) und sind der Meinung, dass damit verbundene Gefühle in den Disability Studies nicht zugelassen (Donaldson/Prendergast 2011) oder sogar nicht in die Disability Studies integrierbar seien (Winter 2023).

What do disabled people *really* feel? And why? It turns out that there are strongly held, heavily invested opinions on this question from several sides. Viewed by the ‘social model of disability,’ many disability studies writers not only reject the association of impairment with emotional distress, but also strongly discourage any exploration of what the inner life of disabled people may be (Watermeyer 2014: 99; seine Hervorhebung).

Elizabeth Donaldson und Catherine Prendergast (2011) berichten etwa von ihrer gemeinsamen Erfahrung, auf einer Konferenz dafür zur Rede gestellt worden zu sein, dass sie bei ihren Vorträgen – über den Platz von Schizophrenie in den Disability Studies – zu weinen anfingen. “[T]here is definitely no crying in Disability Studies, whether at MLA [Modern Language Association; Y. W.] or anywhere else” (ebd.: 129). Ihre gefühlsmäßige Verletzlichkeit durch Weinen öffentlich zum Ausdruck zu bringen, schien nicht nur mit den Vorstellungen des Publikums über Professionalität unvereinbar (siehe auch Gunaratnam 2021; Kapitel 2.1.1.3), sondern auch gegen die Gefühlsnorm zu verstößen, Gefühle nicht öffentlich zu verhandeln, die stereotyp mit Behinderung assoziiert werden (siehe Kapitel 2.1.2.1).

Crying during a conference presentation is in one respect a failure to regulate the emotions. It signifies a moment of vulnerability that threatens to undermine the authority of the speaker and, further, in this particular case, it appears to resuscitate the pity narrative that undermines disability rights (Donaldson/Prendergast 2011: 130).

Der beobachtete Widerstand kann als ein Versuch gewertet werden, ein individualisierendes *tragisches* Narrativ (siehe Kapitel 1.3.4) von Behinderung zu vermeiden (Wolfe 2002; Watermeyer 2009; Watermeyer/Swartz 2016). So bleiben beispielsweise Schmerzerfahrungen in den Disability Studies oft unthematisiert, um einer weitverbreiteten Reduktion von Behinderung auf Leiden (siehe Kapitel 1.3.3) zu entgehen, zumal Schmerzerfahrungen für die gelebten Erfahrungen vieler behinderter Menschen keine alltägliche Relevanz¹⁹⁴ haben (Dederich 2020).

Reclaiming als Gegenbewegung zu Disability Pride und Crippling

Die als unzureichend bewertete Thematisierung unangenehmer Gefühle wird bisweilen eher als Effekt einer Überbetonung angenehmer Gefühle – im Sinne von zu weit gehenden Pride-Strategien (siehe Kapitel 3.2) – denn als Vermeidung unangenehmer Gefühle gelesen (Kuppers 2008;

194 Wenn die Disability Studies jedoch chronische Krankheit, schmerzhafte Behandlungsverfahren und den sozial ungleich verteilten Zugang zu Gesundheitsversorgung mitberücksichtigen, steigt die Relevanz einer Auseinandersetzung mit Schmerzen (Dederich 2020).

Shakespeare 2013; Kafer 2016; Winter 2023). Disability Pride und Criping wird hier unterstellt, im Interesse eines soziokulturellen Wandels vor einer Auseinandersetzung mit unangenehmen Behinderungserfahrungen zurückzuscheuen. Beispielsweise übertünchten die Disability Arts oft Schmerzen oder Erschöpfung, um künstlerische Fähigkeiten in den Vordergrund zu stellen (Winter 2023). “Crip culture often has trouble acknowledging the pain of living within labels, within painful bodies, within the pain caused by labels and practices on bodies and minds: *pride can get in the way*” (Kuppers 2008: 144; meine Hervorhebung).

Eine völlige Verleugnung von Emotionen, die stereotyp mit Behinderung assoziiert werden, engt Repräsentationen behinderter Subjektivität jedoch erheblich ein (Watermeyer 2009), da schmerzhafte und frustrierende Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999, 2007; siehe Kapitel 1) wie auch potenziell traumatische Ätiologien (Wendell 1996; Kafer 2016) übersehen werden. Mehrere Disability-Studies-Autor:innen halten eine Erkundung unangenehmer Gefühle für von zentraler Bedeutung, da sie weder durch eine theoretische Dekonstruktion verschwinden (Boger 2017) noch soziokulturell aufgelöst werden können (Shakespeare 2013), obwohl dies in den Disability Studies eine verbreitete Annahme zu sein scheine (Kafer 2016). “[W]hen such distress is acknowledged, it is in the context of assuming that wider exposure to disability rights movements or recourse to ideologies of disability pride will ‘solve’ the problem” (ebd.: 12). Brian Watermeyer (2009) konkretisiert, dass dis/ableistische Diskriminierung durchaus als soziokulturelles Problem zu verstehen sei, allerdings als ein soziokulturelles Problem, das bei veränderten, behinderten Subjekten „bleibende emotionale Eindrücke“ (Watermeyer 2017: 154; meine Übersetzung) hinterlasse, die dann jedoch oft zum Schweigen gebracht werden. Unangenehme Gefühle – sogar Traumata oder *Verrücktheit* – sollten stattdessen als verständliche, gesunde Reaktionen auf eine diskriminierende Welt entpathologisiert werden, in der etwa durch weitverbreitete Barrieren fortwährend psychische Krisenzustände ausgelöst werden (Watermeyer 2009; Forrest 2020). Darüber hinaus verfestige die Leugnung eines Zusammenhangs zwischen Behinderung und Leid eine Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.2), da die Wissensproduktion über diesen Zusammenhang dann der vorherrschenden Kultur überlassen bleibe, die jeglichen Ausdruck von Leiden tendenziell als Symptom von Beeinträchtigung interpretiere (Mollow 2014). Aus diesen Gründen können Verordnungen von Stolz als verdrängend, verschleiernd oder gar unterdrückend erlebt werden (Kafer 2016).

A crip refusal to see disability as tragedy, as traumatic, can be just as restricting on our politics and our theories as the ableist insistence that disability is always and only tragic (ebd.: 6).

Dieses Unterkapitel skizziert, wie behinderte Menschen unangenehme, mit Behinderungserfahrungen verbundene Gefühle zurückfordern sowie welcher Nutzen und welche Kosten damit verbunden sind. Kurz gesagt fordern behinderte Menschen verletzte Gefühle durch eine nuancierte Repräsentation ihrer Subjektivität zurück (siehe Kapitel 3.3.1). Reclaiming ermöglicht dabei, in einer dis/ableistischen Gesellschaft zu überleben (siehe Kapitel 3.3.2) und emanzipatorisches Wissen für Aktivismus oder Forschung zu produzieren (siehe Kapitel 3.3.3), läuft jedoch Gefahr, als inspirierendes Narrativ kommodifiziert zu werden (siehe Kapitel 3.3.4).

3.3.1 Repräsentationen nuancierter Subjektivität

Um unangenehme Aspekte von Behinderungserfahrungen zurückzufordern, bemühen sich Autor:innen der Disability Studies um eine nuancierte Repräsentation behinderter Subjektivität in der Theorie (Wendell 1996; Meekosha 2000; Procknow 2018; Sheppard 2020a) wie auch in den Künsten (Marx 2023b; Winter 2023). In einer Analyse „gesäuberter“ Narrative über Mukoviszidose erinnert Dorothee Marx (2023b: 218; meine Übersetzung) etwa an die Relevanz literarischer Repräsentationen von gelebten Erfahrungen mit chronischer Krankheit.

Not only because they shape the perception of ‘healthy’ readers, but also because patients who live with the daily experience of chronic illness measure their own self-knowledge against a fictionalized version (ebd.: 217).

Die Repräsentation behinderter Subjektivität kann dabei als nuanciert bezeichnet werden, wenn sie sowohl die gefühlsmäßigen Auswirkungen von Dis/ableismus (siehe Kapitel 1) erkundet als auch gefühlsmäßige Aspekte von Beeinträchtigung, beispielsweise deren traumatischen Erwerb, Schmerzerfahrungen und den Verlust von Funktionsfähigkeit oder Zeit. Solche Erkundungen zielen darauf ab, die subjektive Erfahrung behinderter Menschen zu entpathologisieren (siehe Kapitel 2.2).

Mehrere Disability-Studies-Autor:innen fordern dazu auf, gefühlsmäßige Auswirkungen von Dis/ableismus insbesondere dazu genauer zu betrachten, um verinnerlichte, selbstbestrafende Abwehr- oder Überlebensmechanismen zu dekonstruieren (Campbell 2009; Watermeyer/Swartz 2016) und Einschätzungen vermeintlich *verrückter* Reaktionen zu überdenken. Stattdessen sollten die Disability Studies

anerkennen, dass die Positionierung als behinderter Mensch in einer Welt, die als überwältigend und potenziell feindlich erlebt werden kann, unangenehme Gefühle auslösen kann. Beispielsweise können Austeritätsmaßnahmen eine intensive, behindernde gefühlsmäßige Reaktion hervorrufen (Forrest 2020), die in extremen Fällen sogar Selbstmord (siehe Kapitel 2.1.3.3) als einzige mögliche Reaktion erscheinen lassen kann (Sedgwick 1993).

A lack of focus on the costs of ableism has led to a shortage of research around the themes of suicide, drug and alcohol use and additional mental health stressors amongst ‘successful’ disabled people (Campbell 2009: 20).

Repräsentationen gefühlsmäßiger Aspekte von Beeinträchtigung

Eine nuancierte Repräsentation gefühlsmäßiger Aspekte von Beeinträchtigung befasst sich mit deren traumatischem Erwerb, Funktions- und Zeitverlusten sowie Schmerzerfahrungen.

Alison Kafer (2016) argumentiert, dass Behinderungserfahrungen untrennbar mit potenziell traumatischen Erfahrungen verbunden sind, wie Beeinträchtigungen erworben werden. Diese biografischen Erfahrungen können zudem intensive unangenehme Gefühle auslösen, weil sie einem zuvor nichtbehinderten – und somit privilegierten – Subjekt die Welt als dis/ableistisch statt *gerecht* (siehe Kapitel 1.2.3) offenbaren (Watermeyer/Swartz 2016). Die Offenlegung des eigenen Behinderungsstatus, um eine politisierte, behinderte Identität zu beanspruchen, ist daher oft untrennbar mit einer Offenlegung von Traumata, Trauer und Verlust verbunden (Kafer 2016; Watermeyer/Swartz 2016). Um jedoch aufdringlichen Fragen nach Ätiologien (siehe Kapitel 2.1.1.2) entgegenzuwirken, raten viele Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen in den Disability Studies davon ab, persönliche – und emotionale – Geschichten über den Erwerb von Beeinträchtigungen kundzutun (Kafer 2016). So verbindet Menschen mit Schädel-Hirn-Trauma wahrscheinlich eine solche potenziell traumatische Ätiologie, laut Mark (Sherry 2019: 60; meine Übersetzung) übernehmen viele von ihnen jedoch eine Identität als „Überlebende“¹⁹⁵. Derartige Narrative lassen keinen Raum für die Auseinandersetzung mit Trauer, Scham oder Schuld. Stattdessen befördern sie eine Überwindung unangenehmer Aspekte von Behinderungserfahrungen mit dem Ziel *tragischen* Narrativen (siehe Kapitel

195 Mark Sherry (2019: 60) kritisiert „survivor“-Identitäten darüber hinaus als strukturelle Probleme individualisierend, da sowohl das Risiko, eine traumatische Hirnverletzung zu erwerben, als auch die Aussichten auf Genesung sozial ungleich verteilt seien.

1.3.4) innerhalb und außerhalb medizinischer Kontexte etwas entgegenzusetzen (ebd.).

I have visited people who have acquired their injuries as a result of drunk driving – some of whom have killed others in the process – and the long-term negative guilt and shame of their ‘survival’ is undeniable. So instead of simply emphasizing the empowered ‘survivor’ identity, it seems more fruitful to incorporate the negatives and the ambiguities of the experience (ebd.: 68).

Mehrere Disability-Studies-Autor:innen versuchen, die gefühlsmäßigen Aspekte von Funktionsverlusten herauszuarbeiten (Meekosha 2000; Kafer 2013; Johnson 2015). Die Disability Studies sollten unangenehme Gefühle erkunden, die mit Verlust und Scheitern verbunden sind (Johnson 2015) – “the deepest emotions of living with a failing/changing body and all that comes with it – envy, fury, loss of self-esteem and often a complete inability to know how to cope with deteriorating bodily functions” (Meekosha 2000: 814). Der Verlust von Körperfunktionen stellt einen emotionalen Prozess dar, wenn dadurch etwa jede Aktivität zu einer Herausforderung wird, z.B. für Menschen mit Multipler Sklerose (ebd.). Zudem können Funktionsverluste Unbehagen oder sogar Schuldgefühle auslösen, wenn sie es unmöglich machen, Erwartungen an geschlechts- und generationsspezifische Rollen zu erfüllen. Solche unangenehmen Gefühle vertiefen sich in soziokulturellen Kontexten, die den Stellenwert dieser Rollen hochhalten, wie Vandana Chaudhry (2016) für ländliche Gebiete im südindischen Bundesstaat Telangana skizziert. Ein Funktionsverlust kann soziale Beziehungen belasten oder sogar zu sozialer Isolation führen, u.a. auch, wenn die Funktion im emotionalen Bereich selbst verloren geht, wie dies bei Schädel-Hirn-Traumata der Fall ist, die das emotionale Erleben und das Emotionsmanagement verändern (Sherry 2019) – “how to deal with anger, communication, memory, depression, anxiety, dealing with stress, and low self-esteem” (ebd.: 62). Greg Procknows (2018) autoethnografische Erkundungen der Schizophrenie verdeutlichen, wie wichtig ein entpathologisierendes Verständnis *verlorener* emotionaler Funktionen ist. Er hat gelernt, mit einer schizoaffektiven Diagnose zu leben, etwa seine Medikamente passend einzustellen, wobei er die Emotionalität seines „Alter Egos“ (ebd.: o.S.; meine Übersetzung) – zwischen Hass, Wut und Angst – als Abspaltung abjekter, nicht kontrollierbarer Aspekte seines Selbst und somit als sinnhaft empfindet. Zuvor hatten Scham und Angst vor sozialen Konsequenzen ihn über einen langen Zeitraum zur Selbstmedikation und zum Verbergen seiner Symptome veranlasst (siehe Kapitel 3.1.1), wodurch sich diese Symptome verschlimmerten.

I believe it is important to put my perspective out there so that I can be authentic and authentically mad. To say one suffers from psychosis is one thing, but to narrate the shape that one's psychotic breaks take is all too absent from Mad Studies (ebd.).

Besonders hervorzuheben ist dabei, dass eine Erkundung unangenehmer Gefühle, die mit Funktionsverlusten verbunden sind, nicht mit Stolz unvereinbar sein muss (Kafer 2013; Liddiard et al. 2019). Alison Kafer (2013) weist darauf hin, dass behinderte Menschen ihre Subjektivität auch dann ganzheitlich annehmen können, wenn sie um Funktionsverluste trauern oder auch nach medizinischer Versorgung suchen. Es scheint möglich, affirmative Geschichten über Behinderung zu erzählen (siehe Kapitel 3.2) und *gleichzeitig* um verlorene Funktionen zu trauern (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a).

It might, at first, seem odd to focus on suffering in the context of a book which is driven by young people's hopes, dreams and aspirations and the positive contributions they make to their communities, but suffering is a very real experience in my life. [...] But, for me, and many of others, talk of suffering is not incompatible with discussion of hopes, dreams and aspirations (Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022: 65).

Vielmehr kann gerade das Vermögen zu trauern als Quelle des Stolzes umgedeutet werden. So sind junge behinderte Menschen mit einer verkürzten Lebenserwartung *kompetent* darin, mit komplizierten Gefühlen in Bezug auf Funktionsverluste (bei fortschreitender Krankheit), ihren bevorstehenden Tod und den Sterbeprozess umzugehen (siehe Kapitel 2.1.3.4). Ihre subjektiven Erfahrungen unterstreichen die Relevanz von (in ihrer eigenen Einschätzung zu selten verfügbarer) Zeit und Unterstützung durch Erwachsene, damit sie um sich selbst und gleichaltrige Freund:innen trauern können (Evans/Whitney-Mitchell/Liddiard 2022a).

I was 18 when one of my best friends died. Death played a bigger role in my life from then on as my friends' conditions worsened and the realisation of what that meant set in. Many friends didn't feel able to talk to their families about dying for fear of upsetting them, so friends became their sounding board. [...] I carry some guilt that my condition does not necessarily shorten my life and I will outlive many of my friends. When grief is raw there is always anger about the time of which my friend has been robbed (ebd.: 138).

Dennoch kann eine Auseinandersetzung mit Funktionsverlusten stolze Identitäten verkomplizieren. Dorothee Marx (2023a) beschreibt ein Wechselbad der Gefühle bezüglich eines neu zugelassenen Medikaments gegen Mukoviszidose. Durch neue medizinische Entwicklungen war ihre Hoffnung (und die ihrer Eltern) auf eine Heilung oder verbesserte Behandlung ihrer Erkrankung gewachsen. Als sie nach Monaten bangen Wartens mit der Einnahme des neuen Medikaments begann,

veränderten sich ihre Lungenfunktion und Lebensqualität radikal zum Besseren. Bald darauf musste sie die Einnahme des Medikaments jedoch wegen schwerer Nebenwirkungen abbrechen, was die eingetretenen Besserungen wieder rückgängig machte und eine schwere psychische Krise in Form einer unerträglichen Angst auslöste, dass ihr Körper das neue Medikament doch nicht vertrage. Außerdem fühlte sie sich gegenüber anderen Mukoviszidose-Patient:innen schuldig, bei denen das Medikament nicht wirkt oder die bereits vor Entwicklung dieses neuen Medikaments verstorben waren.

Crip Time als schmerzhafte zeitliche Erfahrung

Mehrere Autor:innen beschreiben Funktionsverluste als zeitliche Erfahrung – und zwar als mit „crip time“ (Samuels 2017) verbundene unangenehme Gefühle¹⁹⁶ (Kafer 2013; Samuels 2017). „For *crip time* is broken time. It requires us to break in our bodies and minds to new rhythms, new patterns of thinking and feeling and moving through the world“ (Samuels 2017: o.S.; ihre Hervorhebung). Im Kontext von Criping wird Crip Time als Befreiung von normativen Zeitrahmen theoretisiert (siehe Kapitel 3.2.2), allerdings kann sich Crip Time auch unangenehm anfühlen. Sich nicht (mehr) an normative Zeitrahmen halten zu können, kann etwa Existenzängste (z.B. um den eigenen Lebensunterhalt) auslösen. Normative Zeitrahmen zu unterlaufen kann darüber hinaus bedeuten, dass junge Menschen eigentlich mit hohem Lebensalter assoziierte Beschwerden erleben oder sich nicht weiter-, sondern zurückentwickeln (ebd.). Das Erleben von beispielsweise Verlust ist dabei durch normative Zeitrahmen und ableistische Leistungsstandards geprägt, die auf einer individuellen Ebene als wirkmächtige und legitime Bestrebungen anerkannt werden sollten (Sheppard 2020b).

Crip time includes – must include – time to be unsure, ambivalent about disability, and time to mourn future possibilities that can no longer be. We need the time to be sad, to be frustrated, even as we acknowledge that the reason for our sadness and frustration is ableist structures, norms, and expectations about how our bodyminds work and move through places and times (ebd.: 45).

196 Crip Time ermöglicht auch einen genussvollen, nicht-normativen Umgang mit Zeit (siehe Kapitel 3.2.2), wobei Stolz im Sinne von Disability Pride durch zugelassene Trauer nicht verhindert werden muss (Samuels 2017), wie Ellen Samuels (2017) in Anlehnung an Heather Loves (2009) Konzept des „feeling backward“ überlegt. „For us to hold on to that celebration, that new way of being, and yet also allow ourselves to feel the pain of crip time, its melancholy, its brokenness?“ (Samuels 2017: o.S.).

Ellen Samuels (2017) schildert ihre Sehnsucht nach normativer Zeit und dass sie ihren Ärger, ihre Wut und sogar ihren Hass auf diejenigen meist unterdrückt, die diese Normen mühelos erfüllen können, während sie sich dieses Privilegs gar nicht bewusst sind (siehe Kapitel 1.2).

But we who occupy the bodies of crip time know that we are never linear, and we rage silently – or not so silently – at the calm straightforwardness of those who live in the sheltered space of normative time (ebd.: o.S.).

Unangenehme Gefühle im Kontext von Crip Time betreffen maßgeblich Erwartungen an die Zukunft. Interpretiert durch das Konzept „living in prognosis“ (Jain 2007) werden behinderte Menschen beispielsweise dann in eine liminale Situation mit unsicherer Zukunftsfähigkeit versetzt, während sie nach einer offiziell anerkannten Diagnose suchen. Derartige Marginalisierungserfahrungen können zeitlich als affektives Archiv *verlorener Zeit* (Kafer 2013) beschrieben werden – ähnlich der durch schwindende Körperfunktionen verlorenen Zeit (Samuels 2017). „With each new symptom, each new impairment, I grieve again for the lost time, the lost years that are now not yet to come“ (ebd.: o.S.). Zudem müssen behinderte Menschen – auch vor dem Hintergrund zeitlich begrenzt verfügbarer Unterstützung durch Betreuungs- und Pflegepersonen – zukünftige Körperzustände oder Energiereserven häufig antizipieren (Kafer 2013).

Mit einer verkürzten Lebenserwartung zu leben löst etwa Traurigkeit oder Schuldgefühle aus, beispielsweise über die Aussicht, Familie und Freunde zurückzulassen und ihnen zur Last zu fallen (Liddiard et al. 2019) oder keine langfristigen Zukunftspläne machen zu können (Marx 2023a). Junge Menschen mit lebensbedrohlichen oder ihre Lebenserwartung verkürzenden Beeinträchtigungen müssen sich weiter nicht nur mit den gefühlsmäßigen Auswirkungen einer *verlorenen* imaginierten Zukunft auseinandersetzen, sondern vor dem Hintergrund weitverbreiteter *tragischer* Narrative (siehe Kapitel 1.3.4) über Behinderung *und* kurze Leben auch damit, nie gefragt zu werden, wie sie sich in Bezug auf ihre Zukunft fühlen (Liddiard et al. 2019).

Zuletzt betreffen unangenehme Erfahrungen mit Crip Time auch die Vergangenheit. Kateřina Kolářová (2014: 259) hält es im Dienste von alternativen Zukunftsvisionen abseits von Fantasien einer Überwindung von Behinderung (siehe Kapitel 3.2.2) für unerlässlich, eine eventuell schmerzhafte Vergangenheit aufzuarbeiten – „to revisit and complicate the past to forge different versions of desires for crip futures“. Gemäß Ansätzen der Queer Theory, sich „rückwärtsgewandt“

(Love 2009; meine Übersetzung) zu fühlen und Negativität und Scheitern¹⁹⁷ willkommen zu heißen (Halberstam 2011), soll eine gefühlsmäßige Beteiligung solche komplexeren Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit ermöglichen, beispielsweise in Konfrontation mit der Geschichte verschwiegener Kränkungen (Kolářová 2014).

Entpathologisierung von Schmerzerfahrungen

Über den Verlust von Funktionsfähigkeit oder Zeit hinaus ist Schmerz eine Nuance von Behinderungserfahrungen, mit der sich viele Autor:innen auf eine entpathologisierende Weise auseinanderzusetzen bemühen (Wolfe 2002; Campbell 2009; Dederich 2009; Sheppard 2020a).

Schmerz ist immer eine gefühlsmäßige und keine rein körperliche Erfahrung, wobei diese Erfahrung wie auch ihr Ausdruck soziokulturell geprägt sind (Dederich 2009, 2020; Sheppard 2020a). Emma Sheppard (2020a: 8; meine Übersetzung) versteht (chronischen) Schmerz als eine „verlässlich unzuverlässige“ und daher emotionale Erfahrung zwischen Frustration, Verärgerung, Beunruhigung und Verzweiflung. Starke Schmerzen können Alltagsroutinen unmöglich machen (Dederich 2020, 2009), wenn sie das gesamte Bewusstsein dominieren (Mintz 2011). Schmerzbedingter Funktionsverlust, Erschöpfung und das somatische Schmerzempfinden selbst können sich destabilisierend und deprimierend anfühlen (Sheppard 2020a). Daher wird Schmerz oft als eine *ergreifende* und passiv machende Erfahrung beschrieben – als Antagonist (Dederich 2020, 2009) oder sogar fremdartige Präsenz im eigenen Körper (Mintz 2011). Schmerzerfahrungen rufen die eigene Körperlichkeit in Erinnerung und zeigen insbesondere die eigene Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) auf (Dederich 2020, 2009). „Disavowals of suffering thus *block access* to what is most *disabling* about disability: its unmasterability, its noncompliance, and its radical resistance to meaning“ (Mollow 2014: 200; ihre Hervorhebung). Schmerz kann aufgrund seiner Unbeeinflussbarkeit (Dederich 2012) als überwältigende „sinnliche Wahrnehmungsexplosion“ (Winter 2023: 243; meine Übersetzung) erlebt werden.

197 Merri Lisa Johnson (2015) weist darauf hin, dass eine nuancierte Repräsentation von Scheitern den Begriff „queer failure“ (Halberstam 2011) verkompliziere. Die positive Neubewertung des Scheiterns, wie sie von der Queer-Theorie vorgeschlagen werde, stütze sich auf ableistische Privilegien, wobei mit Scheitern und Verlust verbundene unangenehme Gefühle übersehen werden – „the distress of failures embodied in lives gone haywire, symptoms run rampant, personal lives devolving into uninhabitable havoc“ (Johnson 2015: 264; ihre Hervorhebung).

Dabei kann eine veränderte Sichtweise auf (chronische) Schmerzen diese teilweise lindern (Wendell 1996; Dederich 2012), was sich als eine Begründung dafür lesen lässt, dass mit chronischen Schmerzen lebende Menschen als für ein Leben *mit* Schmerzen bedeutsam beschreiben, ihre Schmerzerfahrungen mitteilen zu können (Sheppard 2020a; siehe Kapitel 2.2.3). Chronische Schmerzen können nicht durch eigenes Handeln gestoppt werden. Daher können mit Schmerzen lebende Menschen lediglich ihre Schmerzdeutungen revidieren, etwa indem sie sich selbst daran erinnern, dass die jeweilige Schmerzempfindung *bedeutungslos* sei, keinen z.B. spirituellen (siehe Kapitel 2.2.3) Zweck habe und nicht nach Aktivität oder Widerstand verlange. Akzeptanz statt Verdrängung wird dabei das Potenzial zugeschrieben, das durch Schmerz verursachte Leid zu lindern (Wendell 1996).

For example, it is a fascinating paradox that a major aspect of the painfulness of pain, or I might say the suffering caused by pain, is the desire to get rid of it, to escape from it, to make it stop. A cultivated attitude of acceptance toward it, giving in to it, or just watching/observing it as an experience like others, can reduce the suffering it usually causes (ebd.: 171).

Susan Wendell (1996) beschreibt, wie sie ihre chronischen Schmerzen sogar transformieren kann, etwa in mentale Bilder, Gedanken, Emotionen oder Schlaf, indem sie ihnen verstärkte – und damit zeitaufwendige – Aufmerksamkeit widmet. Ihre Ausführungen vermitteln nuancierte Vorstellungen darüber, was chronische Schmerzen eigentlich problematisch macht, und wie mit ihnen umgegangen werden kann.

If I focus my attention fully on the pain, in which case I must stop doing everything else, I am usually able to relax ‘into it’. [...] Perhaps if I remained focussed upon it in this way, I would rarely suffer from pain, but I do not want to devote much conscious attention to this process. Other things interest me more, and this, for me, is the problem of pain (ebd.: 172).

Bei der Beschäftigung mit dem subjektiven Schmerzerleben sollten dabei strukturelle Faktoren, die das subjektive Erleben prägen, nicht übersehen werden. Disability-Studies-Autor:innen, die sich mit Schmerzerfahrungen befassen, berücksichtigen etwa Umweltfaktoren und soziale Anpassungen (Wolfe 2002) oder Stigmatisierung und Abjektion (Sheppard 2020a).

Es lässt sich konstatieren, dass eine nuancierte Darstellung behinderter Subjektivität in Theorie oder Kunst auch unangenehme Gefühle miteinbezieht, die mit Beeinträchtigungen *und* Dis/ableismus verbunden sind. Insbesondere versuchen die Disability Studies, die Erfahrung von traumatischen Ätiologien, Funktionsverlusten, Crip Time und Schmerzen zu entpathologisieren.

Was ist nun der Nutzen von Reclaiming als Fühlstrategie? In einer dis/ableistischen Gesellschaft fordern behinderte Menschen verletzende Behinderungserfahrungen als Überlebensstrategie (siehe Kapitel 3.3.2) oder im Dienste einer emanzipatorischen Wissensproduktion (siehe Kapitel 3.3.3) zurück, wie die beiden folgenden Abschnitte darlegen.

3.3.2 Überleben in einer dis/ableistischen Gesellschaft

Einige Autor:innen der Disability Studies argumentieren, dass mit unangenehmen Gefühlen umzugehen notwendig sei, um Behinderung psychisch *gesund* zu überleben (Watermeyer/Swartz 2016), da es einer Internalisierung von Dis/ableismus wie auch einer Individualisierung des sozialen Problems Behinderung entgegenwirke, wenn durch Dis/ableismus verursachtes Leid und Arbeit (siehe Kapitel 2.1) sichtbar gemacht werden (Campbell 2009). „Illness should not be romanticized. It ruins lives. I am contending, however, that suffering should not be rendered unspeakable or shameful: this compounds it by isolating and stigmatizing the sufferer“ (Wolfe 2002: 263). Das Ausdrücken der subjektiven Erfahrungen behinderter und chronisch kranker Menschen soll also weitere Verletzungen verhindern (Hutson 2009b; Kafer 2016). Christiane Hutson (2016: 240) mahnt dazu, Gewalt nicht zu ignorieren, denn „[s]ie trifft uns trotzdem“. Dabei wird das Schweigen über verletzte Gefühle, die in einer diskriminierenden Gesellschaft auftreten, als an sich schmerhaft beschrieben (siehe Kapitel 3.1.1), da Opfer von Gewalt dazu neigen, sich zu schämen und sich selbst die Schuld für Erfahrungen zu geben (Hutson 2009b).

Sobald ich beispielsweise außer Haus bin, muss ich damit rechnen, mit gewaltvollen Blicken als ‚krank‘ markiert zu werden. Ich finde diese Situationen verletzend, oftmals habe ich auch Angst oder vermeide es, draußen zu sein. Aber – und das ist der Kernpunkt meines Beitrages – wenn ich schon verletzt wurde, dann halte ich es für notwendig, meinen Verletzungen Aufmerksamkeit zu schenken (Hutson 2010: 69; ihre Hervorhebung).

Laut Brian Watermeyer (2009) erfordere psychisch *gesund* zu überleben Ressourcen wie Energie und Zeit. Das Befolgen von Gefühlsnormen, die verlangen, dass stereotyp mit Behinderung assoziierte Gefühle verborgen oder gar nicht erst erlebt werden (siehe Kapitel 2.1.2.1), binde die Energie und Zeit behinderter Menschen stattdessen an eine unmöglich zu erfüllende Aufgabe. Die Widerlegung von Stereotypen schützt Watermeyer gerade deshalb als unmöglich ein, weil diese Stereotypen bestätigende Gefühle wie Traurigkeit oder Wut in einer dis/ableistischen Gesellschaft durchaus ihre Berechtigung haben können

(ebd.). Den Ursprung verletzter Gefühle zu begreifen, kann in dieser Lesart die Integration eben jener Gefühle in die eigene Biografie und Subjektivität erleichtern (Radtke 2011). Brian Watermeyer (2009) vertritt die These, dass behinderte Menschen in denselben abwertenden Stereotypen verhaftet bleiben, die sie zu widerlegen versuchen, und dadurch in Dis/ableismus verwickelt bleiben. Wenn behinderte Menschen eigene Gefühle stattdessen anerkennen, selbst wenn diese möglicherweise Stereotype bestätigen, brechen sie dieses vergebliche Unterfangen ab und können ihre Aufmerksamkeit dann auf eigene gefühlsmäßige Bedürfnisse richten. Ähnlich beschreibt Nati Radtke (2011) Kraft daraus zu schöpfen, verletzte Gefühle zuzulassen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Zudem könne sie sich damit ihre Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit zugestehen, die sie zuvor verborgen musste, um sich vor wiederholten Verletzungen zu schützen. Sally Whitney-Mitchell rahmt eine Anerkennung von Leid in ähnlicher Weise als Voraussetzung für Hoffnung (Whitney-Mitchell/Runswick-Cole 2022).

Hope is central to my life; hope is what gets me through my struggles. But what may seem difficult for others to understand is that what has brought me to hope is suffering. My personal journey has involved a great deal of suffering (ebd.: 65).

Entpathologisierung unangenehmer Behinderungserfahrungen

Reclaiming kann das Überleben in einer dis/ableistischen Gesellschaft dadurch ermöglichen, dass das Erleben behinderter Menschen entpathologisiert wird (Liddiard 2013). In diesem Sinne kann der Umgang mit schwierigen Gefühlen die Grenzen verpflichtender Able-mindedness (siehe Kapitel 2.2.1) verschieben. “The failure to feel a certain way is not a failure anymore” (Forrest 2020: 86). So sollten die Erfahrungen von Menschen mit psychischen Erkrankungen entstigmatisiert werden, indem ihnen zugetraut wird, ihre eigenen psychischen Zustände zu bewerten und auszudrücken (ebd.).

Mehrere Autor:innen der Disability Studies fordern darüber hinaus die Gefühle nichtbehinderter Eltern zu entpathologisieren (McLaughlin/Goodley 2008b; Watermeyer/McKenzie 2014), und zwar zum Wohle ihrer behinderten Kinder. Ihnen sollte zugestanden werden, die für Elternschaft typische Mischung an Gefühlen auszudrücken und anzuerkennen – einschließlich aversiver Gefühle (Watermeyer/McKenzie 2014). Obwohl Gefühle von Verlust, Trauer oder Stress, die viele Eltern anlässlich der Geburt eines behinderten Kindes zum Ausdruck bringen, in einem zu Recht kritisierten *tragischen* Narrativ von Behinderung wurzeln (siehe Kapitel 1.3.4), lässt sich diskutieren, dass diese Gefühle doch verarbeitet werden müssen (McLaughlin/Goodley 2008b). Dabei

wirken sich elterliche Gefühle auf frühe Eltern-Kind-Beziehungen und damit auf das sich entwickelnde Selbstverhältnis des Kindes aus (Wattermeyer/McKenzie 2014). „The emotional disquiet some parents experience can find expression in negativity directed towards the child as the source of that disquiet“ (McLaughlin/Goodley 2008b: 56). Nati Radtke (2011) schildert schmerzhafte autobiografische Erinnerungen mit solch abweisenden elterlichen Gefühlen, die ihr bleibendes Leid zufügten, das über alle anderen schmerzhaften Behinderungserfahrungen herausragt. In ihrem Elternhaus erlebte sie Ausgrenzung, Abwertung, Beschuldigung und Beschämung und fühlte sich einsam und verraten. Sie fühlte sich als ungewolltes Kind und als lediglich *geduldet*. Ihrem Eindruck nach hörte ihre Familie zu keinem Zeitpunkt auf, ihr Lebensrecht infrage zu stellen. Routinemäßig musste sie ihren Vater von seinen Gefühlen der Scham und Hilflosigkeit entlasten (siehe Kapitel 2.1.1.2), weil er kein Heilmittel gegen ihre voranschreitende Erkrankung fand. Ferner wurde sie von ihren Eltern in Ehestreitigkeiten hineingezogen, bei denen sie sich so unsichtbar wie möglich machen musste, um sich vor Gewalt zu schützen. Den letztendlichen Bruch mit ihrer Herkunftsfamilie beschreibt sie mit den Worten, ihren „Platz in der Familie aufgegeben“ (ebd.: 129) zu haben.

Mehrere Autor:innen der Disability Studies heben insbesondere das Potenzial von Disability Poetry hervor, um unangenehme Behinderungserfahrungen zu entpathologisieren (Kuppers 2008; Mintz 2011; Scheuer 2011). Poesie gilt als geeignet, um ungewohnte und schwer zu artikulierende Gefühle auszudrücken – wie etwa Schmerzempfindungen, die sich Beschreibungen und Sinnerinnerungen entziehen. Autobiografische literarische Gattungen, die stilistische Freiheiten zulassen, scheinen besonders geeignet (Mintz 2011), um die Singularität der Schmerzerfahrung zu würdigen (Kuppers 2008) und die vielschichtigen Erfahrungsdimensionen des Schmerzes auszudrücken (Mintz 2011). Poesie kann die Grenzen dessen verschieben, was über somatische Erfahrungen, Gefühle oder Krankheit gesagt werden darf, und die Art und Weise des Sprechens über bestimmte, mit Behinderungserfahrungen zusammenhängende Gefühle verändern (Scheuer 2011). Als ein Beispiel analysiert Susannah Mintz (2011) einen lyrischen Essay, der mit einer imaginären Schmerzskala spielt (wobei höhere Zahlen und Intensität nicht übereinstimmen). Die Skalierung, die normalerweise den Zugang zu Unterstützungsleistungen legitimiert (siehe Kapitel 2.3.1), entpuppt sich dabei als ein fixierendes Konstrukt, das keine Informationen über biografisch kontextualisierte Bedeutungen von Schmerz bietet. In Anlehnung an Sara Ahmeds (2014b) Verständnis von Emotionen als ausgelöst durch zirkulierende Objekte, die Bedeutung akkumuliert haben (siehe Kapitel 1.4), kann poetische Sprache neue Metaphern und

Assoziationen erkunden. Sie kann ein soziales Verständnis von Emotionen¹⁹⁸ fördern, wenn sie die Komplexität vermeintlich *negativer Emotionen* wie Schmerz, Verlust, Traurigkeit oder Wut vermittelt (Scheuer 2011).

While disability theorists must continue to critique stereotypical or banal representations of disability as a sign of loss, pity, or fear, disability poets and artists must remain open to addressing taboo or uncomfortable topics, even if those topics involve the exploration of profoundly negative emotions (ebd.: 157).

Anstatt die Involviertheit der Disability Studies in die Widerlegung eines *tragischen* Narrativs von Behinderung zu übernehmen (siehe Kapitel 1.3.4), versuchen einige Autor:innen, die Grenzen akzeptabler Gesprächsthemen auch im akademischen Umfeld selbst zu verschieben (Donaldson/Prendergast 2011; Greenberg 2018; Marx 2023b), etwa um die Offenlegung von Magen-Darm-Beschwerden (Marx 2023b). “I firmly believe that such disclosures remain necessary in (and beyond) disability studies, in order to expand the field and to challenge precisely the discomfort and shame I feel when talking about my disabled body” (ebd.: 218).

Insbesondere bei wissenschaftlichen Konferenzen kann ein Reclaiming von unangenehmen Gefühlen, wie Schmerz oder Reizüberflutung Raum schaffen, um über körperliche Bedürfnisse zu sprechen (Greenberg 2018) und neu auszuhandeln, welches Verhalten in diesem Kontext als angemessen gilt (Donaldson/Prendergast 2011).

[C]rying at a conference presentation is a transgression that foregrounds issues central to both feminism and Disability Studies in potentially productive ways. Our bodies, and our minds, do not always conform to prescribed norms and regulations. Crying when one wishes not to cry is both a bodily refusal and an inability to contain or to be contained by these rules (ebd.: 130).

Sichere Räume und unterstützende Gemeinschaften als Voraussetzungen für ein Reclaiming

Um zu überleben und Ressourcen für politischen Aktivismus oder eine emanzipierte Wissensproduktion (siehe Kapitel 3.3.3) aufzubauen, sind als sicher empfundene Räume im Sinne von „„safe‘ spaces““ (Kafer 2016: 1) und unterstützende Gemeinschaften notwendig. Sie werden

198 Poesie wird oft eine Individualisierung und Entpolitisierung von Behinderung vorgeworfen, wenn subjektive Erfahrungen auf emotionale Weise zum Ausdruck gebracht werden. Dennoch kann Poesie individuelle Gefühle öffentlich machen und damit kollektivieren – im Sinne einer Anerkennung der Produktivität des Schreibens über vermeintlich *negative Emotionen* für einen sozialen Wandel (Scheuer 2011).

benötigt, um kollektive Traumata – durch eine feindselige Welt zugefügte Kränkungen (Campbell 2009) – sowie individuelle traumatische Erfahrungen mit andauernden Nachwirkungen in Form von Flashbacks, Panikattacken oder Depressionen auszudrücken und potenziell zu lindern (Kafer 2016). In den Disability Studies werden *sichere* Räume dazu eingefordert, sich mit verletzenden Erfahrungen und verdrängten unangenehmen Gefühlen wie Schmerz, Trauer, Enttäuschung oder Scham auseinanderzusetzen (Hutson 2009a), sich von Kränkungen zu erholen oder zu distanzieren und dabei Mitgefühl mit sich selbst zu entwickeln (Watermeyer/Swartz 2016). Darüber hinaus sollen sichere Räume gegenseitige Fürsorge und Bindung kultivieren (Hutson 2009a; Liddiard 2018) – “affective coalition in response to pain and struggle” (Forrest 2020: 77). Behinderte Menschen beschreiben einen solchen gefühlsbezogenen Peer Support als emanzipatorisch und empowernd (Lorenzo 2003; Hutson 2009a; Liddiard 2018). Nichtbehinderte Eltern engagieren sich auf ähnliche Weise für ein Empowerment ihrer behinderten Kinder, indem sie versuchen, Räume schaffen, die sicher vor dis/ableistischer Diskriminierung sind (Douglas et al. 2021).

Wann kann ein Raum nun als *sicher* bezeichnet werden? Es besteht ein breit geteilter Konsens darüber, dass *sichere* Räume urteilsfrei (Watermeyer 2009; Liddiard 2018) und anerkennend (Watermeyer/Swartz 2008; Kafer 2016; Forrest 2020) sein sollten sowie unbürokratische¹⁹⁹ Reaktionen etwa auf ausgedrücktes Leiden etablieren sollten (Rogers 2015; Kafer 2016). Wenn schwierige oder unangenehme Gefühle nicht vorschnell zurückgewiesen werden, können behinderte Menschen ihre subjektiven Erfahrungen ganzheitlich artikulieren (Watermeyer 2009). *Sichere* Räume ermöglichen es, sich mit diesen Gefühlen auseinanderzusetzen (Watermeyer/Swartz 2008; Kafer 2016). Um den Mut zu finden, Gefühle mitzuteilen, die stereotyp mit Behinderung assoziiert werden, müssen behinderte Menschen dabei darauf vertrauen können, dass diese stereotypen Zuschreibungen nicht den zukünftigen Eindruck anderer Menschen von ihnen beherrschen werden (Watermeyer 2009).

199 Tanya Titchkosky (2020) weist auf das paradoxe Phänomen hin, dass Behinderung über die *Unfähigkeit* definiert werde, Regeln zu befolgen – und somit als legitime Ausnahme etwa von ableistischen Leistungsstandards (siehe Kapitel 3.1.2) gefasst werde, dann aber durch die Einführung weiterer Regeln verwaltet werden solle. Behinderung hat jedoch ein disruptives Potenzial – “imagined as *life* and not merely *adverse effect*” (Titchkosky 2020: 204; ihre Hervorhebung). In Bezug auf *sichere* Räume schlage ich vor, dass eine unbürokratische Reaktion auf zum Ausdruck gebrachte unangenehme Gefühle beziehungsorientiert ist, also ausgehend von den individuellen Bedürfnissen der Beteiligten untereinander ausgehandelt werden muss, wie miteinander umgegangen werden soll.

Wenn sich behinderte Menschen sicher fühlen sollen, individuelle oder kollektive Traumata auszudrücken, ist die Vermeidung von Retraumatisierung²⁰⁰ von zentraler Bedeutung (Kafer 2016; Burch 2021a). Alison Kafer (2016) erörtert Triggerwarnungen als möglichen Ansatzpunkt, um sicherere – und somit auch barriereärmere – Räume zu schaffen, die Selbstfürsorge ermöglichen. Allerdings lassen sich gefühlsmäßige Reaktionen – und damit auch traumatische Reaktionen – nicht vollständig vorhersehen (Burch 2021a). Traumata folgen unvorhersehbaren Zeitabläufen, die sich durch einmalige Ankündigungen nicht auflösen lassen. „Rather than assume that the trigger warning ‘cures’ histories of trauma, or that ‘safe’ spaces can be created that prevent such pain, we can see such warnings as an opening“ (Kafer 2016: 17). Durch die Konzentration auf die Wirkung von Worten und Handlungen anstatt auf Absichten können Räume geschaffen werden, in denen Traumata achtsamer begegnet werden, was die Verantwortung für Traumata verlagere und subjektive Erfahrungen anerkenne (Rakes 2019), die oft als *hysterisch* abgetan werden (siehe Kapitel 2.2.3). Weiter schlägt Alison Kafer (2016) vor, dass Räume dadurch sicherer gemacht werden können, dass traumatische Erfahrungen als allgegenwärtig vorausgesetzt werden. Die Erfahrungen sozialer Gruppen, die innerhalb der Disability Studies marginalisiert werden – wie etwa queere, neurodiverse, armutsbetroffene und der Arbeiter:innenklasse zugehörige behinderte Menschen oder behinderte Menschen of Colour – weisen darauf hin, dass Sicherheit *erwarten* zu können, bereits ein Privileg darstelle. Um Räume sicherer zu machen, solle das Fachpublikum in Forschung und Lehre der Disability Studies dazu ermutigt werden, die zur Auseinandersetzung mit den präsentierten Inhalten jeweils benötigte Unterstützung zu eruiieren und einzufordern (ebd.). Und schließlich kann sich sicher zu fühlen von „access intimacy“ (Mingus 2011a) abhängen (siehe Kapitel 2.1.1.1), also dem Vertrauen, dass andere Menschen den eigenen Zugangsbedürfnissen verständnisvoll begegnen und Verantwortung für Barrierefreiheit mittragen (Whitney-Mitchell/Evans 2022).

Da *sichere* Räume und unterstützende Gemeinschaften schwer zu finden sind, tauchen sie manchmal an unerwarteten Stellen auf, wie etwa in wissenschaftlichen Beiräten (Liddiard 2018), partizipativen

200 Die Vermeidung von Retraumatisierung ist ein ethisches Gebot in der qualitativen Forschung, die eine tiefere Auseinandersetzung mit offenbarten Erlebnissen fördert, wie etwa durch kreative Methoden. Emotional schwierige Gespräche zu initiieren, kann psychische Krisen auslösen. Daher sind *sichere* Räume, in denen behinderte Menschen ihre eigenen Geschichten verfassen, einander zuhören und sich gegenseitig unterstützen können, eine Voraussetzung für diese Art von Forschungsvorhaben (Burch 2021a).

Forschungsgruppen (Liddiard/Watts 2022) oder sogar dort, wo behinderte Menschen BDSM-Praktiken (siehe Kapitel 3.2.3) ausleben (Sheppard 2018, 2019, 2020a). Da BDSM mit Schmerzen spielt, scheint kontraintuitiv, dass sich mit chronischen Schmerzen lebende Menschen freiwillig auf solche sexuellen Praktiken einlassen, die ihnen noch mehr – wenn auch vorübergehende – Schmerzen bereiten. Allerdings bietet „kink play“ (Sheppard 2019: o.S.) die Möglichkeit, über die Art und Weise der Schmerzerzeugung und den Zeitpunkt der Beendigung der schmerzverursachenden Aktivität jederzeit selbst zu entscheiden. Darüber hinaus ermöglichen BDSM-Praktiken den offenen Ausdruck von und somit die Auseinandersetzung mit Verletzlichkeit und anderen gefühlsmäßigen Aspekten von Schmerz²⁰¹ in einem Raum, der frei von Be- und Verurteilung ist (ebd.). „This vulnerability is welcomed – even encouraged – in kink. [...] [K]ink play served as a space in which to relieve the social pressure to contain responses to pain“ (ebd.: o.S.).

Reclaiming zielt also als Überlebensstrategie in einer behindernden Gesellschaft darauf ab, die Erfahrungen behinderter Menschen zu entpathologisieren und sich verpflichtender Able-mindedness zu widersetzen – etwa durch Disability Poetry. Die Relevanz von *sicheren* Räumen für den Ausdruck schwieriger Gefühle ist unbestritten. Da *sichere* Räume rar sind, scheinen Disability Studies und Behindertenbewegungen gut beraten, diese proaktiv zu gestalten und sie auch an unerwarteten Stellen zu suchen.

3.3.3 *Emanzipatorische Wissensproduktion*

Über das subjektive oder kollektive Wohlbefinden behinderter Menschen hinaus werden verletzte Gefühle als Ressource für die Wissensproduktion in Forschung oder politischem Aktivismus erachtet. Einige

201 Obwohl Emma Sheppard (2018, 2019, 2020a, 2020b) ihre Theoretisierung von Schmerzen selbst als Crippling (siehe Kapitel 3.2) rahmt, können einige ihrer Gedanken auch im Sinne eines Reclaimings gelesen werden – ausgehend von der Annahme, dass das gefühlsmäßige Erleben chronischer Schmerzen eher schwierige und unangenehme Gefühle betrifft. „Kink can be a space to *scream and cry*, but also a space to be *cheeky, playful, silly, moody, and annoyed*, without wider recourse“ (Sheppard 2020a: 13; meine Hervorhebungen).

Autor:innen plädieren dafür, sich kollektiv mit unangenehmen Gefühlen auseinanderzusetzen, um diese schließlich politisch²⁰² zur Förderung eines soziokulturellen Wandels zu nutzen (Watermeyer/Swartz 2016). Im Anschluss an Audre Lorde (1997b) ist der politische Einsatz von Wut bedeutsam für Empowermentprozesse – auch oder gerade dann, wenn sie aufgrund der eigenen Verstrickung in Diskriminierung unangenehm ist. Sich Wut *einzugestehen*, mache es möglich, jene Informationen zur Kenntnis zu nehmen, die diese in Reaktion auf strukturelle Diskriminierung vermittelte. Das Schweigen über die persönlichen und psychologischen Auswirkungen dis/ableistischer Diskriminierung zu durchbrechen (Watermeyer 2009)²⁰³ soll es behinderten Menschen ermöglichen, eine politische Bewegung (Watermeyer/Swartz 2016) oder unterstützende Gemeinschaften (Marks 1999) aufzubauen. In Anlehnung an Theodor Adornos (2003 [1966]) negative Dialektik²⁰⁴, strebt Kelly Fritsch (2013a) etwa nach alternativen Formen eines Feierns von Differenz (siehe Kapitel 3.2.1), die anerkennen, dass behinderte Menschen auf unterschiedliche Weise *leiden*. Und Brian Watermeyer (2009) sieht in den *gefühlsmäßigen* Folgen von Unterdrückung sogar ein zentrales Hindernis auf dem Weg zu einer weltweiten, revolutionären Behindertenbewegung.

Political movements, like people themselves, cannot become strong by denying what is stigmatized as weak – strength comes from recognizing, naming and engaging with the difficult emotional issues which oppression causes, and may even be designed to cause (Watermeyer/Swartz 2016: 275).

Solche Forderungen beruhen auf der feministischen Auffassung, dass das private Leben *politisch* sei (Marks 1999; Liddiard 2013; Douglas et al. 2021) – “[r]evealing linkages between structural and psycho-emotional forms of *disablism*” (Liddiard 2013: 126). Eine Politisierung des Privatlebens entpathologisiert demnach das gefühlsmäßige Erleben behinderter Menschen (ebd.) und eröffnet die Möglichkeit, etwa Wut oder gar Rage für Widerstand und Aktivismus zu erschließen (Douglas et al. 2021). “[W]e cannot separate feelings from action” (ebd.: 48). Leah

202 Für eine differenzierte Diskussion einer Nutzbarmachung von Gefühlen für politischen Aktivismus siehe Frederik Metje (2023).

203 Es lässt sich weiter argumentieren, dass ein kollektives Reclaiming unangenehmer Beeinträchtigungsfolgen (Thomas 1999, 2007; siehe Kapitel 1) wie etwa Schmerzen für viele behinderte und kranke Menschen ein Gefühl der Zugehörigkeit zu Behindertenbewegungen fördern könnte (Wolfe 2002).

204 Theodor Adornos und Max Horkheimers (2010 [1944]) „Dialektik der Aufklärung“ beschreibt u.a. eine Kommodifizierung von Erfahrung, die Leiden als konsumierbare Geschichte entpolitisiert (Fritsch 2013a).

Burch (2021a: 398; meine Hervorhebung) versteht die Auseinandersetzung mit unangenehmen Gefühlen im Zusammenhang mit dis/ableistischer Gewalt als Voraussetzung für einen Widerstand gegen ebendiese Gewalt: “The vulnerabilities associated with exposing our emotional work can provoke moments of resistance that are fundamental to *reclaiming experience* and challenging hate crime“.

Ein Reclaiming verletzter Gefühle könnte eventuell auch notwendig sein, um erfolglosen politischen Aktivismus einzuordnen. Katherine Runswick-Cole und Sara Ryan (2019) versuchen zu begreifen, warum der Aktivismus von Müttern behinderter Kinder immer wieder scheitert. Da sich die Schwerpunkte ihrer Interessenvertretung über die Lebensspanne ihrer Kinder wandeln, haben die verschiedenen Generationen mütterlicher Aktivist:innen nur selten Überschneidungspunkte. Jede neue Generation beginne ihre Bemühungen, *Bewusstsein* zu schaffen oder die Öffentlichkeit *aufzuklären* optimistisch, hoffnungsvoll und unerschrocken und betone etwa die positiven Aspekte ihrer Kinder oder ihres Familienlebens.

Typically, they did not ‘know’ before the diagnosis of their child, but once they ‘know’ it becomes important to let others know that their children are routinely and persistently denied entry into the category of fully human (ebd.: 1130).

Viele Mütter älterer behinderter Kinder schätzen die Wirksamkeit von politischem Aktivismus, der Aufklärungsarbeit oder Bewusstseinsbildung leisten will, viel pessimistischer ein. In ihrer Einschätzung sind Hinweise auf eine Diskriminierung ihrer behinderten Kinder nicht etwa verborgen, sondern auf breiter Basis verfügbar. In dieser Phase ihrer Interessensvertretung werden sie dann häufig als *wütend* empfunden – selbst von anderen mütterlichen Aktivist:innen, die weiterhin voller Hoffnung in die Zukunft ihrer Kinder blicken (ebd.). “A heavy price can be paid for campaigning as mothers are seen as troublesome and even ‘toxic’ to the extent that this impacts on their physical and mental health, and the care their children receive” (ebd.: 1129). Aufmerksamkeit auf ihre als *unangenehm* empfundenen Gefühle zu richten kann mütterliche Aktivist:innen somit davon entlasten, entweder idealisiert oder diskreditiert zu werden (ebd.).

Reclaiming für eine emanzipatorische akademische Wissensproduktion

Zudem wird der Umgang mit unangenehmen Emotionen als eine Ressource für die akademische Wissensproduktion diskutiert. Disability-Studies-Autor:innen fordern Wut (Cheyne 2016), Trauer (Watermeyer 2017), Angst (Liddiard 2018), Verlegenheit und Scham (Parrey 2020; Tabin et al. 2020) oder Ekel (Campbell 2009) zurück, um für eine

selbstbestimmte Wissensproduktion in den Disability Studies einzutreten. Die Anerkennung verschiedener unangenehmer Emotionen als nützlich ist dabei vor dem Hintergrund einzuordnen, dass das Engagement vieler Wissenschaftler:innen für das Forschungsfeld der Disability Studies als erfahrungsbasiert gefasst werden kann. “Many if not most of us come to Disability Studies with this experiential knowledge, and we know that experiential knowledge is necessarily emotional knowledge” (Chrisman 2011: 179).

Auch wenn gefühlsmäßige Motivationen von Forschung (Whitney-Mitchell/Evans 2022) im akademischen Kontext üblicherweise nicht zugestanden und in Veröffentlichungen meist ausgeklammert (Bergman Blix 2015; Wettergren 2015) werden, kann etwa Wut über Dis/ableismus und allgegenwärtige Barrieren ein starker Motivator für Forschung sein (Cheyne 2016). Auf ähnliche Weise denkt Alison Kafer (2013) über Verlust als treibende Kraft für ihre aktivistische Forschung zum Ökofeminismus nach²⁰⁵. “[L]oss is undeniably one of the motivations behind this chapter, behind my concern with trails and beaches and access” (ebd.: 140).

Der Beschäftigung mit unangenehmen Behinderungserfahrungen wird weiter das Potenzial zugeschrieben, dis/ableistische Diskriminierung offenzulegen (Campbell 2009; Hutson 2009a; Watermeyer 2017; Parrey 2020). Inspiriert von Ann Anlin Chengs (2001) Begriff der „racial melancholia“²⁰⁶ ruft Brian Watermeyer (2017) behinderte Menschen dazu auf, ihre Erfahrungen mit Diskriminierung und Ausgrenzung angesichts des ständigen Assimilationsdrucks an verpflichtende Nichtbehinderung angemessen zu betrauern (siehe Kapitel 1.2.1, 2.2.1). Um entstigmatisierende und kollektive, *sichere* Räume zu schaffen, fordert auch Ryan Parrey (2020), die sich in Disability Studies Seminaren über eine Bewusstwerdung dis/ableistischer Diskriminierung eventuell einstellende Verlegenheit nicht zu vermeiden oder

205 Alison Kafer (2013) beschreibt ihre Erfahrungen mit als *natürlich* empfundene Umwelten trotz kulturell assoziierter *positiver* Gefühle als gleichermaßen von Verlust geprägt. “I cannot deny that I feel different ‘outside,’ away from traffic and exhaust pipes and crowds of people. That I have been conditioned to feel this way does not change the fact that I feel more at peace in my body when perched on the side of a cliff, or gazing over a meadow, or surrounded by sequoias. Loss factors into all of this because such experiences are made much more difficult by the body I have now, the body that relies primarily on a wheelchair for mobility” (Kafer 2013: 140).

206 Sigmund Freud (1969[1917]) unterschied Melancholie als überdauernde Trauer von *gesunden* Formen der Trauer – eine Pathologisierung von Gefühlen aufgrund ihrer Zeitlichkeit, die sich oft gegen behinderte Menschen richtet (siehe Kapitel 2.2.1).

prompt zu überwinden. “A large part of the emotional weight of disorientation involves not only the exposure of these things but the feeling(s) of being exposed” (ebd.: 52f.).

Mehrere Disability-Studies-Autor:innen diskutieren das Potenzial einer Auseinandersetzung mit Scham, um für behindernde Narrative zu sensibilisieren etwa in Bezug auf eine umstrittene Unterstützungswürdigkeit (Tabin et al. 2020; siehe Kapitel 1.2.2) oder einer Individualisierung der Verantwortung für Gesundheit und Glück (Hutson 2009a; siehe Kapitel 2.2). Laut Christiane Hutson (2009a) *spüren* behinderte und chronisch kranke Menschen, wenn sie für ihren Gesundheitszustand verantwortlich gemacht und beschämten werden, etwa wenn Krebs mit Depressionen in Verbindung gebracht wird (Lorde 1997a) im Sinne eines Scheiterns, glücklich zu sein oder zu werden (siehe Kapitel 1.2, 2.2). Scham wird hier nicht als Antonym von Stolz aufgefasst, sondern mit dem Potenzial verbunden, den Widerstand behinderter Menschen gegen solch schädliche Narrative zu ermöglichen (Tabin et al. 2020). Ähnlich diskutiert Fiona Kumari Campbell (2009), dass Ekel für die behindernde Zurückweisung jeglichen Begehrrens behinderter Körper als Fetisch (siehe Kapitel 2.2.4) sensibilisieren könne.

[T]ransabled people, conjoined twins and devotees tend to recall the disgust of disability. Instead of denying such a reaction because it might appear to offend modern sensibilities of relative inclusion it would be better to turn towards disgust and make it a ‘good place’ a site of rumination, witnessing and reflection that unveils subtle ableist impulses (ebd.: 193).

Aus einer intersektionalen Perspektive fordert Christiane Hutson (2016) chronisch kranke Menschen of Colour zu einer eigenen Wissensproduktion auf, um sich gegen unterdrückende Epistemologien zu wehren, und zwar durch das Aufspüren und Zurückweisen von projizierten unangenehmen Gefühlen. Ähnlich könnte eine ökofeministische Theorie, die auf Einschränkung, Frustration oder Scheitern gebaut ist, auch nicht-normative Naturerfahrungen erfassen (Kafer 2013), sodass die Zugehörigkeit behinderter Menschen zu Freiräumen nicht infrage gestellt werde (siehe Kapitel 2.3.2).

Solche Gegen-Epistemologien vermitteln dabei auch ein situiertes Wissen darüber, wie es sich *mit* Behinderung und chronischer Krankheit leben lässt (Wendell 1996; Bé/Sheppard 2023; Winter 2023). Laut Helen Meekosha (2000) ließe eine nuancierte Repräsentation von herausfordernden leiblichen Erfahrungen gegenseitige Unterstützung in Behindertenbewegungen zu. Wenn behinderte Menschen sich über solche Erfahrungen austauschen, können sie voneinander mit diesen umgehen lernen (Bé/Sheppard 2023). Voneinander zu lernen lässt sich deshalb als von besonderer Relevanz diskutieren, da in der Medizin

kein angemessenes phänomenologisches Vokabular für Krankheitserfahrungen zur Verfügung stehe (Wendell 1996). Situiertes Wissen ist umso wertvoller, als die Mehrheit der behinderten und chronisch kranken Menschen ihre Beeinträchtigungen erst im Laufe ihres Lebens erwirbt (Bê/Sheppard 2023). “[A]lmost none of them will be well equipped to deal with this experience because we do not share the essential knowledge that would permit someone to navigate these waters with less disquiet” (ebd.: 135). Alison Kafer (2016) ruft ferner dazu auf, ein anti-ableistisches Vokabular über den Zusammenhang zwischen Behinderung und (andauerndem) Trauma im Sinne eines „Gefülsarchivs“ (Cvetkovich 2006; meine Übersetzung) aufzubauen.

Ein Beispiel für diese Art von situiertem Wissen teilt Margaret Price (2015), wenn sie beschreibt, welche Reaktion auf psychische Krisenzustände sie bei Selbstverletzungsversuchen als hilfreich empfindet. Im Mittelpunkt dieser Reaktion sollte dann der Wunsch stehen, sie dabei zu unterstützen, den psychischen Schmerz zu lindern, der Selbstverletzung überhaupt erst veranlasst. Dazu müssen ihre Erfahrungen als echt, legitim und bedeutsam anerkannt werden, anstatt sie als *verrückt* abzutun. “[W]hen people experience pain, their experiences should be treated as *real*. And in some cases, as *really bad*” (ebd.: 276; ihre Hervorhebungen). Als weiteres Beispiel für situiertes Wissen gibt Susan Wendell (1996) Einblicke in ihr Leben mit chronischen Schmerzen und Erschöpfung – ein Leben, das sie nicht auf einen späteren Zeitpunkt aufzuschieben versucht, wenn es ihr einmal besser gehe. So beschreibt sie eine Technik, ihren eigenen physischen Körper quasi zu transzendifieren, in dem Sinne, dass ihr Selbstbewusstsein, ihre Reflexionsfähigkeit und ihre Gefühle dann in gewisser Weise unabhängig von ihrem körperlichen Zustand sind. Derartige Einblicke versprechen, das Leben mit Behinderung und chronischer Krankheit für andere behinderte oder chronisch kranke Menschen einfacher oder angenehmer zu machen. Laut Ana Bê und Emma Sheppard (2023) habe die COVID-19-Pandemie jedoch abermals gezeigt, dass das situierte Wissen behinderter und chronisch kranker Menschen in einer dis/ableistischen Gesellschaft nicht angemessen geschätzt werde.

Again, we have arguably seen this process reflected in the new wave of chronically ill people who joined the community due to long Covid but who have had little support and lack of prior knowledge of how to navigate this experience. It did not have to be this way. [...] It is heartbreaking to see so many new people enter the realm of chronic illness and feel desperate and alone when frameworks already exist that could have helped support them (ebd.: 135).

Situiertes Wissen kann darüber hinaus Unterstellungen von Hysterie (Wendell 1996; Winter 2023; siehe Kapitel 2.2.3) entgegenwirken, beispielsweise durch eine Wiederherstellung des Vertrauens in die eigene,

oft angezweifelte Schmerzerfahrung. Noa Winter (2023) analysiert diesbezüglich künstlerische Repräsentationen chronischer Schmerzen. Bei einer Inszenierung wurden nichtbehinderte Darsteller:innen eingesetzt – an anderer Stelle oft als „cripping up“ (ebd.: 241) im Sinne einer Aneignung der Rollen behinderter Charaktere durch nichtbehinderte Darsteller:innen verpönt. Da einige der gewählten Visualisierungsmethoden etwaige chronische Schmerzen von Darsteller:innen verschlimmern können, wurde diese Entscheidung hier stattdessen aus einem Verantwortungsgefühl gegenüber den Darsteller:innen heraus getroffen. Als positiver Nebeneffekt konnte durch diese Besetzung eine medikalierte Darstellung von Schmerzen (*getreu* einer spezifischen Diagnose) vermieden werden. Vertrauen in das subjektive Erleben chronisch kranker Menschen kann Übergeneralisierungen psychischer Krankheitsursachen (Lelwica 2020; Patsavas 2023) vermeiden wie auch eine epistemologische Behinderung (Mollow 2014: 191) durch die Unterstellung, aufgrund unbewusster Motive freiwillig krank zu werden (siehe Kapitel 2.2.3). Bei einer von Susan Wendells (1996) Krankheitssymptomen – der Depression – ersparte ihr die Akzeptanz einer diesbezüglichen Bedeutungslosigkeit eine potenziell endlose Suche nach psychosozialen Ursachen, wodurch ihre Erkrankung möglicherweise erheblich verlängert worden wäre.

Über Widerstand gegen Dis/ableismus sowie Motivationen zu forschen und voneinander zu lernen hinaus werden schmerzhafte Behinderungserfahrungen als epistemologische Ressource für die Disability Studies diskutiert (Cheyne 2016; Watermeyer 2017; Liddiard 2018; Burch 2021a). Kirsty Liddiards (2018) besorgte Anteilnahme an ihrem Forschungsprojekt ermöglichte ihr eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit ihrem qualitativen Material. Ursprünglich hatte sie sich verpflichtet gefühlt, durch Oberflächenhandeln (Hochschild 2012 [1983]; siehe Kapitel 2.1) *professionell* zu erscheinen, anstatt ihre Verzweiflung offenzulegen, die dadurch ausgelöst wurde, dass ihre Studienteilnehmer:innen, mit denen sie Marginalisierungserfahrungen und einen Identitätsbezug teilt, einige ihrer schlimmsten Befürchtungen als berechtigten Grund zur Beunruhigung bestätigten – Befürchtungen, die sie selbst zuvor als *irrational* abgetan hatte. Leah Burch (2021a) diskutiert den Stellenwert kreativer (qualitativer) Forschungsmethoden, um die Erfahrungen behinderter Menschen mit *Hassverbrechen* (siehe Kapitel 2.3.3) genauer zu verstehen. Ähnlich berichten Sally Whitney-Mitchell und Katy Evans (2022) von einer vertieften Analyse durch die Auseinandersetzung mit persönlichen Geschichten, wofür ihnen ein partizipatives Forschungsprojekt einen *sicheren* Raum (siehe Kapitel 3.3.2) bot.

This was a very impactful time for those involved and we believe that being together in a safe space allowed a greater emotionality into the process as we examined our own lives. In fact, each one of us shed a tear during this time. We feel the mutual understanding and friendships that have developed through our meetings and WhatsApp conversations have led to increased intimacies, facilitating a richer content for this book (ebd.: 6).

Zusammengefasst strebt die Fühlstrategie Reclaiming danach, schmerzvolle Behinderungserfahrungen für eine emanzipatorische Wissensproduktion nutzbar zu machen. Eine Politisierung vermeintlich *privater* Erfahrungen kann als Ressource für unterstützende Gemeinschaften und aktivistische Bewegungen aufgefasst werden. In der aktivistischen und akademischen Wissensproduktion gelten unangenehme Gefühle konkreter als motivierende oder erkenntnistheoretische Ressourcen für situiertes Wissen über ein Leben *mit* Behinderung und eine tiefere Auseinandersetzung mit qualitativen oder partizipativen Daten.

3.3.4 *Rezeption als kommodifiziertes inspirierendes Narrativ*

Da der Begriff Reclaiming in den Disability Studies bisher wenig gebräufig ist, steht eine aufeinander abgestimmte Kritik an diesem Konzept noch aus. Dennoch lassen sich gewisse Bedenken in Bezug auf eine Wiederaneignung unangenehmer Behinderungserfahrungen zusammentragen – insbesondere die Sorge, dass eine politische Nutzbarmachung unangenehmer Gefühle angesichts des Mangels an *sicheren* Räumen zu einem medikalisierten und individualisierten Verständnis von Behinderung beiträgt.

Medikalisierung und Individualisierung des sozialen Problems Behinderung

Dabei wird die Sorge, dass Reclaiming in einer dis/ableistischen Gesellschaft eine Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.2) verstärken könnte, von Befürworter:innen von Reclaiming vor dem Hintergrund der materiellen Marginalisierung behinderter Menschen und ihrer häufigen Viktirisierung durch Gewalt (siehe Kapitel 2.3.3) selbst vorgebracht. “[E]xpressing feelings of depression or loss may seem like asking for trouble” (Watermeyer 2017: 143).

Jijian Voronka (2019a, 2019b) problematisiert spezifischer die begrenzte Kontrolle von Erzählenden über die Rezeption ihrer Narrative. Selbst wenn diese emanzipatorische Lesarten anbieten – in ihrem kon-

kreten Fall emanzipatorische Lesarten über Erfahrungen mit psychischen Krisenzuständen – können sie nicht verhindern, dass ihre Lebensgeschichten beispielsweise als inspirierend *gehört* werden (siehe Kapitel 1.3.4), was sie als frustrierend, verletzend und als Ausdruck einer „epistemischen Gewalt“ (Spivak 1988: 76; meine Übersetzung) erlebt.

[E]ven when the intent of the stories shared are to offer systemic critique of mental health epistemes, it is difficult to hear such stories beyond the psychiatric gaze. I argue that individual storytelling practices now get processed through resiliency and recovery metanarratives that continue to position both the problem and its potential solution at the level of individual bodies (Voronka 2019a: 8).

Individualisierende Narrative haben dabei auch materielle Auswirkungen auf die Lebenswirklichkeiten beispielsweise von Nutzer:innen psychiatischer Dienste (ebd.), denn sie beeinflussen u.a. die Gewalt, die in institutioneller Betreuung und Pflege gegen sie ausgeübt wird (siehe Kapitel 2.3.3). Folgerichtig denkt Jijian Voronka (2019a) über ihre eigene Verstrickung in dis/ableistische Diskriminierung nach.

Sichere Räume (siehe Kapitel 3.3.2) werden in den Disability Studies als eine Voraussetzung dafür gefasst, die Kontrolle über die Rezeption der eigenen Geschichten zu übernehmen. *Sichere Räume* sind jedoch ungleich verteilt und mit Privilegien verbunden (Hutson 2009a). Dabei lässt sich diskutieren, dass diese für behinderte Menschen im Vergleich zu anderen Minderheiten besonders schwer auffindbar seien (Campbell 2009; Watermeyer/Swartz 2016). So wachsen die meisten behinderten Kinder unter nichtbehinderten Angehörigen auf, die ihre Diskriminierungserfahrungen nicht teilen, während behinderte Erwachsene – sofern sie auf Unterstützung angewiesen sind – meist von anderen Menschen abhängig bleiben (Watermeyer/Swartz 2016). Darüber hinaus werde behinderten Menschen bisweilen davon abgeraten, *sichere Räume* und Gemeinschaften aufzubauen, da diese mit Segregation gleichgesetzt werden (Campbell 2009).

Aus intersektionaler Perspektive kritisieren mehrere Autor:innen der Disability Studies einen Mangel an Solidarität in aktivistischen Gemeinschaften (Hutson 2010; Mollow 2014; Marx 2023b). Beispielsweise beklagt Anna Mollow (2014), dass sich behinderte Menschen, die sich Unterstellungen von Hysterie oder Übergeneralisierungen psychischer Krankheitsursachen (siehe Kapitel 2.2.3) entgegenstellen, oft von *Verrücktheit* distanzieren wie auch von Menschen, die ihre Beeinträchtigungen als Folgen emotionaler oder psychischer Verletzungen auffassen (ebd.). Da Behinderung als Sammelbegriff extrem heterogene Phänomene bezeichnet, kann es vorkommen, dass individuelle Behinderungserfahrungen selbst in Behindertenbewegungen keine geteilten

Erfahrungen darstellen (Watermeyer/Swartz 2016). In diesem Sinne beklagt Dorothee Marx (2023b), dass es innerhalb der Disability Studies nur wenig Raum für schambehaftete und unbequeme Geschichten gäbe – insbesondere in Bezug auf Magen-Darm-Probleme.

I have avoided spelling out the particulars of my symptoms, toeing the line of the unspeakable. Writing about my (GI) [gastro-intestinal; Y. W.] symptoms makes me cringe with embarrassment, afraid that the shit I talk about could stigmatize me and taint my scholarly reputation (ebd.: 222).

Als kranke Frau of Colour bringt Christiane Hutson (2010, 2011) ihre Enttäuschung, Einsamkeit und Wut darüber zum Ausdruck, dass sie sich sowohl in Behindertenbewegungen als auch in Communities of Colour isoliert fühlt. Schließlich seien weder Behindertenbewegungen frei von Rassismus noch Communities of Colour von Dis/ableismus ausgenommen. Dis/ableistische, rassistische und sexistische Verletzungen sind vielmehr miteinander verwoben und lassen sich nicht voneinander trennen, was dazu führe, dass ihre spezifischen Erfahrungen wahrscheinlich in keiner dieser Gemeinschaften geteilt werden. „Das wiederum führt dazu, dass wir unseren vielschichtigen Gefühlen von Verletztheit keine oder zu wenig Aufmerksamkeit schenken. Diese Unaufmerksamkeit schadet uns“ (Hutson 2010: 64).

Kommodifizierung emotionaler Authentizität

Auf einer epistemologischen Ebene möchte ich hier ergänzen, dass Reclaiming behinderten Menschen nahelegt, *authentische* Gefühle wiederzuentdecken, von denen sie *entfremdet* seien (Swartz/Watermeyer 2008; Watermeyer 2009, 2014, 2017; Watermeyer/Swartz 2016; Watermeyer/Mckinney 2021). Schwierige, unangenehme Gefühle in liebevollen sozialen Beziehungen zuzulassen, in denen solche Gefühle ohne Verurteilung ausgedrückt werden können, wird als eine „Rückkehr zu sich selbst“ (Ancet 2013: 55; meine Übersetzung) gerahmt.

Of course, the experience of being understood, of being known, is an extremely important and much needed one for all humans – we feel more whole and are able to foster self-compassion via having our *authentic* life predicaments held and accepted by another. Whether or not disabled people occupy physical spaces of integration or marginality, it is my contention that many occupy subjective spaces characterised, in part, by a certain *alienation* arising from the imperative to silence substantial tracts of experience (Watermeyer 2009: 94; meine Hervorhebungen).

Die Emotionssoziologin Eva Illouz (2018a) arbeitet allerdings heraus, wie emotionale *Authentizität* durch die Konsumkultur kommodifiziert worden sei. Schließlich werde das *authentische* Selbst durch den Konsum von Waren und Dienstleistungen ausgedrückt. Emotionale Waren

verkaufen entweder Erlebnisse und Stimmungen (z.B. in der Tourismus- oder Musikindustrie), die Inszenierung von Intimität (z.B. durch Geschenke) oder Selbstverbesserung (z.B. durch psychologische Beratung).

[B]ecause consumer culture has systematically turned emotions into commodities, what we modern people call emotional ‘authenticity’ is both the psychological-cultural motivating structure of a great deal of consumption and the performance itself of consumption (ebd.: 7).

Darüber hinaus werde emotionale *Authentizität* performativ durch eine Kette von Objekten und Ritualen hergestellt (Illouz 2018b). “[G]iven that emotions are converted into commodities and commodities into emotions, how are we to evaluate critically emotional truth and authenticity?” (ebd.: 199). Ein performatives Verständnis von *Authentizität* und ihrer Kommodifizierung verkompliziert somit das Anliegen eines Reclaimings unangenehmer Behinderungserfahrungen.

Es lässt sich resümieren, dass ein Reclaiming unangenehmer Behinderungserfahrungen das Risiko birgt, medikalierte Vorstellungen von Behinderung zu verfestigen. Insbesondere unter Berücksichtigung des ungleichen Zugangs zu *sicheren* Räumen bleibt die Rezeption von Lebensgeschichten unvorhersehbar. Darüber hinaus lässt sich Reclaiming vorwerfen, zu einer Kommodifizierung emotionaler *Authentizität* beizutragen.

3.3.5 Zusammenfassung

Um dieses Unterkapitel zusammenzufassen, lässt sich festhalten, dass das Konzept des Reclaimings (Watermeyer 2009) bisher nicht breit aufgegriffen worden ist, obwohl viele Autor:innen der Disability Studies ebenfalls einen – *sicheren* – Raum für die Auseinandersetzung mit unangenehmen Gefühlen einfordern, die mit Beeinträchtigung und Dis/ableismus verbunden sind. Unangenehme Behinderungserfahrungen zurückzufordern, wird dabei als Ergänzung oder Korrektur von Disability Pride und Cripping (siehe Kapitel 3.2) und deren Einsatz gegen *tragische* Vorstellungen von Behinderung aufgefasst. Wie Cripping betont auch Reclaiming Gemeinschaft sowie das Lernen voneinander, um behinderndem Affekt (Kapitel 1) entgegenzutreten – sei es in Familien, in der Wissenschaft, in der Kunst oder im politischen Aktivismus.

Behinderte Menschen fordern unangenehme Gefühle zurück, indem sie ihre Subjektivität auf eine nuancierte Art und Weise repräsentieren (siehe Kapitel 3.3.1) und dabei verletzende Erfahrungen im Zusammen-

hang mit dis/ableistischer Diskriminierung und Beeinträchtigung einbeziehen und entpathologisieren, wie etwa traumatische Ätiologien, Funktions- und Zeitverluste oder Schmerzen. In diesem Sinne wendet sich Reclaiming gezielt gegen eine Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.2) und verweigert die Einhaltung behindernder Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1.2) wie auch eine individuelle Verhandlung unangenehmer Gefühle bei verschiedenen Facetten des Passings (siehe Kapitel 3.1.4).

Behinderte Menschen wenden Reclaiming als Überlebensstrategie in einer behindernden Gesellschaft an (siehe Kapitel 3.3.2), um eine weitere Verletzung dadurch zu verhindern, dass verletzende Erfahrungen mit Beeinträchtigung oder Diskriminierung zum Schweigen gebracht werden. Darüber hinaus soll Reclaiming eine emanzipatorische aktivistische und akademische Wissensproduktion ermöglichen (siehe Kapitel 3.3.3), indem unangenehme Gefühle als motivierende oder epistemologische Ressourcen genutzt werden.

Als Fühlstrategie bringt Reclaiming das Risiko mit sich, medikalierte und individualisierende Vorstellungen von Behinderung und eine Kommodifizierung emotionaler *Authentizität* zu verfestigen (siehe Kapitel 3.3.4). Daher erfordert diese Überlebens- und emanzipatorische Fühlstrategie, dass *sichere* Räume aktiv erkundet und gestaltet werden, indem ihre konstitutiven Merkmale kollektiv ausgehandelt und ihre Stratifizierung nach Privilegien infrage gestellt werden.

3.4 Zwischenfazit

Im vorliegenden Kapitel werden Passing, Maskerade und Kuvrieren (siehe Kapitel 3.1), Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) sowie Reclaiming (siehe Kapitel 1.1) als komplementäre Fühlstrategien diskutiert, die alle dem Überleben in einer behindernden Gesellschaft dienen. Die Bandbreite der skizzierten Passing-Strategien (siehe Kapitel 3.1) verhandelt die Sichtbarkeit des eigenen Behinderungsstatus auf unterschiedliche Weise, um unangenehme Gefühle zu vermeiden. Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) streben danach, die gefühlsmäßige Reaktion auf Behinderung zu verändern, wenn sie Behinderung als positiv wahrgenommene Differenz feiern (siehe Kapitel 3.2.1). Crippling betont im Dienste einer affirmativen Neubewertung von Behinderung darüber hinaus insbesondere die Subversion von Normen (siehe Kapitel 3.2.2). In Gegenbewegung dazu strebt Reclaiming

(siehe Kapitel 1.1) danach, verletzende Erfahrungen im Zusammenhang mit dis/ableistischer Diskriminierung oder Beeinträchtigung zuzulassen und anzuerkennen, um sie zu entpathologisieren.

Angesichts ihres geteilten Ziels – unangenehme Gefühle, die in einer behindernden Gesellschaft ausgelöst werden, entweder zu vermeiden, zu verändern oder zu fokussieren – erscheint eine Einordnung als Fühlstrategien hilfreich. Das subjektive und kollektive emanzipatorische Potenzial von Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2.4) sowie Reclaiming (siehe Kapitel 3.3.4) wird dabei kontrovers diskutiert. Verschiedene Facetten des Passings wurden bisher eher nicht als situativ nützliche Strategien gerahmt, sondern als individualisierend, entpolitierend und unsolidarisch kritisiert. Neuere Beiträge würdigen jedoch die sorgfältigen Entscheidungen, die rund um eine Offenlegung des eigenen Behinderungsstatus getroffen werden. Eine Zusammenschau von Passing, Maskerade und Kuvrieren verdeutlicht zudem, dass ein Crip Coming-out das Dilemma der (wiederholten) Offenlegung eher modifiziert als überwindet, da alle Facetten des Passings mit verpflichtender Nichtbehinderung zusammenhängen – Nichtbehinderung wird gemeinhin vorausgesetzt, bis anderslautende Informationen mitgeteilt werden. Die Anordnung der Unterkapitel zu Passing, Maskerade und Kuvrieren (siehe Kapitel 3.1) Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) sowie Reclaiming (siehe Kapitel 1.1) soll demnach nicht nur eine historische Chronologie widerspiegeln, sondern auch die anhaltende Bedeutsamkeit von Passing-Strategien für die Mehrheit behinderter Menschen.

Gefühle sind hier Gegenstand strategischen Handelns, wobei sich auch gefühlsmäßige Konsequenzen für behinderte Menschen ergeben, die diese Fühlstrategien anwenden. Ausgehend von dem hier vorgeschlagenen Verständnis von Passing, Crippling und Reclaiming als strategische Umgangsweisen mit Gefühlen lässt sich der mit den jeweiligen Fühlstrategien assoziierte (u.a. gefühlsmäßige) Nutzen vergleichen. Behinderte Menschen setzen verschiedene Facetten des Passings ein, um zu vermeiden, dass sie dazu gebracht werden, sich in einer behindernden Gesellschaft unwohl zu fühlen (siehe Kapitel 1). Behinderte Menschen entziehen sich psycho-emotionalem Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1), indem sie ihren Behinderungsstatus verbergen (siehe Kapitel 3.1.1) oder dessen Relevanz minimieren (siehe Kapitel 3.1.3) sowie eine Legitimation für Nachteilsausgleiche liefern (siehe Kapitel 3.1.2). Der erwartete Nutzen stolzer Neubewertungen von Behinderung (siehe Kapitel 3.2) liegt im Widerstand gegen *tragische* Vorstellungen von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4), der Überschreitung verpflichtender Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) und einer Entlastung von den

gefühlsmäßigen Belastungen durch internalisierten psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.3) und Passing (siehe Kapitel 3.1.1). Neben einer nuancierten Repräsentation behinderter Subjektivität (siehe Kapitel 3.3.1), die als Nutzen an sich diskutiert werden kann, soll Reclaiming ebenso dem Überleben in einer behindernden Gesellschaft dienen (siehe Kapitel 3.3.2) und eine emanzipatorische (aktivistische oder akademische) Wissensproduktion befördern (siehe Kapitel 3.3.3). Reclaiming soll dabei insbesondere die Möglichkeit bieten, sich verpflichtender Able-mindedness (siehe Kapitel 2.2.1) zu widersetzen und Ressourcen freisetzen, die durch den Versuch gebunden sind, behinderten Menschen stereotyp zugeschriebene Emotionen zu widerlegen (siehe Kapitel 2.1.2.1).

Eine Auffassung von Passing, Criping oder Reclaiming als strategisch muss ebenfalls die jeweils damit verbundenen (u.a. gefühlsmäßigen) Kosten berücksichtigen, die sich hier ebenfalls vergleichen lassen. Verschiedene Facetten des Passings sind mühsam und verpflichtend. Ein Durchgehen als nichtbehindert oder als Superkrüppel schließt – zumindest teilweise – von Nachteilsausgleichen und der Nutzung barrierefreier Infrastruktur aus und etabliert stattdessen individualisierte *Lösungen* für das soziale Problem Behinderung (siehe Kapitel 3.1.1; 3.1.3). Gescheiterte Versuche, als behindert durchzugehen, ziehen Anfeindungen nach sich, wobei angemessene Vorkehrungen dann ebenso verwehrt bleiben (siehe Kapitel 3.1.2). Stolze Affirmationen von Behinderung – anders über Behinderung fühlen zu lernen (siehe Kapitel 3.2) – erfordert Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1) und scheint behinderten Menschen nicht über alle Verkörperungen, Erfahrungen und Ätiologien hinweg gleichermaßen zur Verfügung zu stehen. Daher werden Disability Pride und Criping als elitäre – und auch unsolidarische – Bestrebungen kritisiert (siehe Kapitel 3.2.4). Reclaiming kann sowohl in medikalierte und individualisierende als auch inspirierende und kommodifizierte Vorstellungen von Behinderung münden, da sich die Rezeption mitgeteilter verletzender Behinderungserfahrungen nicht genau vorhersagen oder gar kontrollieren lässt (siehe Kapitel 3.3.4). Zudem sind die dazu erforderlichen *sicheren* Räume rar und ungleich verteilt (siehe Kapitel 3.3.3). Insbesondere für die als emanzipatorisch diskutierten Fühlstrategien Disability Pride und Criping sowie Reclaiming entfaltet sich somit ein Spannungsverhältnis zwischen subjektiven und politischen Bedürfnissen, Möglichkeiten und Folgen. Dass sich Gefühle als subjektive Empfindungen nicht beliebig verändern lassen, stellt eine zentrale Kritik an Pride-Strategien (also auch Criping) dar, wie sie von Disability-Studies-Vertreter:innen selbst formuliert wird (siehe Kapitel 3.2.4). Gleichzeitig sprechen auch Kritiker:innen einer absichtsvollen gefühlsmäßigen Neubewertung von Behinderung

im Rahmen von Pride-Strategien nicht die politische Bedeutsamkeit im Hinblick auf einen soziokulturellen Wandel ab. Diese Kritik lässt sich weiter – anders gewendet – auch für die Fühlstrategie des Reclaimings durchdenken. Eine bewusste Besinnung auf verletzte Gefühle kann als ebenso voraussetzungsvoll gelten und steht somit nicht allen behinderten Menschen (z.B. Menschen mit Lernschwierigkeiten) gleichermaßen zur Verfügung. In Bezug auf ein Reclaiming unangenehmer Behinderungserfahrungen scheint jedoch die Kritik zentraler, dass eine Wideraneignung verletzter Gefühle sich aus subjektiver Perspektive dringlich und unbedingt notwendig anfühlen, aber gleichzeitig nicht-intendierte politische Konsequenzen haben kann, die demnach bedacht werden sollten. Diese stellen wiederum die zentral herausgearbeitete Kritik an Reclaiming als Fühlstrategie in einer behindernden Gesellschaft dar – mitgeteilte, verletzte Gefühle laufen Gefahr, als kommodifizierte inspirierende Narrative rezipiert zu werden (siehe Kapitel 3.3.4).

Die (u.a. gefühlsmäßigen) Kosten, die mit diesen Fühlstrategien jeweils verbunden sind, können jedoch abgemildert werden. Die oft beschriebenen Loyalitätskonflikte im Zusammenhang mit Passing lassen sich etwa dadurch lindern, die verschiedenen Facetten von Passing als relational anzuerkennen, anstatt behinderte Menschen individuell für deren Einsatz verantwortlich zu machen (siehe Kapitel 3.1.4). Ein inklusiveres Verständnis von Disability Pride berücksichtigt die Emotionsarbeit, die mit einer stolzen Neubewertung von Behinderung verbunden ist, und auch Stolz erschwerende Lebensrealitäten wie beispielsweise unzuverlässige Körperllichkeit und traumatische oder ungerechte Ätiologien (siehe Kapitel 3.2.5). Weniger ausgrenzende Ansätze von Reclaiming suchen aktiv nach *sicheren* Räumen und gestalten diese, indem sie deren charakteristische Eigenschaften untereinander aushandeln und ihre Stratifizierung nach Privilegien infrage stellen (siehe Kapitel 3.3.5).

Wie lässt sich nun der Stand der Theoretisierung von Fühlstrategien in den Disability Studies beschreiben? Anstatt etwa psychoanalytisches Denken (siehe Kapitel 1.1) oder soziologische Konzepte (siehe Kapitel 2.1, 2.2) zu übertragen, baut die Theoriebildung der Disability-Studies zum strategischen Umgang mit Gefühlen in Widerstand gegen behindernden Affekt (siehe Kapitel 1) auf genuinen Konzepten wie Maskerade (Siebers 2008), Crippling (McRuer 2006) oder Reclaiming (Watermeyer 2009) oder auch der Figur des Superkrüppels (Kafer 2013; Clare 2015) auf. Sowohl Disability Pride und Crippling als auch Reclaiming werden als emanzipatorische Strategien propagiert. Diese drei Strategien zielen auf einen soziokulturellen Wandel hin zu einer inklusiveren und weniger dis/ableistischen Gesellschaft, versuchen jedoch, diesen Wandel auf unterschiedliche Weise herbeizuführen. Im

Kontrast dazu ist die Rezeption von Passing (Goffman 1963) in den Disability Studies überwiegend kritisch, was ich an dieser Stelle allerdings als eine ebenso genuine Kritik würdigen möchte. Da die unzureichende Auseinandersetzung mit unangenehmen Behinderungserfahrungen von relativ vielen Autor:innen konstatiert wird (siehe Kapitel 1.1), möchte ich hier die vorsichtige Einschätzung treffen, dass die Bedeutung einer Auseinandersetzung mit solchen unangenehmen Erfahrungen in der Theoriebildung der Disability Studies inzwischen angekommen ist.

Über die Theoriebildung hinaus lässt sich nach der Relevanz einer Rahmung von Passing, Crippling und Reclaiming als *komplementäre* Fühlstrategien fragen – etwa im Hinblick auf die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen. Jeffrey Brune und Daniel Wilson (2013: 4) hoffen etwa, dass ihr Sammelband „Disability and Passing“ auch ein nicht-akademisches Publikum erreicht. „It can affect the way people deal with disability on a personal and political level“. Angesichts der bleibenden Relevanz von Passing-Strategien für die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen und der gut dokumentierten gefühlsmäßigen Konsequenzen möchte ich hier zu bedenken geben, dass der Einsatz von Passing-Strategien besonders belastend erscheint, wenn diese als *einige* Fühlstrategien eingesetzt werden und nicht als Teil eines Repertoires strategischer Umgangsweisen mit Gefühlen in einer behindernden Gesellschaft. Darüber hinaus sollte die Annahme einer politisierten Identität als behinderter Mensch nicht jegliche Vermeidung von Konfrontation delegitimieren, etwa um Energie für Auseinandersetzungen von größerer subjektiver Bedeutung aufzusparen. Die soziale Positionierung als behinderter Mensch – oder als einer Minderheit zugehörige Person – verpflichtet in meiner Einschätzung nicht dazu, alle denkbaren Auseinandersetzungen auch auszutragen.

Viele Autor:innen der Disability Studies postulieren, dass die Konzepte Crippling und Reclaiming durchaus kompatible strategische Umgangsweisen mit Gefühlen darstellen, auch wenn sie gegensätzlich erscheinen, da sie ggf. einander widersprechende Anforderungen an das Subjekt stellen. Beide Fühlstrategien setzen auf Gemeinschaftsbildung und gegenseitiges Lernen in privaten, aktivistischen, künstlerischen und akademischen Kontexten, um behinderndem Affekt (siehe Kapitel 1) Einhalt zu gebieten. Außerdem legen beide Fühlstrategien nahe, eine vermeintliche Dichotomie von *positiven* und *negativen* Emotionen zu überwinden. Während Crippling und Disability Pride Differenz zelebrieren, indem sie (selbst scheinbar negative) Aspekte von Behinderungserfahrungen aufwerten, versucht Reclaiming Verletzungen zu vermeiden, die durch die Verordnung vermeintlich positiver Emotionen entstehen. Verfechter:innen von Reclaiming befürworten demnach

Disability Pride (Meekosha 2000; Watermeyer 2009), ebenso wie Verfechter:innen von Crippling unangenehme Gefühle wertschätzen (Johnson/McRuer 2014a; Clare 2015).

I want to sharpen my pride on what strengthens me, my witness on what haunts me. Whatever we name ourselves, however we end up shattering our self-hatred, shame, silence, and isolation, the goal is the same: to end our daily material oppression (Clare 2015: 118).

Zuletzt zeigt ein Vergleich der beiden als emanzipatorisch eingestuften Fühlstrategien, dass sowohl Crippling als auch Reclaiming Gefühle als soziokulturelle Phänomene (Scherke 2009; Wetherell 2012; Ahmed 2014b) auffassen. Für das Forschungsfeld der Disability Studies, das zentral dadurch beeinflusst wurde, dass Behindertenbewegungen soziale Barrieren anprangerten, ist dies nicht überraschend. Schließlich zählen zu diesen Barrieren auch behindernde Einstellungen (Union of the Physically Impaired Against Segregation/The Disability Alliance 1976), die bekanntlich eine affektive Basis haben. Nichtsdestotrotz unterscheiden sich Crippling und Reclaiming darin, wie sie Gefühle als soziokulturelle Phänomene nun genau füllen. Während Crippling eine bewusste Inszenierung alternativer Gefühle und somit deren soziokulturelle Kontingenz predigt, fordert Reclaiming, *authentische* Gefühle zuzulassen – Gefühle, die in einer diskriminierenden Gesellschaft verwurzelt sind und somit einen soziokulturellen Ursprung haben.

Wie bereits in der Einleitung zu Kapitel 1 erläutert, kann auf Grundlage der hier zurate gezogenen Literatur nicht entschieden werden, welche Wirksamkeit die beschriebenen, in den Disability Studies diskutierten Fühlstrategien tatsächlich auf einen soziokulturellen Wandel haben. Daher müssten sich hier empirische Folgeuntersuchungen anschließen, um diese Frage zu beantworten. Um noch einmal auf meine Begriffswahl zurückzukommen, könnten insbesondere Disability Pride und Crippling sowie Reclaiming (und in einem relationalen Verständnis auch verschiedene Facetten von Passing) anstatt als Fühlstrategien dann auch als „affektive Praxis“ (Wetherell 2012: 4; meine Übersetzung)²⁰⁷ diskutiert werden – ein Konzept, das die prozesshafte,

207 In den Disability Studies wurde das Konzept der „affektiven Praxis“ (Wetherell 2012: 4; meine Übersetzung) von Ásta Jóhannsdóttir, Snaefríður T. Egilson und Barbara E. Gibson (2021) aufgegriffen. Allerdings finde ich ihre Umsetzung eines praxistheoretischen Verständnisses von Affekt nicht überzeugend, da die Autorinnen nicht nur darauf bestehen, den Grund für bestimmte Gefühle zu verstehen, sondern auch darauf, dass Scham ein *negativer* Affekt mit entfremdenden Folgen ist. Darüber hinaus stützen sie sich auf Sian Ngais (2004) Unterscheidung von Emotion und Affekt als Gefühl in der ersten bzw. dritten Person, verwenden dann

kollaborative Herstellung von Affekt hervorhebt. Nach Margaret Wetherell (2012) sind Praktiken verkörperte, bedeutungsvolle Handlungen, die routinemäßig reinszeniert werden und in Menschen (als Habitus) und Dinge (als Artefakte) eingeschrieben sind. Weiter erfordere affektive Praxis eine kontinuierliche Reinszenierung, weil affektive Interpretationen der sozialen Welt stets unfertig seien, was die Möglichkeit berge, dass sie kontinuierlich revidiert werden können. Darüber hinaus lässt sich affektive Praxis als eine fortgesetzte Errungenschaft anerkennen. Daher scheint dieser Begriff gut geeignet zu sein, um die Bemühungen behinderter Menschen zu beschreiben, sich durch eine behindernde Gesellschaft zu manövrieren und für einen soziokulturellen Wandel einzusetzen. Methodologisch kann das implizite Wissen darüber, welche Aspekte von Praxis als affektiv einzuordnen sind, nur reflexiv rekonstruiert werden (Wiesse 2019), indem etwa danach gefragt wird, wie Akteur:innen selbst den affektiven Gehalt ihres Handelns reflexiv thematisieren (Slaby/Scheve 2019b). Insofern scheint das Konzept der „affektiven Praxis“ (Wetherell 2012: 4; meine Übersetzung) eine wertvolle Perspektive für die Rekonstruktion von Fühlstrategien in qualitativer Forschung zu bieten. Die vorliegenden Kapitel zu Passing, Maskerade und Kuvrieren (siehe Kapitel 3.1), Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) sowie Reclaiming (siehe Kapitel 1.1) als Fühlstrategien verwenden bereits in weiten Teilen die von behinderten Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen etablierten Terminologien und Deutungsmuster. In dem nun folgenden Fazit (siehe Kapitel 4) werden insbesondere die Zusammenhänge zwischen den Kapiteln 1, 1 und 3 diskutiert.

aber beide Begriffe synonym und lesen in die Äußerungen ihrer Studienteilnehmer:innen angeblich unbewusste, distinkte Emotionen wie Scham hinein, die diese selbst weder benennen noch andeuten.

4 Perspektiven auf Gefühle in den und für die Disability Studies: ein Fazit

Die vorliegende Arbeit geht der zentralen Frage nach, was es heißen kann, aus Perspektive der Disability Studies über Gefühle zu schreiben. Dazu bietet sie einen Überblick über die Theoretisierung in den Disability Studies zu Affekt, Emotionen und Gefühlen, um eine Teildiskurse übergreifende Auseinandersetzung mit gefühlsbezogenen Themen und eine geteilte Terminologie vorzuschlagen.

Die Disability Studies stellen sowohl Forschungsfeld als auch theoretischen Rahmen dieser Arbeit dar in dem Sinne, dass sie zentrale Perspektiven liefern, aber auch den hier aufgearbeiteten Literaturkorpus. So habe ich, wie in der Einleitung beschrieben, die Archive für das Feld der Disability Studies zentraler Fachzeitschriften auf Beiträge mit Bezug zu Affekt, Emotionen oder Gefühlen durchgesehen und durch weitere Rechercheschritte ergänzt. Den auf diese Weise identifizierten Literaturkorpus bringe ich hier mit der interdisziplinären Begriffsarbeit des Sonderforschungsbereichs „Affective Societies“ (Slaby/Scheve 2019b) und insbesondere mit einer begrifflichen Unterscheidung von Affekt, Emotionen und Gefühlen zusammen, die jeweils verschiedene Perspektiven auf *dasselbe* Phänomen gefühlten Erlebens betonen. Konkreter rekurriere ich in dieser Arbeit auf Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens, um relationale Aspekte hervorzuheben (Slaby/Mühlhoff 2019). Distinkt benannte Emotionskonzepte wie etwa Angst oder Mitleid nutze ich, um die soziokulturell und historisch spezifischen Bedeutungen zu diskutieren, die *als solche* benannte Emotionen transportieren (Scheve/Slaby 2019). Mit dem Begriff des Gefühls, der Intention und Selbstbewusstsein impliziert, möchte ich vor allem die subjektive Erfahrung behinderter Menschen anerkennen (Thonhauer 2019). Ebenfalls leitend für diese Arbeit ist ein Verständnis von Affekt, Emotionen und Gefühlen als soziokulturelle Phänomene (Scherke 2009; Wetherell 2012; Ahmed 2014b) – ein relationales Verständnis, aus dem sich für mich zentral ein Plädoyer für gegenseitige Verantwortlichkeit (Kremsner/Proyer 2018; Price 2021) für die Wirkungen von erlebten Gefühlen (siehe z.B. Wetherell 2012; Ahmed 2014a) ergibt.

Durch das gewählte Vorgehen habe ich hier eine Vielzahl an Textquellen eines weiten thematischen Feldes rezipiert und aufeinander bezogen. Diese Textquellen stammen aus eher in sich geschlossenen Teildiskursen zu spezifischen gefühlsbezogenen Themen – wie etwa zu

Freakshows (siehe Kapitel 1.3.2), zu Hasskriminalität (siehe Kapitel 2.3.3) oder zu Beschämung als Governance-Technik (siehe Kapitel 2.1.1.2) – und weisen ebenfalls sehr unterschiedliche theoretische Bezüge auf hinsichtlich ihres Verständnisses von Affekt, Emotionen oder Gefühlen sowie hinsichtlich ihrer disziplinären und sozialtheoretischen Verortung.

Welche Perspektiven auf Gefühle lassen sich vor diesem Hintergrund in den und für die Disability Studies einnehmen? Im Folgenden fasse ich die Ergebnisse dieser Arbeit zusammen, ordne mein eigenes Vorgehen mit seinen Limitationen kritisch ein und liefere einen Ausblick auf sich anschließende Forschungsdesiderata, der vorgeschlagene Präzisierungen und offengebliebene Fragen umfasst.

4.1 Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Arbeit

Wie in der Einleitung beschrieben, sollen Kapitel 1, 2 und 3 ein komplexes Themenfeld aus verschiedenen Blickwinkeln durchdenken lassen – ähnlich einem Prisma. Dabei fragt Kapitel 1 zunächst nach mit distinkten Emotionskonzepten benannten emotionalen *Reaktionen* auf Behinderung und nach theoretischen Erklärungen dafür. Im Anschluss daran fokussiert Kapitel 2 Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werden, die behindernd auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen wirken. Zuletzt fragt Kapitel 3 nach dem Nutzen und den Kosten verschiedener strategischer Umgangsweisen mit Gefühlen.

Wie lässt sich der Stand der Theoriebildung zu Affekt, Emotionen und Gefühlen innerhalb der Disability Studies nun zusammenfassend einschätzen? In Kapitel 1 wird eine lange Liste verschiedener Emotionen – anstelle eines einzelnen, distinkt benannten Emotionskonzepts – zusammengestellt, die in den Disability Studies als emotionale *Reaktionen* auf Behinderung diskutiert werden. Bisweilen werden die gleichen Emotionen mit unterschiedlichen, erklärenden Narrativen in Zusammenhang gebracht. In dieser Arbeit rekonstruierte Narrative zur Erklärung emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung sind eine Verdrängung von Gemeinsamkeiten (siehe Kapitel 1.1), ein Entinnern von Differenz und sozialer Ungleichheit (siehe Kapitel 1.2) und eine Fetischisierung außergewöhnlicher Körper (siehe Kapitel 1.3). In diesem Sinne lassen sich emotionale *Reaktionen* auf Behinderung treffend als Emotionsrepertoires (Poser et al. 2019) beschreiben.

Kapitel 2 umreißt die weitreichenden Auswirkungen emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung auf die Gefühle und das Leben behinderter

Menschen und stellt dazu heraus, was wechselseitige Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens im Zusammenhang mit Dis/ableismus *bewirken*. Das umfangreiche Archiv der diesbezüglichen Theoriebildung in den Disability Studies spiegelt sich auch in der Länge dieses Kapitels wider. Ihre behindernde Wirkung entfalten Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens dabei entweder mittelbar über das Gefühlsleben behindernder Menschen oder direkt – also nicht über das Gefühlsleben behinderter Menschen vermittelt mit dann ausgrenzenden bis gewalttätigen Auswirkungen (siehe Kapitel 2.3). Über das Gefühlsleben behinderter Menschen vermittelte behindernde Prozesse fasse ich hier als Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1) oder als Medikalisierung ihrer Gefühle (siehe Kapitel 2.2).

Kapitel 3 gibt einen Überblick über die genuine Theoriebildung der Disability Studies zu den unterschiedlichen Umgangswisen behinderter Menschen mit unangenehmen Gefühlen – vermeiden, verändern oder fokussieren – die durch eine behindernde Gesellschaft ausgelöst werden. Verstanden als strategisches Handeln werden die damit verbundenen (u.a. gefühlsmäßigen) Kosten wie Nutzen von Passing, Maskerade und Kuvrieren (siehe Kapitel 3.1), Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) sowie Reclaiming (siehe 1.1) herausgestellt. Da alle in dieser Arbeit beschriebenen strategischen Umgangswisen mit Gefühlen ihren Ausgangspunkt in unangenehmen Gefühlen nehmen, die in einer behindernden Gesellschaft ausgelöst werden und ebenso jeweils mit unterschiedlichen Kosten und Nutzen verbunden sind, lassen sie sich treffend als Fühlstrategien einordnen.

Auf welche Weise sind Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1), behindernder Affekt (siehe Kapitel 2) und Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft (siehe Kapitel 3) nun miteinander verwoben? Zeitlich gesehen ließe sich annehmen, dass die drei Kapitel in der vorgeschlagenen Reihenfolge aufeinanderfolgen. Soziokulturell erworbene Emotionen bezüglich Behinderung wirken sich auf die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen aus und provozieren wiederum eine strategische Auseinandersetzung mit diesen Auswirkungen. In der vorliegenden Arbeit sind diese Auswirkungen, wie sie in Kapitel 2 als behindernder Affekt beschrieben werden, jedoch der Ausgangspunkt für die weitere Theoriebildung über Fühlstrategien (siehe Kapitel 3) und emotionale Reaktionen auf Behinderung (siehe Kapitel 1). Während es passend erscheint, Fühlstrategien als Antwort auf affektiv aufgeladene Interaktionen zu betrachten, die durch eine dis/ableistische Vorstellungswelt geprägt sind, bleibt die Theoretisierung von Emotionsrepertoires an dieser Stelle begrenzt. Die hier rekonstruierten theoretischen Überlegungen über den soziokultu-

rellen Unterbau von Emotionen, die durch Behinderung ausgelöst werden, erscheinen zwar plausibel, aus der spezifischen Perspektive der Disability Studies bleibt das subjektive Erleben in den geschilderten und zu erklärenden Episoden und Szenen jedoch nicht mit Sicherheit bestimmbar (siehe Kapitel 1.4). Dieses erkenntnistheoretische Problem ist im gegenwärtigen Stand der Theoretisierung selbst angelegt und kann hier nicht gelöst, sondern nur transparent gemacht werden. Stattdessen muss an dieser Stelle die distanzierende Funktion einer Benennung von aversiven Emotionen *als* etwa Ekel oder Hass berücksichtigt werden (Ahmed 2003). Alle drei in dieser Arbeit rekonstruierten Narrative zur Erklärung emotionaler Reaktionen auf Behinderung lassen sich unter Berücksichtigung dieser distanzierenden Funktion reinterpretieren. Bei einer Verdrängung von Gemeinsamkeiten wird unterstellt, dass unangenehme Emotionen abgewehrt werden, die ihren soziokulturellen Ursprung in unerreichbaren ableistischen Idealen wie Unverletzbarkeit, Unabhängigkeit oder Selbstkontrolle haben, an denen auch nichtbehinderte Menschen fortlaufend scheitern (siehe Kapitel 1.1). Der Rekurs auf eine Entinnerung von Differenz und sozialer Ungleichheit suggeriert dagegen, dass nichtbehinderte Menschen unangenehme Emotionen abwehren, die mit ihrer Verstrickung in Diskriminierung und mit als ungerecht empfundenen Vorteilen zusammenhängen (siehe Kapitel 1.2). Die Rede von einer Fetischisierung außergewöhnlicher Körper missbilligt zuletzt eine unterstellte Instrumentalisierung von Behinderung, die nichtbehinderten Menschen erlaube u.a. die Lebensgeschichten behinderter Menschen zu konsumieren, um durch eine Überbetonung von Differenz und sozialer Ungleichheit bei sich selbst angenehme Gefühle zu erzeugen (siehe Kapitel 1.3).

4.2 Kritische Einordnung des eigenen Vorgehens

Das in der Einleitung beschriebene Vorgehen einer Durchsicht der Archive für das Feld der Disability Studies zentraler Fachzeitschriften erwies sich vor dem Hintergrund einer noch ausstehenden gemeinsamen Sprache für gefühlsbezogene Themen in diesem Forschungsfeld als fruchtbar. So konnte eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Artikel ausfindig gemacht und in den Literaturkorpus aufgenommen werden bzw. ein breites Forschungsfeld kartiert werden. Diese Beiträge unterscheiden sich in ihrer Themenstellung, theoretischen Verortung, Methodologie und wissenschaftlichen Güte (von empirischer Forschung sehr unterschiedlichen Zuschnitts bis hin zu Meinungsartikeln). Die einzelnen Artikel sind dabei ebenfalls in verschiedensten Kontexten verortet

etwa in Bezug auf Nationalstaaten (als eine für Sozialleistungssysteme oder eine gewaltvolle Geschichte relevante Bezugsgröße) und unterscheiden sich weiter darin, welche Beeinträchtigungsformen sie fokussieren, oder auch in ihrem jeweiligen (meist nicht explizierten) Verständnis von Affekt, Emotionen oder Gefühlen wie auch ihrem jeweiligen (auch nicht immer explizierten) Verständnis von Behinderung.

Um einen kohärenten konzeptionellen Rahmen zu schaffen, stützt sich diese Arbeit auf die interdisziplinäre Begriffsarbeit des Sonderforschungsbereichs „Affective Societies“ (Slaby/Scheve 2019b). Die begriffliche Unterscheidung von Affekt, Emotionen und Gefühlen (ebd.) lässt sich zugegebenermaßen als etwas plakativ kritisieren. Diese drei Begriffe als unterschiedlich nuancierte Perspektiven auf dasselbe Phänomen zu verwenden, erwies sich aber dennoch als hilfreich, um unterschiedliche Perspektiven auf Gefühle in den und für die Disability Studies auszuformulieren. Die Unterscheidung zwischen distinkt benannten Emotionskonzepten und Affekt habe ich in dieser Arbeit genutzt, um einem begrenzten Stand der Theoriebildung über Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt (siehe Kapitel 1.4) Rechnung zu tragen. Die Unterscheidung zwischen Emotionen und Gefühlen erwies sich als ebenso nützlich, um den Umgang behinderter Menschen mit Gefühlen als strategisch anzuerkennen (siehe Kapitel 3). Eine solche Perspektive fügt sich hier gut in Grundüberlegungen der Disability Studies ein.

Dabei fällt möglicherweise auf, dass eine stringente und trennscharfe Begriffsverwendung in den einzelnen Kapiteln kaum durchgehalten werden konnte. Weder verwende ich in Kapitel 1 („Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt“) ausschließlich den Begriff der Emotionen im Sinne distinkt benannter Emotionskonzepte, noch in Kapitel 1 („Behindernder Affekt“) ausschließlich den Begriff des Affekts im Sinne gegenseitiger Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens oder in Kapitel 1 („Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft“) ausschließlich den Begriff des subjektiv erlebten Gefühls. Die Schwierigkeit einer stringenten Begriffsverwendung liegt dabei auch daran, dass das zugrunde gelegte Literaturmaterial diese begrifflichen Unterscheidungen so nicht vornimmt. Vor diesem Hintergrund möchte ich die vorsichtige Einschätzung treffen, dass sich diese Stringenz in anschließenden empirischen Folgearbeiten ggf. besser durchhalten lassen wird.

Diese Monografie soll eine theoretische Sensibilisierung für einen soziokulturellen Wandel hin zu einer inklusiveren oder weniger dis/ableistischeren Gesellschaft leisten und schlägt dabei vor, eine gegenseitige Verantwortlichkeit für die Wirkungen von erlebten Gefühlen zu

kultivieren. Dabei zeigt diese Arbeit beispielhaft, wie sich dies ausgestalten könnte, nämlich indem sie zentral die Wirkungen von Gefühlen (Ahmed 2014b) auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen (siehe Kapitel 1) fokussiert. Allerdings hat das gewählte Vorgehen eines literaturbasierten Überblicks insofern seine Grenzen, dass sich auf dieser Grundlage weder normative noch empirische Fragen beantworten lassen, etwa danach, wie nichtbehinderte Menschen dis/ableistische Diskriminierung *verlernen* können, oder warum ein soziokultureller Wandel hin zu einer inklusiveren und weniger dis/ableistischen Gesellschaft hier als erstrebenswert gelten soll.

Die vorliegende Arbeit hat einen explorativen und damit einen vorläufigen Charakter. Falls Leser:innen mit Details der entwickelten Systematik – etwa der Verortung bestimmter Diskurse – nicht einverstanden sind, hat diese Arbeit ihr Ziel bereits erreicht, eine umfassende Auseinandersetzung mit Emotionalität in den Disability Studies anzustoßen. Die Gliederung der Themen zwischen und innerhalb der Kapitel sollte durch Diskussion weiter geschärft werden, wobei auch gänzlich anders angelegte Systematisierungen möglich bleiben. Die zahlreichen Querverweise zwischen den Kapiteln sowie die Möglichkeit, dass sich derart fragmentierte Diskurse überhaupt sinnvoll aufeinander beziehen lassen – wie es in dieser Überblicksarbeit versucht wurde, überzeugen von der hier vorgeschlagenen übergreifenden Beschäftigung mit gefühlsbezogenen Themen in den Disability Studies. Im Einklang mit zeitgenössischen Theorien zu Affekt und Emotion (Wetherell 2012; Ahmed 2014b) sind die Emotionen, die in Reaktion auf Behinderung auftreten, mit den berichteten Auswirkungen auf die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen und deren Umgang mit der gefühlsmäßigen Belastung in einer behindernden Gesellschaft verflochten.

4.3 Anwendungsbeispiel für die erarbeiteten Begrifflichkeiten: COVID-19-Pandemie

Um die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Kapiteln erneut zu verdeutlichen, skizziert der nun folgende Abschnitt, was sich aus einer Disability-Studies-Perspektive über Affekt, Emotionen und Gefühle im Zuge der COVID-19-Pandemie schreiben lässt. Den größten Teil dieser Arbeit habe ich während der dieser Pandemie verfasst, die den generierten Ergebnissen einen weitreichenden Anwendungskontext verleiht. Daher bietet sich hier an, die in dieser Arbeit vorgeschlagene Systematik und Terminologie probeweise auf diesen Kontext anzuwenden im

Sinne einer konzertierten Ergebnisdarstellung. Dabei sind die referenzierten Quellen zum Teil bereits im Hauptteil dieser Arbeit enthalten. Welche Perspektiven auf Gefühle lassen sich in Bezug auf die COVID-19-Pandemie nun in den und für die Disability Studies einnehmen?

In Bezug auf eine Verdrängung von Gemeinsamkeiten (siehe Kapitel 1.1) problematisieren Disability-Studies-Autor:innen, dass behinderte Menschen – wie auch andere soziale Gruppen – instrumentalisiert worden seien, um von Ängsten vor dem Sterben oder vor schwerer, möglicherweise chronischer Krankheit abzulenken (Zander 2021; Goodley et al. 2022). Die geteilte Verwundbarkeit durch eine neuartige Krankheit werde verdrängt (siehe Kapitel 1.1.1) und auf eine besonders *vulnerable* Risikogruppe von behinderten, chronisch kranken und älteren Menschen projiziert, von denen fälschlicherweise angenommen werde, dass sie ausschließlich in Pflegeeinrichtungen lebe (Maskos 2021). Kontrastierend hierzu stellt eine Studie des Robert-Koch-Instituts fest, dass 51,9 % der deutschen Bevölkerung ab 15 Jahren zu dieser Risikogruppe gezählt werden können²⁰⁸ (Rommel et al. 2021).

Gelesen als Entinnerung von Differenz und sozialer Ungleichheit (siehe Kapitel 1.2) wurden Diskurse über Verletzlichkeit (siehe Kapitel 1.1.1) darüber hinaus dahin gehend kritisiert, die tatsächlich geringeren Überlebenschancen von behinderten Menschen mit deren Behinderungsstatus zu naturalisieren (Goodley et al. 2022), anstatt sie etwa durch ein in Pflegeeinrichtungen erhöhtes Sterberisiko zu kontextualisieren (Zander 2021). Die Zahl der Todesopfer von COVID-19 ist entlang intersektionaler Merkmale ungleich verteilt (Price 2021), was an das sozial ungleich verteilte Risiko erinnert, behindert zu werden (siehe Kapitel 1.2.4). Eine erste Welle der Solidarität zum kollektiven Schutz von besonders *vulnerablen* Gruppen konnte beobachtet werden, die sich jedoch nur selten in tatsächlichem Schutz oder der Beteiligung an politischen Entscheidungen über Schutzmaßnahmen niederschlug. Ganz im Gegenteil, die außerhalb von Einrichtungen lebende Mehrheit behinderter Menschen musste darum kämpfen, bei Impfkampagnen in Deutschland bevorzugt behandelt zu werden (Maskos 2021), d.h. als unterstützungswürdig angesehen zu werden (siehe Kapitel 1.2.2). Dieser Diskurs verschob sich weiter mit den öffentlichen Protesten gegen Schutzmaßnahmen wie soziale Distanzierung oder Impfung (Zander 2021), die als Unwilligkeit nichtbehinderter Menschen gelesen werden können, zu Gunsten *anderer* auf Privilegien (siehe Kapitel 1.2) wie beispielsweise uneingeschränkte Mobilität zu verzichten.

208 Eine differenzierte Einschätzung, ob diese Zählweise mit einem Verständnis von Behinderung im Sinne der Disability Studies vereinbar ist, kann hier nicht getroffen werden.

Als Form einer Fetischisierung außergewöhnlicher Körper (siehe Kapitel 1.3) lässt sich weiter diskutieren, dass *tragische* Narrative von Behinderung (siehe Kapitel 1.3.4) virulent wurden, etwa als medizinische Organisationen wie die Deutsche Interdisziplinäre Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin oder das National Institute for Clinical Excellence im Vereinigten Königreich die Verwendung einer sogenannten „Gebrechlichkeitsskala“ (Rockwood et al. 2005) vorschlugen (Maskos 2021; Zander 2021; Goodley et al. 2022).

In Bezug auf Emotionsarbeit und Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1) lässt sich argumentieren, dass Maßnahmen der sozialen Distanzierung neue – und für einige behinderte Menschen schwer zu erfüllende – Erwartungen an im öffentlichen Raum akzeptable Verhaltensweisen schufen. Dass deren Nichtbeachtung gemeinhin als unverantwortliches Verhalten interpretiert wurde, manifestierte sich in feindseligen Reaktionen (Goodley et al. 2022) im Zusammenhang mit indirektem psycho-emotionalen Disablismus (siehe Kapitel 2.1.1.1), was Emotionsarbeit notwendig machte. Diejenigen behinderten Menschen, die dazu nötige Energien nicht aufbringen konnten, wurden auf diese Weise weiter isoliert (ebd.; siehe Kapitel 2.1.3.3).

Im Hinblick auf eine Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.2) beklagen Disability-Studies-Autor:innen, dass Menschen mit Long COVID wie viele Menschen mit anderen chronischen Erkrankungen die Erfahrung machen mussten, dass ihr Leiden (an Langzeitfolgen einer akuten COVID-19-Erkrankung) abgetan wird (Bê/Sheppard 2023; siehe Kapitel 2.2.3). Gleichzeitig wurden durch die Pandemie und ihre Eindämmung ausgelöste psychische Belastungen – bis hin zu diagnostizierten Depressionen – entpathologisiert (Samuels/Freeman 2021), was als eine Überschreitung der Grenzen verpflichtender Able-mindedness gelesen werden kann (siehe Kapitel 2.2.1).

Die COVID-19-Pandemie hatte weiter auch materielle Auswirkungen auf Leib und Leben behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.3). Über verschiedene Kontexte hinweg waren die Leben behinderter Menschen weltweit (siehe Kapitel 2.3.4) durch Triage-Praktiken bedroht (Maskos 2021; Zander 2021; Goodley et al. 2022; Hansen 2022). Triage-Diskurse stellen das Recht behinderter Menschen auf Leben infrage, wenn sie im Falle einer überlasteten Gesundheitsversorgung dem Zugang nichtbehinderter Menschen Vorrang einräumen, wobei Behinderung als die Aussicht auf eine erfolgreiche Behandlung akuter Krankheit verringernd dargestellt wird. Insbesondere die Verwendung der oben erwähnten „Gebrechlichkeitsskala“ (Rockwood et al. 2005) löste einen Aufschrei von Behindertenrechtsvertreter:innen aus (Maskos 2021; Zander 2021; Goodley et al. 2022). Darüber hinaus legt die hohe Zahl

der Todesfälle in Pflegeeinrichtungen nahe, dass in der Praxis eine verdeckte Triage ausgeübt wurde (Zander 2021).

In Bezug auf verschiedene Passing-Strategien (siehe Kapitel 3.1) zeigt die COVID-19-Pandemie ein interessantes Anwendungsfeld von Maskerade (siehe Kapitel 3.1.2). Um sich vom Tragen von Masken oder dem Nachweis ihres Impfstatus befreien zu lassen, griffen einige Gegner:innen von sozialen Distanzierungsmaßnahmen oder Impfkampagnen nämlich auf ärztliche Atteste zurück und versuchten somit als behindert durchzugehen (siehe Kapitel 3.1.2).

Durch eine Perspektive des Crippings (siehe Kapitel 3.2) kann die tiefgreifende und herausfordernde Veränderung, die durch soziale Distanzierungsmaßnahmen inmitten laufender akademischer oder beruflicher Zeitpläne hervorgerufen wird, als eine Universalisierung von Crip Time (Samuels/Freeman 2021; siehe Kapitel 3.2.2) gelesen werden. Auf ähnliche Weise diskutieren einige Disability-Studies-Autor:innen die Pandemie als eine Gelegenheit, gegenseitige Unterstützung und Fürsorge in einer Weise zu fördern, die Relationalität und Interdependenz affirmsiert (Samuels/Freeman 2021; Goodley et al. 2022; siehe Kapitel 3.2.3).

Gelesen durch eine Perspektive des Reclaimings im Sinne einer Wiederaneignung unangenehmer Behinderungserfahrungen (siehe Kapitel 1.1) lassen sich geteilte Verlusterfahrungen – des Lebens und der Gesundheit geliebter Menschen oder von Arbeits- und Freizeitmöglichkeiten – dahingehend diskutieren, dass diese eine Anerkennung der damit verbundenen verletzten Gefühle wie Trauer, Erschöpfung, Trauma oder Wut anregten (Samuels/Freeman 2021) und somit zu Repräsentationen nuancierter Subjektivität einluden. Zuletzt lässt sich das situierte Wissen behinderter und chronisch kranker Menschen darüber, wie man *mit* einer lang andauernden oder chronischen Erkrankung leben kann, als für von Long COVID betroffene Menschen hilfreich rahmen. Bedauerlicherweise wurde dieses emanzipatorische Wissen (siehe Kapitel 3.3.3) in Einschätzung von Disability-Studies-Autor:innen jedoch wenig nachgefragt (Bé/Sheppard 2023).

Was lässt sich aus diesem zugegeben holzschnittartigen Galopp durch in dieser Arbeit thematisierte Aspekte ableiten? Ich will an dieser Stelle deutlich machen, dass eine Beschäftigung mit Affekt, Emotionen und Gefühlen in den Disability Studies sehr unterschiedliche Facetten umfassen kann, die bisher meist in miteinander unverbundenen Teildiskursen diskutiert werden. Die in dieser Arbeit zusammengetragenen Begrifflichkeiten scheinen sich zu eignen, um ein Thema (hier exemplarisch die COVID-19-Pandemie) auf gefühlsbezogene Aspekte hin zu durchdenken.

4.4 Ausblick auf Forschungsdesiderata und sich anschließende Fragen

Diese Arbeit bemüht sich um eine gemeinsame Sprache rund um gefühlsbezogene Themen in den Disability Studies und schlägt auf Grundlage des aktuellen Stands der Theoretisierung einige Präzisierungen vor. Zunächst einmal möchte ich hier dafür plädieren, die ganze Bandbreite an emotionalen Reaktionen auf Behinderung (siehe Kapitel 1) in der Zusammenschau zu diskutieren, um eine bereits vielschichtige Theoriebildung der Disability Studies widerzuspiegeln, die emotionale Reaktionen auf intersektional positionierte, behinderte Menschen kontextualisieren kann (siehe Kapitel 1.4). In dieser Arbeit wurden dabei drei verschiedene Narrative unterschieden: Verdrängte Gemeinsamkeiten wie Verletzlichkeit nähren den dis/ableistischen Impuls, sich von Behinderung zu distanzieren (siehe Kapitel 1.1), entinnerte Differenz und Ungleichheit beruhen eher auf einem politisch mobilisierten Bedürfnis, Behinderung als soziales Problem u.a. in Bezug auf Chancenungleichheit ungesehen zu machen (siehe Kapitel 1.2) und fetischisierte außergewöhnliche Körper dienen einer Instrumentalisierung von Behinderung für lustvolle Emotionen etwa im Zusammenhang mit Inspiration (siehe Kapitel 1.3).

Ähnlich plädiere ich dafür, die gesamte Bandbreite der behindernden Auswirkungen von Affekt (siehe Kapitel 1) in ihrer Zusammenschau zu diskutieren. Dabei fällt v.a. auf, dass sich diese behindernden Auswirkungen darin unterscheiden, ob sie über das Gefühlsleben behinderter Menschen vermittelt sind (siehe Kapitel 2.1; 2.2) oder nicht, wobei sich behindernde Auswirkungen auf die Lebenswirklichkeiten behinderter Menschen im letzteren Falle quasi direkt entfalten (siehe Kapitel 2.3). Es bleibt hier hervorzuheben, dass in Bezug auf Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1) oder eine Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen (siehe Kapitel 2.2) jeweils der Prozess des Affiziert-Werdens behindernd wirkt und nicht etwa eine distinkt benannte (eigene oder fremde) Emotion. So bindet Emotionsarbeit Zeit und Energie, die auch anderweitig genutzt werden könnte und erzeugt somit eine strukturelle Benachteiligung (siehe Kapitel 2.1.3). Medikalisierung lässt sich ggf. analog als strukturelle Benachteiligung diskutieren, da hier entweder subjektiv nicht als notwendig empfundene medizinische Behandlungen durchgesetzt werden (siehe Kapitel 2.2.1; 2.2.4) oder aber als subjektiv notwendig empfundene Unterstützungen vorenthalten werden. Durch eine Unterstellung von Hysterie wird so der Zugang zu einer medizinischen Behandlung körperlicher Symptome versperrt

(siehe Kapitel 2.2.3). Eine Fehlinterpretation durch dis/ableistische Diskriminierung ausgelöster unangenehmer Gefühle als Beeinträchtigungsfolgen wiederum versperrt den Zugang zu Interventionen, die ihrem sozialen Ursprung etwa in behindernd gestalteten Umwelten Rechnung tragen (siehe Kapitel 2.2.2). In der Zusammenschau lassen sich verschiedene Aspekte struktureller Benachteiligung als behindernde Auswirkungen von wechselseitigen Prozessen des Affizierens und Affiziert-Werdens beschreiben. Diese Perspektive steht in einer gewissen Kontinuität zum (britischen) sozialen Modell von Behinderung (Thomas 1999), und dies obwohl eine Fokussierung auf Umweltbarrieren durch Vertreter:innen des sozialen Modells für eine Auslassung gefühlsbezogener Themen in den Disability Studies verantwortlich gemacht wird (siehe Einleitung; Watermeyer 2014). Wenn jedoch der Fokus darauf gelegt wird, was ein wechselseitiges Affizieren und Affiziert-Werden *bewirkt* (Ahmed 2014b) anstelle darauf, was Emotionen *sind*, ergeben sich vielversprechende Anknüpfungspunkte für eine Weiterentwicklung des sozialen Modells von Behinderung (siehe auch Wechuli 2024a).

Und auch Fühlstrategien in einer behindernden Gesellschaft (siehe Kapitel 1) empfehle ich hier, in ihrer gesamten Bandbreite zu diskutieren. Aus ihrer Zusammenschau zeigt sich v.a. ein geteiltes Anliegen von Passing, Maskerade und Kuvrieren (siehe Kapitel 3.1), Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) sowie Reclaiming (siehe Kapitel 1.1): Alle hier diskutierten strategischen Umgangsweisen behinderter Menschen mit Gefühlen verhalten sich auf irgendeine Weise zu unangenehmen Gefühlen, die in einer behindernden Gesellschaft ausgelöst werden. Diese sollen dann entweder vermieden, verändert oder fokussiert werden, was wiederum jeweils unterschiedliche (erwartete) Nutzen und Kosten mit sich bringt. Eine Zusammenschau verschiedener Facetten von Passing verdeutlicht weiter, dass Passing (siehe Kapitel 3.1.1), Maskerade (siehe Kapitel 3.1.2) und Kuvrieren (siehe Kapitel 3.1.3) alle als relationale Handlungsweisen zu verstehen sind, in dem Sinne, dass sie durch verpflichtende Nichtbehinderung (siehe Kapitel 1.2.1) begründet werden. Die Sichtbarkeit des eigenen Behinderungsstatus muss daher (auch gefühlsmäßig) immer wieder neu verhandelt werden (siehe Kapitel 3.1.4). Ein Vergleich der als emanzipatorisch aufgefassten Fühlstrategien Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) sowie Reclaiming (siehe Kapitel 1.1) zeigt, dass diese Gefühle als soziokulturelle Phänomene auffassen, jedoch auf unterschiedliche Art und Weise. So streben Disability Pride und Crippling (siehe Kapitel 3.2) eine gefühlsmäßige Neubewertung von Behinderung an und fassen emotionale Reaktionen auf Behinderung (siehe Kapitel 1) somit als kontingent, wenn nicht gar als soziokulturelle Konstruktionen, auf.

Reclaiming dagegen fordert behinderte Menschen dazu auf, sich unangenehme Behinderungserfahrungen wieder anzueignen, und zwar insbesondere Gefühle, die durch dis/ableistische Diskriminierung ausgelöst werden und somit einen soziokulturellen Ursprung haben.

Neben einem Plädoyer für eine breite Rezeption gefühlsbezogener Theoriebildung in den Disability Studies lassen sich aus dieser Arbeit einige begrifflich-konzeptionelle Präzisierungen ableiten. Beispielsweise scheint weiterführende Forschung zur gefühlsmäßigen Belastung des Lebens in einer dis/ableistischen Gesellschaft gut beraten, die ganze Bandbreite der Terminologie rund um den Begriff der Emotionsarbeit (Hochschild 2012 [1983]; siehe Kapitel 2.1) anzuwenden. Hier scheint insbesondere vielversprechend, nicht nur den überproportionalen Anteil von behinderten Menschen geleisteter Emotionsarbeit, sondern auch die jeweils zugrunde liegenden Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1.2) zu rekonstruieren. Eine derartige Präzisierung rückt ins Zentrum der Aufmerksamkeit, dass die Notwendigkeit Emotionsarbeit zu leisten für behinderte Menschen insbesondere durch eine Individualisierung der Verantwortung für Zugänglichkeit verschärft wird, wie auch durch eine Individualisierung der Verantwortung für angenehme Interaktionen (siehe auch Wechuli im Review).

Ähnlich scheint sich anschließende Forschung zu verschiedenen Passing-Strategien (siehe Kapitel 3.1) gut beraten, mit Passing im Sinne eines Verbergens oder Verschweigens des eigenen Behinderungsstatus (siehe Kapitel 3.1.1) und Kuvrieren im Sinne des Minimierens von Beeinträchtigungsfolgen oder des Kompensierens einer als negativ wahrgenommenen Differenz (siehe Kapitel 3.1.3) unterschiedliche Facetten voneinander zu unterscheiden. Darüber hinaus plädiere ich dafür, Passing-Bemühungen – und darunter auch Maskerade (siehe Kapitel 3.1.2) – als subjektiv nachvollziehbare Strategien in einer dis/ableistischen Gesellschaft anzuerkennen und als relationale Handlungsweisen zu verstehen in dem Sinne, dass Passing-Bemühungen erst durch ein Versäumnis, nach Differenz zu fragen (Campbell 2009), ermöglicht werden (siehe Kapitel 3.1.4).

Weiter konnte in dieser Arbeit herausgearbeitet werden, was Criping von Disability Pride unterscheidet, nämlich, dass Criping eine Begründung dafür liefert, Behinderung affirmativ neu zu bewerten, und zwar aufgrund des Potenzials, Normen zu unterlaufen (3.2.2), was in besonderem Detailreichtum für Normen rund um Verbundenheit und Begehren ausformuliert worden ist (siehe Kapitel 3.2.3). Gleichzeitig zeigt ein kontrastierender Vergleich von Disability Pride und Criping, dass sich die Kritik an diesen Fühlstrategien als elitären Vorhaben insbesondere an einer avantgardistischen und als nicht zugänglich wahrgenommenen Terminologie empört, aber zentral auf eine gefühlt

ungleiche Verfügbarkeit von Stolz abzielt (siehe Kapitel 3.2.4). Ferner lässt sich hier die Übernahme der Rolle als „crip killjoy“ (Johnson/McRuer 2014a: 136) im Anschluss an Sara Ahmeds (2010) Figur der „Spaßverderber:in“ (ebd.: 65; meine Übersetzung; siehe Kapitel 1.2) als spezifische Form des Crippings verstehen, bei dem ein ableistisches Streben nach Glück aufgegeben bzw. gecriptt wird (siehe Kapitel 3.2.2). Vor dem Hintergrund, dass Disability Pride und Crippling als elitäre Unterfangen kritisiert worden sind (siehe Kapitel 3.2.4), kann an dieser Stelle dazu geraten werden, die ungleiche Verfügbarkeit stolzer Neubewertungen auf Grundlage verschiedener Beeinträchtigungsfolgen oder sozial ungerechter Ätiologien mitzuberücksichtigen.

Zuletzt schlage ich in dieser Arbeit vor, den Begriff Reclaiming (siehe Kapitel 1.1) für die von vielen Disability-Studies-Autor:innen geforderte Wiederaneignung unangenehmer Behinderungserfahrungen zentral zu verwenden und rate in diesem Zusammenhang dazu, die notwendigen *sicheren* Räume aktiv zu erkunden und auszugestalten (siehe Kapitel 3.3.2) und nicht-intendierte politische Konsequenzen zu bedenken, wenn wiederangeeignete unangenehme Gefühle nicht als kommodifizierte, inspirierende Narrative rezipiert werden sollen (siehe Kapitel 3.3.4). Eine Zusammenschau der als emanzipatorisch diskutierten Fühlstrategien Disability Pride und Crippling sowie Reclaiming zeigt dabei, dass beiden quasi gegensätzlichen strategischen Umgangsweisen mit Gefühlen in einer behindernden Gesellschaft vorgeworfen wird, unsolidarische Effekte zu erzeugen (siehe Kapitel 3.4; siehe auch Wechuli 2025b).

Über konkrete Vorschläge terminologischer und konzeptioneller Präzisierungen hinaus lassen sich aus dieser Arbeit einige Ansatzpunkte für weiterführende Forschung generieren. Zunächst einmal klingt der Vergleich zu anderen Minderheiten, bei denen emotionale Veränderungs-, aber auch Widerstandsprozesse eventuell ähnlich ablaufen, über die Kapitel dieser Arbeit hinweg immer wieder an. Autor:innen der Disability Studies beziehen sich auf Autor:innen der Critical Race, Gender, Fat, Queer und Trans Studies sowie der feministischen und postkolonialen Studien oder stellen selbst Bezüge zu anderen Minderheiten her. Allerdings müssen Parallelen wie Unterschiede zu anderen Differenzkategorien erst noch *systematisch* erschlossen werden. Ähnlich gilt dies auch für Vergleiche zwischen verschiedenen (etwa kulturellen) Kontexten, in denen sich etwa an behinderte Menschen gerichtete Gefühlsnormen (siehe Kapitel 2.1.2) unterscheiden mögen. Ebenfalls zu vergleichen wären letztere darüber hinaus mit Gefühlsnormen, die an nichtbehinderte Menschen gerichtet sind.

Um die Rolle von Affekt, Emotionen und Gefühlen bei der Herausbildung von Behinderung als negativ wahrgenommener Differenz umfassend zu analysieren, sind weitere Forschungsarbeiten zu Emotionsrepertoires einer dis/ableistischen Vorstellungswelt notwendig, auf Grundlage des in dieser Arbeit beschriebenen begrenzten Forschungsstandes (siehe Kapitel 1.4, 4.1). Insbesondere empirische Studien versprechen, Theoretisierungen emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung auf eine tragfähigeren erkenntnistheoretische Grundlage zu stellen. Dazu könnten etwa ethnografische, phänomenologische oder sozial-experimentelle Studien geeignet sein. Ob das subjektive Erleben nichtbehinderter Menschen überhaupt ein Thema der Disability Studies sein *sollte*, bleibt dabei diskutabel.

In Bezug auf das erklärende Narrativ verdrängter Gemeinsamkeiten (siehe Kapitel 1.1) scheint eine präzisere Ausarbeitung von psychoanalytischen Bezügen angezeigt, und zwar sowohl mit Rückgriff auf Originalquellen (siehe etwa die in dieser Arbeit zitierten Aufsätze aus Sigmund Freuds (1969 [1917], 1983 [1940]) „Gesammelten Werken“) als auch auf kontemporäre Weiterentwicklungen (siehe z.B. Lehner/Trunkenpolz/Strobl 2023). Darüber hinaus fällt auf, dass psychoanalytisches Wissen in den Disability Studies bisher eher im Sinne einer Problemdiagnose und weniger mit Blick auf mögliche Veränderungsprozesse (siehe etwa Freud 1973 [1914]) verwendet zu werden scheint. Zu beachten ist dabei die durchaus konflikthafte Beziehung behinderter Menschen zur Psychoanalyse, die in dieser Arbeit vor allem in Bezug auf eine epistemologische Behinderung durch Unterstellungen von Hysterie (Mollow 2014; siehe Kapitel 2.2.3) thematisiert wird.

Im Anschluss an die grundlegende Ausarbeitung relationaler und prozesshafter Aspekte behindernden Affekts (siehe Kapitel 2.4) bietet sich weiter eine präzisere Ausarbeitung des Potenzials einer Theoretisierung von Affekt im Sinne von gegenseitigen Prozessen des Affizierens und Affiziert-Werdens an, und zwar insbesondere in Abgrenzung zu Emotionen verstanden als distinkt benannte Emotionskonzepte. Für eine empirische Verwendung besonders vielversprechend erscheint hier das von Elgen Sauerborn und Yvonne Albrecht (2024) ausgearbeitete sozialwissenschaftliche Affektverständnis, das die beiden Autorinnen von einem teilweise in den Kulturwissenschaften verbreiteten Verständnis von Affekt als überhaupt nicht zu versprachlichendem Phänomen abgrenzen. Stattdessen lassen sich drei zentrale Merkmale von Affektivität ausmachen, die einen empirischen Zugriff auf dieses schwer greifbare Phänomen erlauben, nämlich, dass sich Affekt beobachten, erzählen und erleben lässt, was jeweils ethnografische, narrative bzw. autoethnografische Verfahren nahelegt (siehe auch Wechuli 2025a).

Das naheliegendste Beispiel für eine Theoretisierung von Affekt anstatt distinkt benannter Emotionen stellt eine genauere Analyse affektiver Arbeit im Kontrast zu Emotionsarbeit (siehe Kapitel 2.1) dar – ein Konzept, das bis dato von einigen Disability-Studies-Autor:innen verwendet wird, wobei allerdings nicht klar wird, inwiefern affektive Arbeit über eine Arbeit an (eigenen und fremden) Emotionen hinaus geht²⁰⁹. Darüber hinaus werden die behindernden Auswirkungen von Affekt (siehe Kapitel 1) im Archiv der Disability Studies als kollektiv geteilte Erfahrung dargestellt, sodass behinderte Menschen weitergehend als „affektive Gemeinschaft“ (Zink 2019; meine Übersetzung) charakterisiert werden könnten. Auch dieses Konzept erscheint für sich anschließende empirische Forschung vielversprechend.

Um das subjektive und kollektive emanzipatorische Potenzial von Fühlstrategien (siehe Kapitel 1) für einen soziokulturellen Wandel zu erforschen, muss zuletzt die tatsächliche Wirkung verschiedener Fühlstrategien empirisch untersucht werden, vorzugsweise in qualitativen, partizipativen Designs. Ein interessantes Anwendungsfeld wäre etwa eine kollektivierte Wissensproduktion gegen Unterstellungen von Hysterie (Mollow 2014) im Kontext von Long COVID und ME/CFS (siehe Kapitel 4.3). Eine emanzipatorische und kontextualisierende Wissensproduktion würde sich medikalierte Gefühle im Sinne eines Reclaimings hier wieder aneignen, ohne auf individualisierende Narrative zurückzufallen (siehe auch Wechuli 2025a).

Das Konzept der „affektiven Praxis“ (Wetherell 2012: 4; meine Übersetzung), also eine praxistheoretische Perspektive, macht einen soziokulturellen Wandel durch kontinuierliche Reinszenierungen denkbar, wie von Crippling (siehe Kapitel 3.2) und Reclaiming (siehe Kapitel 1.1) angestrebt. Ausgehend von der Übersicht in dieser Arbeit sollten verschiedene Facetten des Passings (siehe Kapitel 3.1) darüber hinaus als situativ nützliche Überlebensstrategien in die Analyse miteinbezogen werden. Angesichts der praktischen Relevanz für die gelebten Erfahrungen behinderter Menschen plädiere ich weiter dafür, die unterschiedlichen Anforderungen der jeweiligen Fühlstrategien an das Subjekt zu analysieren, die sich beispielhaft am Spannungsfeld von Normsubversion (siehe Kapitel 3.2.2) und schmerzhafter Erfahrung (siehe Kapitel 3.3.1) im Zusammenhang mit „crip time“ (Kafer 2013: 25) aufzeigen lassen. Im Hinblick auf inklusive pädagogische und sozialarbeiterische Settings ist dabei auch danach zu fragen, welche Handlungsspielräume diese Settings behinderten Menschen in Bezug

209 Für eine detailliertere Analyse subtilerer Aspekte affektiver Arbeit etwa im Sinne eines Managements von Atmosphären durch die eigene Anwesenheit siehe beispielsweise Elgen Sauerborn (2019).

auf einen strategischen Umgang mit Gefühlen jeweils ermöglichen oder verschließen. So lässt sich etwa fragen, ob als behindert durchzugehen (Siebers 2008) verpflichtend ist, um barrierefreie Infrastruktur nutzen zu dürfen oder angemessene Vorkehrungen einfordern zu können (siehe Kapitel 3.1.2), und ob diese Verpflichtung darüber hinaus affirmative Neubewertungen von Behinderung (siehe Kapitel 3.2) verschließt. Weiter lässt sich fragen, ob das Setting nahelegt, zu kurierten (Goffman 1963) – also Beeinträchtigungseffekte zu minimieren oder als negativ wahrgenommene Differenz zu kompensieren (siehe Kapitel 3.1.3) – und ob sichere Räume für eine Wiederaneignung unangenehmer Behinderungserfahrungen (Watermeyer 2009) zur Verfügung stehen (siehe Kapitel 1.1).

Über konkrete Forschungsdesiderata hinaus bleiben zuletzt auch einige grundlegende Fragen offen. Kapitel 1 und 2 könnten eventuell so gelesen werden, als ob sie eine gruppenbezogene Gegnerschaft behinderter und nichtbehinderter Menschen suggerieren. Stattdessen möchte ich hier abschließend die Frage diskutieren, wie Zusammenleben und Verlernen *gelingen* können. Diese Frage stellt sich mit erneuter Dringlichkeit vor dem Hintergrund sozioökologischer Mehrfachkrisen (Klepp/Hein 2024), die unter Einbezug populistischer Dauerkrisen etwa die Neuverhandlung von Unterstützungswürdigkeit (siehe Kapitel 1.2.2) als großes Thema der Gegenwart und nahen Zukunft hervorbringen (Wechuli 2025c). Vor dem Hintergrund des in der Einleitung beschriebenen Vorgehens kann die vorliegende Arbeit die Frage eines Verlernens und gelingenden Zusammenlebens nicht direkt beantworten. Und dennoch lassen sich einige Hinweise zusammentragen, wie sich beispielsweise behindernde Auswirkungen von Affekt (siehe Kapitel 1) abmildern lassen. So erscheinen eine „kollektiv geteilte Verantwortlichkeit“ (Price 2021: 273; meine Übersetzung) z.B. für Barrierefreiheit (Mingus 2011a), aber auch für angenehme Interaktionen (siehe Kapitel 2.1.1.2) sowie ein aktives Fragen nach Differenz (Campbell 2009) vielversprechend.

Eine begrifflich-konzeptionell präzisere Beschreibung der Emotionsarbeit, die etwa im Zusammenhang mit infrastrukturellen Barrieren notwendig wird, zeigt, dass ein erheblicher Anteil der gefühlsmäßigen Belastung durch Barrieren darin begründet liegt, dass die Verantwortung für Zugänglichkeit individualisiert wird – angefangen mit dem Einholen von Informationen über den zeitlichen und nervlichen Aufwand der Beantragung von angemessenen Vorkehrungen bis hin zum Umgang mit Frustration durch manifeste Ausgrenzung. Die Erwartung einer individuellen Verantwortungsübernahme lässt sich nun hinterfragen und verändern, um Emotionsarbeit gerechter zu verteilen. Margaret Price (2024: 166) nennt „access priming“ als Beispiel für eine derartig

kollektiv geteilte Verantwortlichkeit. Durch die Unterbreitung eines konkreten Unterstützungsangebots ohne dessen Umsetzung wird das Thema Zugänglichkeit allen Anwesenden in Erinnerung gerufen. Auch wenn eine der teilnehmenden Personen völlig anders gelagerte Zugangsbedarfe hat, werde ein Gesprächseinstieg geschaffen, der laut den Teilnehmer:innen an ihrer Studie erleichternd wirke. Durch eine Bewusstmachung von Zugänglichkeitsfragen soll „access intimacy“ (Mingus 2011a) bewusst hergestellt werden im Sinne einer Mitübernahme von Verantwortung für vorhandene Barrieren durch nichtbehinderte Menschen, etwa indem sie geäußerte, individuelle Zugangsbedürfnisse nicht hinterfragen, sich auch zu einem späteren Zeitpunkt an diese erinnern oder etwa eine gemeinsame Überprüfung von Barrierefreiheit anbieten ohne dafür besondere Dankbarkeit zu erwarten (siehe Kapitel 2.1.1.1). Bei einigen von Margaret Prices (2024) Studienteilnehmer:innen floss eine gelungene „access intimacy“ (Mingus 2011a) in die Organisationskultur ein.

Eine geteilte Verantwortlichkeit zu erproben, sehe ich dabei u.a. als Auftrag für die Disability Studies rezipierenden anwendungsbezogenen Disziplinen – wie etwa die inklusive Pädagogik²¹⁰ – an. Ich möchte an dieser Stelle hervorheben, dass hier nicht vorgeschlagen werden soll, erkämpfte soziale Rechte, die sich etwa in der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen kondensieren (Degener 2015; Hirschberg/Köbsell 2017), durch gefühlbasierte Rechtfertigungen zu ersetzen. Allerdings lässt sich eine kollektiv geteilte Verantwortlichkeit, etwa für Zugänglichkeit, erproben. Neben aktivistischen Kontexten, in denen etwa das Konzept der „access intimacy“ (Mingus 2011a) entwickelt wurde, könnte etwa auch Partizipative Lehre – also Hochschullehre mit und durch Menschen, die sonst strukturell von Hochschulen ausgeschlossen sind – unter gewissen Voraussetzungen

210 Ich schließe mich hier der von Markus Dederich und Philipp Seitzer (2024) vorgeschlagenen responsiv-kulturwissenschaftlichen Ausrichtung von Heil- und Sonderpädagogik an, die sich meines Erachtens auch auf affine Felder wie etwa die Soziale Arbeit übertragen lässt. In diesem Verständnis ist kulturwissenschaftliche Theoriebildung für die Praxis der Heil- und Sonderpädagogik deshalb relevant, da Kultur lokal hervorgebracht wird. In lebensweltlichen Zusammenhängen kann eine kulturwissenschaftliche Reflexion daher Veränderungen anstoßen, wenn Kontingenzen aufgedeckt und neue Denk- und Handlungsweisen entwickelt werden – und zwar obwohl sich kultureller Wandel nicht steuern lässt und theoretische Kritik oder Dekonstruktion nicht bereits mit ersterem gleichzusetzen sind. „Inklusives Handeln bedeutet in diesem Sinne paradoxe Weise das Festhalten an Idealen bei einer gleichzeitig realistischen und nüchternen Einschätzung der konkreten Verwirklichungsmöglichkeiten“ (Dederich/Seitzer 2024: 262).

ebenfalls ein geeignetes Forum bieten (siehe auch Wechuli/York im Druck).

Zum Schluss dieser Arbeit möchte ich auf Ihren Anfang zurückverweisen, um die Bedeutung eines Verlernens zu unterstreichen. So stellt Nancy Hansen (2022: 220f.) die Wirkmächtigkeit emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung im Zusammenhang mit den kanadischen Strafrechtsänderungen rund um einen medizinisch assistierten Suizid (siehe Kapitel 2.3.4) heraus, die es zu diskutieren gelte.

However, we must ask ourselves who is really uncomfortable, how are they uncomfortable, and why? [...] Our future depends on a robust yet balanced discussion that finds disabled people and their allies at the centre. Without such a discussion, we run the risk of disappearance.

Zu derartigen gemeinsamen Diskussionen über den soziokulturellen Kontext emotionaler *Reaktionen* auf Behinderung – wie etwa Unbehagen – und ihre behindernden Auswirkungen möchte die vorliegende Arbeit einladen.

5 Literaturverzeichnis

- Abrams, Thomas (2014): Re-Reading Erving Goffman as an Emancipatory Researcher. In: *Disability Studies Quarterly* 34, 1, o.S.
- Adams, Deanna L./Erevelles, Nirmala (2016): Unexpected spaces of confinement. Aversive technologies, intellectual disability, and “bare life”. In: *Punishment & Society* 19, 3, S. 348–365.
- Adams, Rachel (1996): An American Tail. Freaks, Gender, and the Incorporation of History in Katherine Dunn’s *Geek Love*. Chapter 19. In: Garland-Thomson, R. (Hrsg.): *Freakery. Cultural spectacles of the extraordinary body*. New York: New York University Press, S. 277–290.
- Addison, Michelle (2017): Overcoming Arlie Hochschild’s concepts of the ‘real’ and ‘false’ self by drawing on Pierre Bourdieu’s concept of habitus. In: *Emotion, Space and Society* 23, 1, S. 9–15.
- Adorno, Theodor W. (2003 [1966]): *Negative Dialektik*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Band 1706. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (2010 [1944]): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Afeworki Abay, Robel/Schülle, Mirjam/Wechuli, Yvonne (2021): Decolonizing disability. Eine postkoloniale Reflexion auf Behinderung für die Fluchtmigrationsforschung unter Berücksichtigung intersektionaler Lebensrealitäten. In: Bach, M./Narawitz, L./Schroeder, J./Thielen, M./Thönneßen, N.-M. (Hrsg.): *Fluchtmigrationsforschung im Widerstreit. Über Ausschlüsse durch Integration*. Münster: Waxmann, S. 115–129.
- Agamben, Giorgio (2010): *Homo sacer. Sovereign power and bare life*. Meridian: Crossing Aesthetics. Stanford: Stanford University Press.

- Ahmed, Sara (2003): In the Name of Love. In: *borderlands* 2, 3, S. 1–41.
- Ahmed, Sara (2007): Queer phenomenology. Orientations, objects, others. Second printing. Durham: Duke University Press.
- Ahmed, Sara (2010): The promise of happiness. Durham: Duke University Press.
- Ahmed, Sara (2014a): Not in the Mood. In: *New Formations* 28, 82, S. 13–28.
- Ahmed, Sara (2014b): The cultural politics of emotion. Second edition. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Ahmed, Sara (2017): Living a feminist life. Durham: Duke University Press.
- Aho, Tanja N. (2017): Active Citizenship, Liberalism, and Labor-Normativity. Queercrip Resistance, Sanist Anxiety, and Racialized Ableism in Viewer Responses to *Here Comes Honey Boo Boo*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 11, 3, S. 321–337.
- Amirpur, Donja (2016): Migrationsbedingt behindert? Familien im Hilfesystem: Eine intersektionale Perspektive. Bielefeld: transcript.
- Ancet, Pierre (2013): La honte d'exister. In: *ALTER – European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 7, 1, S. 46–55.
- Anzalduá, Gloria (2012): *Borderlands. La frontera: the new Mestiza*. 25th anniversary, fourth edition. San Francisco: Aunt Lute Books.
- Aphramor, Lucy (2009): Disability and the anti-obesity offensive. In: *Disability & Society* 24, 7, S. 897–909.
- Arciul, Joanne/Shakespeare, Tom (2023): Language matters. Disability and the power of taboo words. In: Jeffress, M. S./Cypher, J. M./Ferris, J./Scott-Pollock, J.-A. (Hrsg.): *The Palgrave Handbook of Disability and Communication*. Cham: Palgrave Macmillan, S. 17–30.

- Aspler, John/Zizzo, Natalie/Di Pietro, Nina/Racine, Eric (2018): Stereotyping and Stigmatising Disability. A Content Analysis of Canadian Print News Media About Fetal Alcohol Spectrum Disorder. In: Canadian Journal of Disability Studies 7, 3, S. 89–121.
- Atkins, Chloë Gwyneth Katharine/Hodges, Brian David (2010): My imaginary illness. A journey into uncertainty and prejudice in medical diagnosis. The culture and politics of health care work. How patients think. Ithaca: ILR Press/Cornell University Press.
- Attia, Iman (2013): Rassismusforschung trifft auf Disability Studies. Zur Konstruktion und Marginalisierung von „Fremdheit“ und „Behinderung“ als Andere. Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Zentrum für Disability Studies (ZeDiS), Universität Hamburg. https://www.zedis-hamburg.de/wp-content/download-pdfs/attia_rassismusforschung_ds.pdf [Zugriff: 27.05.2024].
- Balderston, Susie (2013): Victimized again? Intersectionality and injustice in disabled women's lives after hate crime and rape. In: Segal, M. T./Demos, V. P. (Hrsg.): Gendered perspectives on conflict and violence. First edition. Bingley: Emerald, S. 17–51.
- Barden, Owen (2020): Demanding Money with Menaces. Fear and Loathing in the Archipelago of Confinement. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 14, 1, S. 91–108.
- Baron-Cohen, Simon (1997): Mindblindness. An essay on autism and theory of mind. A Bradford book. Cambridge: Massachusetts Institute of Technology Press.
- Bauman, Zygmunt (1997): Postmodernity and its discontents. Cambridge: Polity Press.
- Bê, Ana/Sheppard, Emma (2023): Chronic Illness and Representation. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 17, 2, S. 133–139.
- Bell, Chris (2017): Is Disability Studies actually White Disability Studies? In: Davis, L. J. (Hrsg.): The disability studies reader. Fifth edition. New York: Routledge, S. 406–415.

- Ben-Moshe, Liat (2013): Disabling Incarceration. Connecting Disability to Divergent Confinements in the USA. In: *Critical Sociology* 39, 3, S. 385–403.
- Bennett, Cynthia L./Rosner, Daniela K. (2019): The Promise of Empathy. Design, Disability, and Knowing the “Other”. In: Brewster, S./Fitzpatrick, G./Cox, A./Kostakos, V. (Hrsg.): *CHI '19. Proceedings of the 2019 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems*. New York: Association for Computing Machinery, S. 1–13.
- Beresford, Peter (2016): Presenting welfare reform. Poverty porn, telling sad stories or achieving change? In: *Disability & Society* 31, 3, S. 421–425.
- Berghs, Maria (2011): Embodiment and Emotion in Sierra Leone. In: *Third World Quarterly* 32, 8, S. 1399–1417.
- Bergman Blix, Stina (2015): Emotional insights in the field. In: Flam, H./Kleres, J. (Hrsg.): *Methods of exploring emotions*. Abingdon: Routledge, S. 125–133.
- Berlant, Lauren (1997): The queen of America goes to Washington city. Essays on sex and citizenship. Series Q. Durham: Duke University Press.
- Berlant, Lauren (2007): Slow Death (Sovereignty, Obesity, Lateral Agency). In: *Critical Inquiry* 33, 4, S. 754–780.
- Berlant, Lauren (2011): Cruel optimism. Durham: Duke University Press.
- Bérubé, Michael (2015): Representation. In: Adams, R./Reiss, B./Serrin, D. (Hrsg.): *Keywords for Disability Studies*. New York: New York University Press, S. 151–155.
- Billington, Tom (2006): Working with autistic children and young people. Sense, experience and the challenges for services, policies and practices. In: *Disability & Society* 21, 1, S. 1–13.
- Boger, Mai-Anh (2017): Theorien der Inklusion. Eine Übersicht. In: *Zeitschrift für Inklusion* 12, 1, o.S.
- Boster, Dea H. (2013): “I Made Up My Mind to Act Both Deaf and Dumb”. Displays of Disability and Slave Resistance in the Antebellum American South. Chapter 5. In: Wilson, D. J./Brune, J. A.

- (Hrsg.): *Disability and passing. Blurring the lines of identity*. Philadelphia: Temple University Press, S. 71–98.
- Bourdieu, Pierre (2010): *Distinction. A social critique of the judgement of taste*. Routledge classics. Abingdon: Routledge.
- Boyle, Geraldine (2014): Recognising the agency of people with dementia. In: *Disability & Society* 29, 7, S. 1130–1144.
- Braidotti, Rosi (2013): *The posthuman*. Cambridge: Polity Press.
- Brehme, David/Fuchs, Petra/Köbsell, Swantje/Wesselmann, Carla (2020): Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung. *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Einleitung*. In: Brehme, D./Fuchs, P./Köbsell, S./Wesselmann, C. (Hrsg.): *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 9–21.
- Brown, Nicole (2020): Disclosure in academia. A sensitive issue. In: Brown, N./Leigh, J. (Hrsg.): *Ableism in academia. Theorising experiences of disabilities and chronic illnesses in higher education*. London: University College London Press, S. 51–73.
- Brune, Jeffrey A./Garland-Thomson, Rosemarie (2014): Forum Introduction. *Reflections on the Fiftieth Anniversary of Erving Goffman's Stigma*. In: *Disability Studies Quarterly* 34, 1, o.S.
- Brune, Jeffrey A./Wilson, Daniel J. (2013): Introduction. Chapter 1. In: Wilson, D. J./Brune, J. A. (Hrsg.): *Disability and passing. Blurring the lines of identity*. Philadelphia: Temple University Press, S. 1–12.
- Buchner, Tobias/Pfahl, Lisa/Traue, Boris (2015): Zur Kritik der Fähigkeiten. Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen. In: *Zeitschrift für Inklusion* 10, 2, o.S.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2021): Dritter Teilhaberbericht der Bundesregierung. Bonn: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Burch, Leah (2018): ‘You are a parasite on the productive classes’. Online disablest hate speech in austere times. In: *Disability & Society* 33, 3, S. 392–415.

- Burch, Leah (2021a): 'We shouldn't be told to shut up, we should be told we can speak out'. Reflections on using arts-based methods to research disability hate crime. In: *Qualitative Social Work* 19, 2, S. 393–412.
- Burch, Leah (2021b): *Everyday Hate and Affective Possibility. Disabled People's Negotiations of Space, Place and Identity*. In: *The International Journal of Disability and Social Justice* 1, 1, S. 73–94.
- Burch, Leah (2021c): *Understanding Disability and Everyday Hate*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Butler, Judith (1990): *Gender trouble. Feminism and the subversion of identity*. Thinking gender. New York: Routledge.
- Butler, Judith (2004): *Precarious life. The powers of mourning and violence*. London: Verso.
- Butler, Judith (2009): *Frames of war. When is life grievable?* London: Verso.
- Cachia, Amanda (2015): The (Narrative) Prosthesis Re-Fitted. Finding New Support for Embodied and Imagined Differences in Contemporary Art. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 9, 3, S. 247–264.
- Cahill, Spencer E./Eggleston, Robin (1994): Managing Emotions in Public. The Case of Wheelchair Users. In: *Social Psychology Quarterly* 57, 4, S. 300–312.
- Cain, M. Celia (2010): Of pain, passing and longing for music. In: *Disability & Society* 25, 6, S. 747–751.
- Callahan, Sara B. Dykins (2008): Academic Outings. In: *Symbolic Interaction* 31, 4, S. 351–375.
- Campbell, Fiona Kumari (1999): Refreshingly disabled. Interrogations into the corporeality of 'disablised' bodies. In: *Australian Feminist Law Journal* 12, 1, S. 57–82.
- Campbell, Fiona Kumari (2008): Exploring internalized ableism using critical race theory. In: *Disability & Society* 23, 2, S. 151–162.
- Campbell, Fiona Kumari (2009): *Contours of Ableism. The Production of Disability and Abledness*. New York: Palgrave Macmillan.

- Campbell, Fiona Kumari (2015): Legislating disability. Negative ontologies and the government of legal identities. In: Tremain, S. (Hrsg.): *Foucault and the Government of Disability*. Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 108–130.
- Campbell, Fiona Kumari (2019): Precision ableism. A studies in ableism approach to developing histories of disability and abledment. In: *Rethinking History* 23, 2, S. 138–156.
- Campbell, Fiona Kumari (2020): The violence of technicism. Ableism as humiliation and degrading treatment. In: Brown, N./Leigh, J. (Hrsg.): *Ableism in academia. Theorising experiences of disabilities and chronic illnesses in higher education*. London: University College London Press, S. 202–224.
- Carey, Allison C. (2013): The Sociopolitical Contexts of Passing and Intellectual Disability. Chapter 8. In: Wilson, D. J./Brune, J. A. (Hrsg.): *Disability and passing. Blurring the lines of identity*. Philadelphia: Temple University Press, S. 142–166.
- Carrigan, Anthony (2010): Postcolonial Disaster, Pacific Nuclearization, and Disabling Environments. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 4, 3, S. 255–272.
- Castro Varela, María do Mar (2010): Un-Sinn. Postkoloniale Theorie und Diversity. In: Kessl, F./Plößer, M. (Hrsg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den anderen*. 1. Aufl. Lehrbuch. Wiesbaden: VS, S. 249–262.
- Cepeda, María Elena (2021): Thrice Unseen, Forever on Borrowed Time. In: *South Atlantic Quarterly* 120, 2, S. 301–320.
- Certeau, Michel de (1988): *Kunst des Handelns. Internationaler Merve-Diskurs*, Band 140. Berlin: Merve-Verlag.
- Chandler, Eliza/Rice, Carla (2013): Alterity In/Of Happiness. Reflecting on the radical possibilities of unruly bodies. In: *Health, Culture and Society* 5, 1, S. 230–248.
- Charmaz, Kathy (2019): Experiencing Stigma and Exclusion. The Influence of Neoliberal Perspectives, Practices, and Policies on Living with Chronic Illness and Disability. In: *Symbolic Interaction* 43, 1, S. 21–45.

- Chataika, Tsitsi (2012): Disability, Development and Postcolonialism. In: Goodley, D./Hughes, B./Davis, L. J. (Hrsg.): *Disability and Social Theory. New Developments and Directions*. Hounds-mills: Palgrave Macmillan, S. 252–269.
- Chataika, Tsitsi (Hrsg.) (2018): *The Routledge handbook of disability in Southern Africa*. First edition. Abingdon: Routledge.
- Chataika, Tsitsi/Goodley, Dan (Hrsg.) (2024): *The Routledge Handbook of Postcolonial Disability Studies*. London: Routledge.
- Chaudhry, Vandana (2015): Neoliberal disorientations. Changing landscapes of disability and governance in India. In: *Disability & Society* 30, 8, S. 1158–1173.
- Chaudhry, Vandana (2016): Living at the Edge. In: *Affilia* 31, 2, S. 177–191.
- Chaudhry, Vandana (2018): Capacity, Debility and Differential Inclusion. The Politics of Microfinance in South India. In: *Disability Studies Quarterly* 38, 1, o.S.
- Chaudhry, Vandana (2019): Neoliberal crises of social work in the Global South. Ethnography of individualizing disability and empowerment practice in India. In: *International Social Work* 62, 3, S. 1117–1130.
- Cheng, Anne Anlin (2001): The melancholy of race. Psychoanalysis, assimilation, and hidden grief. *Race and American culture*. New York: Oxford University Press.
- Cheyne, Ria (2013): Disability Studies Reads the Romance. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 7, 1, S. 37–52.
- Cheyne, Ria (2016): Affect and the Disability Encounter. “Disability and the Emotions” Seminar Series, Centre for Culture & Disability Studies, Liverpool Hope University.
<https://www.youtube.com/watch?v=bIatu7kZyLg> [Zugriff: 07.06.2024].
- Chrisman, Wendy (2011): A Reflection on Inspiration. A Recuperative Call for Emotion in Disability Studies. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 5, 2, S. 173–184.
- Clare, Eli (2015): *Exile and Pride. Disability, Queerness, and Liberation*. Reprint, second edition. Durham: Duke University Press.

- Clark, David L./Myser, Catherine (1996): Being Humaned. Medical Documentaries and the Hyperrealization of Conjoined Twins. Chaper 24. In: Garland-Thomson, R. (Hrsg.): *Freakery. Cultural spectacles of the extraordinary body*. New York: New York University Press, S. 338–355.
- Clarke, Juanne/van Amerom, Gudrun (2007): ‘Surplus suffering’. Differences between organizational understandings of Asperger’s syndrome and those people who claim the ‘disorder’. In: *Disability & Society* 22, 7, S. 761–776.
- Cohen, Stanley (2011): Folk devils and moral panics. The creation of the Mods and Rockers. Routledge classics. Abingdon: Routledge.
- Connell, Raewyn (2011): Southern Bodies and Disability. Re-thinking concepts. In: *Third World Quarterly* 32, 8, S. 1369–1381.
- Coogan, Tom (2013): “Usually I Love *The Onion*, but This Time You’ve Gone Too Far”. Disability Humour and Transgression. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 7, 1, S. 1–17.
- Corbett, Jenny (1994): A Proud Label. Exploring the Relationship between Disability Politics and Gay Pride. In: *Disability & Society* 9, 3, S. 343–357.
- Cox, Peta (2013): Passing as Sane, or How to Get People to Sit Next to You on the Bus. Chapter 6. In: Wilson, D. J./Brune, J. A. (Hrsg.): *Disability and passing. Blurring the lines of identity*. Philadelphia: Temple University Press, S. 99–110.
- Crow, Liz (2022): Das gesamte Leben einbeziehen. Die Erneuerung des sozialen Modells der Behinderung (1996). In: *Zeitschrift für Disability Studies* 2, 1, o.S.
- Curry, Tommy J. (2017): This Nigger’s Broken. Hyper-Masculinity, the Buck, and the Role of Physical Disability in White Anxiety Toward the Black Male Body. In: *Journal of Social Philosophy* 48, 3, S. 321–343.
- Cvetkovich, Ann (2006): *An archive of feelings. Trauma, sexuality, and lesbian public cultures*. 2. print. Series Q. Durham: Duke University Press.

- Davis, Lennard (1995): *Enforcing Normalcy. Disability, Deafness, and the Body*. [ACLS Humanities E-Book edition]. London: Verso.
- Davis, Lennard J. (2002): *Bending Over Backwards*. New York: New York University Press.
- Davis, Lennard J. (2008): *Obsession. A history*. Chicago: University of Chicago Press.
- Davis, Lennard J./Sanchez, Rebecca/Luft, Alexander (2025): *The disability studies reader*. Sixth edition. 6th edition. New York: Routledge.
- Dederich, Markus (2009): Der Körper und der Schmerz. Kein Thema für die Heilpädagogik? In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 60, 3, S. 82–92.
- Dederich, Markus (2012): *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*. 2., unveränd. Aufl. Disability Studies, Band 2. Bielefeld: transcript.
- Dederich, Markus (2013): Zwischen alten Bildern und neuen Perspektiven. Geistige Behinderung als Herausforderung für die Ethik. In: Ochsner, B./Grebe, A. (Hrsg.): *Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur. Disability Studies. Körper – Macht – Differenz*, Band 8. Bielefeld: transcript, S. 13–30.
- Dederich, Markus (2014): Leid und Mitleid im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung. In: Bruhn, R./Straßer, B. (Hrsg.): *Palliative Care für Menschen mit geistiger Behinderung. Interdisziplinäre Perspektiven für die Begleitung am Lebensende*. 1. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer, S. 39–43.
- Dederich, Markus (2015): “Nature Loves Variety – Unfortunately Society Hates it”. Emotionale Resonanzen auf Behinderung und ihre Bedeutung für die Inklusion. In: Kluge, S./Liesner, A./Weiß, E. (Hrsg.): *Inklusion als Ideologie. Jahrbuch für Pädagogik*, Volume 2015. Frankfurt am Main: Lang Edition, S. 121–132.
- Dederich, Markus (2018a): Anerkennung und Beschämung. In: Müller, T./Stein, R. (Hrsg.): *Erziehung als Herausforderung. Grundlagen für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 158–168.

- Dederich, Markus (2018b): Inklusion und Emotion. In: *Behinderte Menschen. Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten* 41, 6, o.S.
- Dederich, Markus (2020): Schmerz, Körper, Materialität. In: Hartwig, S. (Hrsg.): *Behinderung. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Berlin: J. B. Metzler, S. 222–228.
- Dederich, Markus/Jantzen, Wolfgang/Beck, Iris (Hrsg.) (2009): *Behinderung und Anerkennung. Behinderung, Bildung, Partizipation: Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik, Band 2*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dederich, Markus/Seitzer, Philipp (2024): *Erfahrung, Wissen, Handeln. Zur Grundlegung der Heil- und Sonderpädagogik*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Dederich, Markus/Zirfas, Jörg (Hrsg.) (2022): *Glossar der Vulnerabilität*. Wiesbaden: Springer.
- Degener, Theresia (2003): Behinderung als rechtliche Konstruktion. In: Lutz, P. (Hrsg.): *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Band 2*. Köln: Böhlau, S. 449–466.
- Degener, Theresia (2015): Die UN-Behindertenrechtskonvention. Ein neues Verständnis von Behinderung. In: Degener, T./Diehl, E. (Hrsg.): *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe. Schriftenreihe / Bundeszentrale für Politische Bildung, Band 1506*. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, S. 55–74.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1983): *Anti-Oedipus. Capitalism and schizophrenia*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1987): *A thousand plateaus. Capitalism and schizophrenia*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Doat, David (2016): Handicap, compassion et soin. Les sources pré-historiques et polémiques d'une question toujours actuelle. In: *ALTER – European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 10, 1, S. 10–23.

- Dobusch, Laura/Wechuli, Yvonne (2020): Disability Studies. In: Biele Mefebue, A./Bührmann, A./Gren, S. (Hrsg.): *Handbuch Intersektionalitätsforschung*. Cham: Springer, S. 1–14.
- Doherty, Gerard (2020): Prejudice, friendship and the abuse of disabled people. An exploration into the concept of exploitative familiarity ('mate crime'). In: *Disability & Society* 35, 9, S. 1457–1482.
- Donaldson, Elizabeth J./Prendergast, Catherine (2011): Disability and Emotion. "There's No Crying in Disability Studies!". Introduction. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 5, 2, S. 129–135.
- Douglas, Patty/Runswick-Cole, Katherine/Ryan, Sara/Fogg, Penny (2021): Mad Mothering. Learning From the Intersections of Madness, Mothering, and Disability. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 15, 1, S. 39–56.
- Duckett, Paul S. (2000): Disabling Employment Interviews. Warfare to work. In: *Disability & Society* 15, 7, S. 1019–1039.
- Duffy, John/Dorner, Rebecca (2011): The Pathos of "Mindblindness". Autism, Science, and Sadness in "Theory of Mind" Narratives. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 5, 2, S. 201–215.
- Eckhardt, Jennifer (2023): *Spannungsfeld Nichtinanspruchnahme. Wenn Bedürftige auf den Sozialstaat verzichten*. 1. Auflage. Wissenskulturen. Weinheim: Beltz Juventa.
- Elias, Norbert (1997): *The civilizing process. The history of manners and State formation and civilization*. Repr. Oxford: Blackwell.
- Elman, Julie Passanante (2012): "Nothing Feels as Real". Teen Sick-Lit, Sadness, and the Condition of Adolescence. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 6, 2, S. 175–191.
- Erevelles, Nirmala (2014): Crippin' Jim Crow. Disability, Dis-Location, and the School-to-Prison Pipeline. In: Ben-Moshe, L./Chapman, C./Carey, A. C. (Hrsg.): *Disability incarcerated. Imprisonment and disability in the United States and Canada*. New York: Palgrave Macmillan.
- Erevelles, Nirmala/Minear, Andrea (2010): Unspeakable Offenses. Untangling Race and Disability in Discourses of Intersectionality.

- In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 4, 2, S. 127–145.
- Evans, Cassandra (2020): Mental Health Disabilities, Shame and the Family. The Good, the Bad, the Chosen, and the Imagined. In: *Review of Disability Studies: An International Journal* 15, 3, S. 36–55.
- Evans, Katy/Whitney-Mitchell, Sally/Liddiard, Kirsty (2022a): Desiring Life and Living with Death. In: Liddiard, K./Whitney-Mitchell, S./Evans, K./Watts, L./Spurr, R./Vogelmann, E./Runswick-Cole, K./Goodley, D. (Hrsg.): *Living Life to the Fullest. Disability, Youth and Voice*. Bingley: Emerald, S. 125–145.
- Evans, Katy/Whitney-Mitchell, Sally/Liddiard, Kirsty (2022b): Rethinking Sexuality, Our Intimate Selves and Our Relationships with Others. In: Liddiard, K./Whitney-Mitchell, S./Evans, K./Watts, L./Spurr, R./Vogelmann, E./Runswick-Cole, K./Goodley, D. (Hrsg.): *Living Life to the Fullest. Disability, Youth and Voice*. Bingley: Emerald, S. 79–98.
- Evans, Katy/Whitney-Mitchell, Sally/Runswick-Cole, Katherine (2022): Labour in the Lives of Disabled Young People. In: Liddiard, K./Whitney-Mitchell, S./Evans, K./Watts, L./Spurr, R./Vogelmann, E./Runswick-Cole, K./Goodley, D. (Hrsg.): *Living Life to the Fullest. Disability, Youth and Voice*. Bingley: Emerald, S. 99–114.
- Evans, Katy/Whitney-Mitchell, Sally/Spurr, Ruth (2022): Posthuman Connections. Rethinking Animal-Human Relationships. In: Liddiard, K./Whitney-Mitchell, S./Evans, K./Watts, L./Spurr, R./Vogelmann, E./Runswick-Cole, K./Goodley, D. (Hrsg.): *Living Life to the Fullest. Disability, Youth and Voice*. Bingley: Emerald, S. 43–60.
- Fanon, Frantz (1965): *A dying colonialism*. New York: Grove Press.
- Feely, Michael (2016): Disability studies after the ontological turn. A return to the material world and material bodies without a return to essentialism. In: *Disability & Society* 31, 7, S. 863–883.
- Finesilver, Carla/Leigh, Jennifer/Brown, Nicole (2020): Invisible disability, unacknowledged diversity. In: Brown, N./Leigh, J. (Hrsg.):

- Ableism in academia. Theorising experiences of disabilities and chronic illnesses in higher education. London: University College London Press, S. 143–160.
- Fish, Rebecca (2018): ‘Behind This Wall’ – Experiences of Seclusion on Locked Wards for Women. In: Scandinavian Journal of Disability Research 20, 1, S. 139–151.
- Fish, Rebecca/Hatton, Chris (2017): Gendered experiences of physical restraint on locked wards for women. In: Disability & Society 32, 6, S. 790–809.
- Fish, Rebecca/Morgan, Hannah (2019): “Moving on” through the locked ward system for women with intellectual disabilities. In: Journal of applied research in intellectual disabilities 32, 4, S. 932–941.
- Forbat, Liz (2002): ‘Tinged with Bitterness’. Re-presenting stress in family care. In: Disability & Society 17, 7, S. 759–768.
- Forrest, Brady James (2020): Crip Feelings/Feeling Crip. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 14, 1, S. 75–89.
- Foss, Chris (2017): ‘For the Future Let Those Who Come to Play With Me Have No Hearts’. The Affect of Pity in Oscar Wilde’s ‘The Birthday of the Infanta’. In: Journal of Narrative Theory 47, 3, S. 337–355.
- Foss, Chris (2020): Reconsidering the Role of Pity in Oscar Wilde’s “The Star-Child”. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 14, 1, S. 21–36.
- Foucault, Michel (1978): The history of sexuality. Volume I: An introduction. translated from the French by Robert Hurley. New York: Pantheon Books.
- Foucault, Michel (1997): Technologies of the self. In: Rabinow, P. (Hrsg.): Ethics, Subjectivity and Truth. The Essential works of Foucault 1954-1984. Volume I. New York: New Press, S. 223–251.
- Freud, Sigmund (1969 [1917]): Trauer und Melancholie. In: Freud, S./Freud, A. (Hrsg.): Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Werke aus den Jahren 1913-1917. 5. Aufl. Gesammelte Werke chronologisch geordnet / Sigm. Freud. [Unter Mitwirkung

- von Marie Bonaparte ... hrsg. von Anna Freud, Band 10. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 427–446.
- Freud, Sigmund (1973 [1914]): Erinnern, Widerholen und Durcharbeiten. In: Freud, S./Freud, A. (Hrsg.): Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Werke aus den Jahren 1913–1917. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 126–136.
- Freud, Sigmund (1981 [1905]): Bruchstück einer Hysterie-Analyse. Krankengeschichte der Dora. Fischer-Taschenbücher, Band 6736. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, Sigmund (1983 [1940]): Die Ichspaltung im Abwehrvorgang. In: Freud, S./Freud, A. (Hrsg.): Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Schriften aus dem Nachlass [1892–1939]. 7. Aufl. Gesammelte Werke, Band 17. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 57–62.
- Freud, Sigmund (2002 [1905]): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 7., unveränd. Aufl. Fischer Psychologie, Band 10440. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Frevert, Ute (2011a): Emotions in history. Lost and found. The Natalie Zemon Davis annual lecture series at Central European University, Budapest. Budapest: Central European University Press.
- Frevert, Ute (2011b): Gefühle definieren. Begriffe und Debatten aus drei Jahrhunderten. Kapitel 1. In: Frevert, U./Scheer, M./Schmidt, A./Eitler, P./Hitzer, B./Verheyen, N./Gammerl, B./Bailey, C./Pernau, M. (Hrsg.): Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne. 1. Aufl. Geschichte 2011. Frankfurt am Main: Campus, S. 9–39.
- Fritsch, Kelly (2013a): On the Negative Possibility of Suffering. Adorno, Feminist Philosophy, and the Transfigured Crip To Come. In: Disability Studies Quarterly 33, 4, o.S.
- Fritsch, Kelly (2013b): The Neoliberal Circulation of Affects. Happiness, accessibility and the capacitation of disability as wheelchair. In: Health, Culture and Society 5, 1, S. 135–149.
- Fritsch, Kelly (2015): Gradations of Debility and Capacity. Biocapitalism and the Neoliberalization of Disability Relations. In: Canadian Journal of Disability Studies 4, 2, S. 12–48.

- Fritsch, Kelly (2017): Contesting the Neoliberal Affects of Disabled Parenting. Toward a Relational Emergence of Disability. In: Rembis, M. (Hrsg.): *Disabling Domesticity*. New York: Palgrave Macmillan, S. 243–267.
- Gao, Weisong (2017): Thousand Hands Bodhisattva. Aesthetics, Affect, Sensational Disability. In: *Disability Studies Quarterly* 37, 1, o.S.
- García-Santestmases, Andrea/Sanmiquel-Molinero, Laura (2022): Embodying disabled liminality. A matter of mal/adjustment to dis/ableism. In: *Sociology of health & illness* 44, 2, S. 377–394.
- Garland-Thomson, Rosemarie (1996): From wonder to error. a genealogy of freak discourse in modernity. Introduction. In: Garland-Thomson, R. (Hrsg.): *Freakery. Cultural spectacles of the extraordinary body*. New York: New York University Press, S. 1–20.
- Garland-Thomson, Rosemarie (1997): *Extraordinary bodies. Figuring physical disability in American culture and literature*. New York: Columbia University Press.
- Garland-Thomson, Rosemarie (2002): Theorizing Disability. In: Goldberg, D. T./Quayson, A. (Hrsg.): *Relocating postcolonialism*. Malden: Blackwell Publishers, S. 231–269.
- Garland-Thomson, Rosemarie (2005): Staring at the other. In: *Disability Studies Quarterly* 25, 4, o.S.
- Garland-Thomson, Rosemarie (2007): Shape Structures Story. Fresh and Feisty Stories about Disability. In: *Narrative* 15, 1, S. 113–123.
- Garland-Thomson, Rosemarie (2009): *Staring. How we look*. Oxford: Oxford University Press.
- Garland-Thomson, Rosemarie (2017): Julia Pastrana, the “extraordinary lady”. In: *ALTER – European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 11, 1, S. 35–49.
- Ghai, Anita (Hrsg.) (2018): *Disability in South Asia. Knowledge & Experience*. New Delhi: SAGE.
- Goffman, Erving (1963): *Stigma. Notes on the management of spoiled identity*. Penguin psychology. London: Penguin.

- Goffman, Erving (1967): *Interaction ritual. Essays on face-to-face behaviour*. Chicago: Aldine.
- Goffman, Erving (1969): The insanity of place. In: *Psychiatry* 32, 4, S. 357–388.
- Goffman, Erving (2018): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. 24. Auflage. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Band 140. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goodley, Dan (2009): Bringing the Psyche back into Disability Studies. The Case of the Body with/out Organs. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 3, 3, S. 257–272.
- Goodley, Dan (2011): Social psychoanalytic disability studies. In: *Disability & Society* 26, 6, S. 715–728.
- Goodley, Dan (2012): Jacques Lacan + Paul Hunt = Psychoanalytic Disability Studies. In: Goodley, D./Hughes, B./Davis, L. J. (Hrsg.): *Disability and Social Theory. New Developments and Directions*. Hounds mills: Palgrave Macmillan.
- Goodley, Dan (2014): *Dis/ability studies. Theorising disablism and ableism*. London: Routledge.
- Goodley, Dan (2017): *Disability studies. An interdisciplinary introduction*. 2nd edition. Los Angeles: SAGE.
- Goodley, Dan (2021): *Disability and other human questions*. SocietyNow. Bingley: Emerald.
- Goodley, Dan/Lawthom, Rebecca/Liddiard, Kirsty/Runswick-Cole, Katherine (2018): Posthuman Disability and Dishuman Studies. In: Braidotti, R./Hlavajova, M. (Hrsg.): *Posthuman glossary*. Bloomsbury collections. London: Bloomsbury Academic, S. 342–345.
- Goodley, Dan/Lawthom, Rebecca/Liddiard, Kirsty/Runswick-Cole, Katherine (2019): Provocations for Critical Disability Studies. In: *Disability & Society* 34, 6, S. 972–997.
- Goodley, Dan/Lawthom, Rebecca/Liddiard, Kirsty/Runswick-Cole, Katherine (2022): Affect, dis/ability and the pandemic. In: *Sociology of health & illness* 45, 6, S. 1187–1204.
- Goodley, Dan/Lawthom, Rebecca/Runswick Cole, Katherine (2014a): Posthuman disability studies. In: *Subjectivity* 7, 4, S. 342–361.

- Goodley, Dan/Lawthom, Rebecca/Runswick-Cole, Katherine (2014b): Dis/ability and austerity. Beyond work and slow death. In: *Disability & Society* 29, 6, S. 980–984.
- Goodley, Dan/Liddiard, Kirsty/Runswick-Cole, Katherine (2018): Feeling disability. Theories of affect and critical disability studies. In: *Disability & Society* 33, 2, S. 197–217.
- Goodley, Dan/McLaughlin, Janice (2008a): Community Practices. Chapter 6. In: McLaughlin, J./Goodley, D./Clavering, E./Fischer, P. (Hrsg.): Families raising disabled children. Enabling care and social justice. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 105–134.
- Goodley, Dan/McLaughlin, Janice (2008b): Productive Parental Alliances. Chapter 5. In: McLaughlin, J./Goodley, D./Clavering, E./Fischer, P. (Hrsg.): Families raising disabled children. Enabling care and social justice. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 78–104.
- Goodley, Dan/Runswick-Cole, Katherine (2011): The violence of disablism. In: *Sociology of health & illness* 33, 4, S. 602–617.
- Goodley, Dan/Runswick-Cole, Katherine (2013): The body as disability and possability. Theorizing the ‘leaking, lacking and excessive’ bodies of disabled children. In: *Scandinavian Journal of Disability Research* 15, 1, S. 1–19.
- Goodley, Dan/Runswick-Cole, Katherine/Liddiard, Kirsty (2015): The DisHuman child. In: *Discourse: Studies in the Cultural Politics of Education* 37, 5, S. 770–784.
- Goodley, Dan/Runswick-Cole, Katherine/Liddiard, Kirsty (2022): Theorising Disability. Towards a DisHuman Perspective. In: Liddiard, K./Whitney-Mitchell, S./Evans, K./Watts, L./Spurr, R./Vogelmann, E./Runswick-Cole, K./Goodley, D. (Hrsg.): *Living Life to the Fullest. Disability, Youth and Voice*. Bingley: Emerald, S. 11–23.
- Gorin, Valérie (2010): De la Grande Guerre à la guerre d’Irak. Photographies de soldats mutilés, entre corps abandonné et réhabilitation. In: *ALTER – European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 4, 1, S. 3–17.

- Gorman, Rachel/Udegbe, Onyinyechukwu (2010): Disabled Woman/Nation. Re-narrating the Erasure of (Neo)colonial Violence in Ondjaki's *Good Morning Comrades* and Tsitsi Dangarembga's *Nervous Conditions*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 4, 3, S. 309–326.
- Gottwald, Claudia (2009): Lachen über das Andere. Eine historische Analyse komischer Repräsentationen von Behinderung. *Disability Studies*, Band 5. Bielefeld: transcript.
- Gould, Declan (2017): "I am/in pain". The Form of Suffering in David Wolach's *Hospitalogy* and Amber DiPietra and Denise Leto's *Waveform*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 11, 2, S. 169–185.
- Grech, Shaun (2012): Disability and the Majority World. A neocolonial approach. In: Goodley, D./Hughes, B./Davis, L. J. (Hrsg.): *Disability and Social Theory. New Developments and Directions*. Hounds mills: Palgrave Macmillan, S. 52–69.
- Grech, Shaun (2015): Decolonising Eurocentric disability studies. Why colonialism matters in the disability and global South debate. In: *Social Identities* 21, 1, S. 6–21.
- Grech, Shaun (2016): Disability and development. Critical connections, gaps and contradictions. In: Grech, S./Soldatic, K. (Hrsg.): *Disability in the Global South. The Critical Handbook. International Perspectives on Social Policy, Administration, and Practice*. Cham: Springer, S. 3–19.
- Grech, Shaun/Soldatic, Karen (2015): Disability and colonialism. (Dis)encounters and anxious intersectionalities. Introduction. In: *Social Identities* 21, 1, S. 1–5.
- Grech, Shaun/Soldatic, Karen (Hrsg.) (2016): *Disability in the Global South. The Critical Handbook. International Perspectives on Social Policy, Administration, and Practice*. Cham: Springer.
- Greenberg, Slava (2018): Stories our bodies tell. The Phenomenology of Anecdotes, Comings Out, and Embodied Autoethnographies. Creative Works. In: *Review of Disability Studies: An International Journal* 14, 4, S. 89–121.

- Grosz, Elisabeth (1996): Intolerable Ambiguity. Freaks as/at the Limit. Chapter 4. In: Garland-Thomson, R. (Hrsg.): *Freakery. Cultural spectacles of the extraordinary body*. New York: New York University Press, S. 55–66.
- Grue, Jan (2016): The problem with inspiration porn. A tentative definition and a provisional critique. In: *Disability & Society* 31, 6, S. 838–849.
- Grue, Lars/Lærum, Kristin Tafjord (2002): ‘Doing Motherhood’. Some experiences of mothers with physical disabilities. In: *Disability & Society* 17, 6, S. 671–683.
- Gunaratnam, Yasmin (2021): Presentation fever and podium affects. In: *Feminist Theory* 22, 4, S. 1–21.
- Ha, Kien Nghi (2017): *Macht(t)raum(a) Berlin. Deutschland als Kolonialgesellschaft*. In: Eggers, M. M./Kilomba, G./Piesche, P./Arndt, S. (Hrsg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. 3. Auflage. Münster: Unrast, S. 105–117.
- Halberstam, Judith (2005): *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives. Sexual Cultures*. New York: New York University Press.
- Halberstam, Judith (2011): *The queer art of failure*. A John Hope Franklin Center Book. Durham: Duke University Press.
- Hansen, Nancy (2022): DisAppearing Disability. Disability MAiD Invisible. Chapter 18. In: Titchkosky, T./Cagulada, E./DeWelles, M./Gold, E. (Hrsg.): *DisAppearing. Encounters in disability studies*. Toronto: Canadian Scholars, S. 212–223.
- Haraway, Donna Jeanne (1985): A manifesto for Cyborgs. Science, technology, and socialist Feminism in the 1980s. In: *Socialist Review* 15, 80, S. 65–108.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2004): *Multitude. War and democracy in the age of empire*. New York: Penguin Books.
- Harmon, Kristen C. (2013): Growing Up to Become Hearing. Dreams of Passing in Oral Deaf Education. Chapter 9. In: Wilson, D. J./Brune, J. A. (Hrsg.): *Disability and passing. Blurring the lines of identity*. Philadelphia: Temple University Press, S. 167–198.

- Harvey, Clare (2015): What's disability got to do with it? Changing constructions of Oscar Pistorius before and after the death of Reeva Steenkamp. In: *Disability & Society* 30, 2, S. 299–304.
- Hellem, Inger/Førland, Georg/Eide, Kjersti/Ytrehus, Siri (2018): Addressing Uncertainty and Stigma in Social Relations Related to Hidden Dysfunctions Following Acquired Brain Injury. In: *Scandinavian Journal of Disability Research* 20, 1, S. 152–161.
- Hillsburg, Heather (2017): Mental Illness and the Mad/woman. Anger, Normalcy, and Liminal Identities in Mary McGarry Morris's *A Dangerous Woman*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 11, 1, S. 1–16.
- Hirschberg, Marianne (2016): Angemessene Vorkehrungen und Barrierefreiheit. Bedeutsame Menschenrechts-Instrumente für Inklusion und Exklusion. In: Hedderich, I./Zahnd, R. (Hrsg.): *Teilhabe und Vielfalt. Herausforderungen einer Weltgesellschaft. Beiträge zur Internationalen Heil- und Sonderpädagogik*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 87–103.
- Hirschberg, Marianne/Köbsell, Swantje (2017): Behindertenbewegung/en, Menschenrechte und die UN-Behindertenrechtskonvention. In: *Gemeinsam Leben: Zeitschrift für Inklusion* 25, 1, S. 4–15.
- Hirschberg, Marianne/Valentin, Gesche (2020): Verletzbarkeit als menschliches Charakteristikum. In: Brehme, D./Fuchs, P./Köbsell, S./Wesselmann, C. (Hrsg.): *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 89–95.
- Hladki, Janice (2015): Disability and Girlhood. The Anomalous Embodiment of the Chubby Girl in Critical Art Practice. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 9, 3, S. 313–329.
- Hochschild, Arlie Russell (1998): The sociology of emotion as a way of seeing. In: Bendelow, G./Williams, S. J. (Hrsg.): *Emotions in social life. Critical themes and contemporary issues*. London: Routledge, S. 3–15.

- Hochschild, Arlie Russell (2008): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. In: Greco, M./Stenner, P. (Hrsg.): *Emotions. A social science reader*. London: Routledge, S. 121–126.
- Hochschild, Arlie Russell (2012 [1983]): *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Berkeley: University of California Press.
- Hochschild, Arlie Russell (2013): So how's the family? And other essays. Berkeley: University of California Press.
- Hochschild, Arlie Russell (2016): *Strangers in Their Own Land. Anger and Mourning on the American Right*. La Vergne: The New Press.
- Hughes, Bill (1999): The Constitution of Impairment. Modernity and the aesthetic of oppression. In: *Disability & Society* 14, 2, S. 155–172.
- Hughes, Bill (2000): Medicine and the Aesthetic Invalidation of Disabled People. In: *Disability & Society* 15, 4, S. 555–568.
- Hughes, Bill (2002): Bauman's Strangers. Impairment and the invalidation of disabled people in modern and post-modern cultures. In: *Disability & Society* 17, 5, S. 571–584.
- Hughes, Bill (2007): Being disabled. Towards a critical social ontology for disability studies. In: *Disability & Society* 22, 7, S. 673–684.
- Hughes, Bill (2009): Wounded/monstrous/abject. A critique of the disabled body in the sociological imaginary. In: *Disability & Society* 24, 4, S. 399–410.
- Hughes, Bill (2012a): Civilising Modernity and the Ontological Invalidation of Disabled People. In: Goodley, D./Hughes, B./Davis, L. J. (Hrsg.): *Disability and Social Theory. New Developments and Directions*. Houndsill: Palgrave Macmillan, S. 17–32.
- Hughes, Bill (2012b): Fear, pity and disgust. Emotions and the non-disabled imaginary. In: Watson, N./Roulstone, A./Thomas, C. (Hrsg.): *Routledge handbook of disability studies. Routledge handbooks*. New York: Routledge, S. 67–77.

- Hughes, Bill (2015): Disabled people as counterfeit citizens. The politics of resentment past and present. In: *Disability & Society* 30, 7, S. 991–1004.
- Hughes, Bill (2019): The abject and the vulnerable: the twain shall meet. Reflections on disability in the moral economy. In: *The Sociological Review* 67, 4, S. 829–846.
- Hughes, Bill (2020): Invalidating emotions in the non-disabled imaginary. Fear, pity and disgust. Chapter 7. In: Watson, N./Vehmas, S. (Hrsg.): *Routledge Handbook of Disability Studies*. Second edition. London: Routledge, S. 89–101.
- Hughes, Bill/Paterson, Kevin (1997): The Social Model of Disability and the Disappearing Body. Towards a sociology of impairment. In: *Disability & Society* 12, 3, S. 325–340.
- Hutson, Christiane (2009a): Unverschämt bleiben. Ein Einspruch in post/koloniale Setzungen von (“genetischer”) Krankheit aus Schwarzer kranker Perspektive. In: Maetzky, F. (Hrsg.): *Gemachte Differenz. Kontinuitäten biologischer “Rasse”-Konzepte*. Münster: Unrast, S. 258–277.
- Hutson, Christiane (2009b): Unverschämt. Wir im Spannungsfeld von Rassismus, Hetero-/ Sexismus und Ableism. Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Zentrum für Disability Studies (ZeDiS), Universität Hamburg. https://www.zedis-hamburg.de/wp-content/download-pdfs/hutson_rassismus_sexismus.pdf [Zugriff: 27.05.2024].
- Hutson, Christiane (2010): mehrdimensional verletzbar. Eine Schwarze Perspektive auf Verwobenheiten zwischen Ableism und Sexismus. In: Jacob, J./Köbsell, S./Wollrad, E. (Hrsg.): *Gendering Disability. Gender Studies und Queer Studies*. Bielefeld: transcript, S. 61–72.
- Hutson, Christiane (2011): Krankheit/ Behinderung. In: Arndt, S./Ofuatey-Alazard, N. (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutscher Sprache: ein kritisches Nachschlagewerk*. 1. Aufl. Münster: Unrast, S. 403–411.

- Hutson, Christiane (2016): Schwarzkrank? Post/colonial Rassifizierungen von Krankheit in Deutschland. In: Ha, K. N./Lauré al-Samarai, N./Mysorekar, S. (Hrsg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. 2. unveränderte Auflage. Münster: Unrast, S. 229–241.
- Ignagni, Esther/Fudge Schormans, Ann/Liddiard, Kirsty/Runswick-Cole, Katherine (2016): ‘Some people are not allowed to love’. Intimate citizenship in the lives of people labelled with intellectual disabilities. In: *Disability & Society* 31, 1, S. 131–135.
- Illouz, Eva (2008): *Saving the modern soul. Therapy, Emotions, and the culture of self-help*. Berkeley: University of California Press.
- Illouz, Eva (2018a): Introduction. emodities or the making of emotional commodities. In: Illouz, E. (Hrsg.): *Emotions as commodities. Capitalism, consumption and authenticity*. Routledge studies in the sociology of emotions, Band 2. Abingdon: Routledge, S. 1–29.
- Illouz, Eva (2018b): Toward a post-normative critique of emotional authenticity. Conclusion. In: Illouz, E. (Hrsg.): *Emotions as commodities. Capitalism, consumption and authenticity*. Routledge studies in the sociology of emotions, Band 2. Abingdon: Routledge, S. 197–213.
- Inckle, Kay (2018): Unreasonable adjustments. The additional unpaid labour of academics with disabilities. In: *Disability & Society* 33, 8, S. 1372–1376.
- Ingstad, Benedict/Grut, Lisbet (2007): *See me and do not forget me. People with disabilities in Kenya*. SINTEF Health Research, Oslo. <https://hpod.law.harvard.edu/pdf/SeemeKenya2.pdf> [Zugriff: 31.05.2024].
- Ingstad, Benedict/Reynolds Whyte, Susan (Hrsg.) (1995): *Disability and Culture*. Berkeley: University of California Press.
- Jain, Sarah Lochlann (2007): Living in Prognosis. Toward an Elegiac Politics. In: *Representations* 98, 1, S. 77–92.

- James, Paul (2019): The Social Imaginary in Theory and Practice. In: Hudson, C./Wilson, E. K. (Hrsg.): Revisiting the Global Imaginary. Theories, Ideologies, Subjectivities. Essays in Honor of Manfred Steger. Cham: Palgrave Macmillan, S. 33–47.
- Jarman, Michelle (2012a): Coming up from underground. Uneasy dialogues at the intersections of race, mental illness, and disability studies. In: Bell, C. M. (Hrsg.): Blackness and disability. Critical examinations and cultural interventions. FORECAAST, v. 21. East Lansing: Michigan State University Press, S. 9–29.
- Jarman, Michelle (2012b): Disability on Trial. Complex Realities Staged for Courtroom Drama – The Case of Jodi Picoult. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 6, 2, S. 209–225.
- Jóhannsdóttir, Ásta/Egilson, Snaefríður Thóra/Gibson, Barbara E. (2021): What's shame got to do with it? The importance of affect in critical disability studies. In: Disability & Society 36, 3, S. 342–357.
- Johnson, Jenell (2011): Thinking with the Thalamus. Lobotomy and the Rhetoric of Emotional Impairment. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 5, 2, S. 185–200.
- Johnson, Merri/McRuer, Robert (2014a): Cripistemologies. Introduction. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 8, 2, S. 127–147.
- Johnson, Merri/McRuer, Robert (2014b): Introduction. Cripistemologies and the Masturbating Girl. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 8, 3, S. 245–256.
- Johnson, Merri Lisa (2015): Bad Romance. A Crip Feminist Critique of Queer Failure. In: Hypatia 30, 1, S. 251–267.
- Jones, Robert/Zahl, Andrew/Huws, Jaci (2001): First-hand Accounts of Emotional Experiences in Autism. A qualitative analysis. In: Disability & Society 16, 3, S. 393–401.
- Kafer, Alison (2003): Compulsory Bodies. Reflections on Heterosexuality and Able-bodiedness. In: Journal of Women's History 15, 3, S. 77–89.

- Kafer, Alison (2012): *Desire & Disgust. My Ambivalent Adventures in Devoteeism*. In: McRuer, R./Mollow, A. (Hrsg.): *Sex and disability*. Durham: Duke University Press, S. 331–353.
- Kafer, Alison (2013): *Feminist, queer, crip*. Bloomington: Indiana University Press.
- Kafer, Alison (2016): *Un/Safe Disclosures. Scenes of Disability and Trauma*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 10, 1, S. 1–20.
- Kafer, Alison (2021): *After Crip, Crip Afters*. In: *South Atlantic Quarterly* 120, 2, S. 415–434.
- Karim, Sarah (2022): *Soziologische Disability Studies*. In: Waldschmidt, A. (Hrsg.): *Handbuch Disability Studies*. 1st ed. 2022. Wiesbaden: Springer VS, S. 143–159.
- Kendrick, Karen (2008): ‘Normalizing’ female cancer patients. Look good, feel better and other image programs. In: *Disability & Society* 23, 3, S. 259–269.
- Kermit, Patrick Stefan (2019): Passing for recognition – deaf children’s moral struggles languaging in inclusive education settings. In: *Deafness & Education International* 21, 2/3, S. 116–132.
- Klein, Melanie (1946): Notes on Some Schizoid Mechanisms. In: *International Journal of Psycho-Analysis* 27, 1, S. 99–110.
- Klepp, Silja/Hein, Jonas (2024): Umweltgerechtigkeit und sozialökologische Transformation. Konflikte um Nachhaltigkeit im deutschsprachigen Raum. In: Klepp, S./Hein, J. (Hrsg.): *Umweltgerechtigkeit und sozialökologische Transformation. Konflikte um Nachhaltigkeit im deutschsprachigen Raum. Kritische Nachhaltigkeits- und Transformationsforschung*, Band 1. Bielefeld: transcript, S. 7–44.
- Köbsell, Swantje (2016): *Doing Dis_Ability. Wie Menschen mit Beeinträchtigungen zu Behinderten werden*. In: Fereidooni, K./Zeoli, A. P. (Hrsg.): *Managing diversity. Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 89–103.

- Köbsell, Swantje (2019): "Disabled asylum seekers? ... They don't really exist". Zur Unsichtbarkeit behinderter Flüchtlinge im Hilfesystem und im behindertenpolitischen Diskurs. In: Westphal, M./Wansing, G. (Hrsg.): *Migration, Flucht und Behinderung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 63–80.
- Köbsell, Swantje (2022): Entstehung und Varianten der deutschsprachigen Disability Studies. In: Waldschmidt, A. (Hrsg.): *Handbuch Disability Studies*. 1st ed. 2022. Wiesbaden: Springer VS, S. 55–71.
- Kolářová, Kateřina (2010): Performing the Pain. Opening the (Crip) Body for (Queer) Pleasures. In: *Review of Disability Studies: An International Journal* 6, 3, S. 44–52.
- Kolářová, Kateřina (2012): Affective Politics of Disability Shame in the Times of Neoliberal Exceptionalism. In: Mesquita, S./Wiedlack, M. K./Lasthofer, K. (Hrsg.): *Import – export – transport. Queer theory, queer critique and activism in motion. Challenge gender*, volume 1. Wien: Zaglossus, 261–279.
- Kolářová, Kateřina (2014): The Inarticulate Post-Socialist Crip. On the Cruel Optimism of Neoliberal Transformations in the Czech Republic. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 8, 3, S. 257–274.
- Kolářová, Kateřina (2015): Death by Choice, Life by Privilege. Biopolitical Circuits of Vitality and Debility in the Times of Empire. In: Tremain, S. (Hrsg.): *Foucault and the Government of Disability*. Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 396–424.
- Kolářová, Kateřina/Wiedlack, Katharina (2016): Crip Notes on the Idea of Development. Guest editors' introduction. In: *Somatechnics* 6, 2, S. 125–141.
- Kolnai, Aurel (2007): Ekel, Hochmut, Hass. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle. 1. Aufl. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Band 1845. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Korff-Sausse, Simone (2010): La mise en images du corps handicapé dans l'art contemporain. In: *ALTER – European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 4, 2, S. 82–93.

- Kremsner, Gertraud/Proyer, Michelle (2018): Die Bedeutung von Emotion für die Konstruktion von Behinderung. In: Huber, M./Krause, S. (Hrsg.): Bildung und Emotion. Wiesbaden: Springer VS, S. 431–446.
- Kristeva, Julia (2010): Powers of horror. An essay on abjection. [Nachdr.]. European perspectives. New York: Columbia University Press.
- Kubenz, Vera Isabella (2025): Walking on eggshells. Disabled people's management of emotions during everyday encounters in accessible parking spaces. In: *Frontiers in Sociology* 10, o.S.
- Kuppers, Petra (2008): Scars in disability culture poetry. Towards connection. In: *Disability & Society* 23, 2, S. 141–150.
- Lacan, Jacques (1977): *Écrits. A selection*. Translated from the French by Alan Sheridan. New York: Norton.
- LaCom, Cindy (2007): Filthy Bodies, Porous Boundaries. The Politics of Shit in Disability Studies. In: *Disability Studies Quarterly* 27, 1/2, o.S.
- Landweer, Hilge (1999): Scham und Macht. Phänomenologische Untersuchungen zur Sozialität eines Gefühls. Philosophische Untersuchungen, Band 7. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Landweer, Hilge/Renz, Ursula (2008): Zur Geschichte philosophischer Emotionstheorien. In: Landweer, H./Renz, U./Brungs, A. (Hrsg.): *Handbuch klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein*. De-Gruyter-Handbuch. Berlin: De Gruyter, S. 1–17.
- Landweer, Hilge/Renz, Ursula/Brungs, Alexander (Hrsg.) (2008): *Handbuch klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein*. De-Gruyter-Handbuch. Berlin: De Gruyter.
- Leder, Drew (2007): The absent body. [Nachdr.]. Chicago: University of Chicago Press.
- Lee, Harper (1960): *To kill a mockingbird*. Philadelphia: Lippincott.
- Lehner, Barbara/Trunkenpolz, Kathrin/Strobl, Bernadette (Hrsg.) (2023): Affekt – Gefühl – Emotion: zentrale Begriffe Psychoanalytischer Pädagogik? Annäherungen aus konzeptueller, forschungsmethodischer und professionalisierungstheoretischer

- Perspektive. Schriftenreihe der DGfE-Kommission Psychoanalytische Pädagogik, Band 15. Opladen: Barbara Budrich.
- Leigh, Jennifer/Brown, Nicole (2020): Internalised ableism. Of the political and the personal. In: Brown, N./Leigh, J. (Hrsg.): Ableism in academia. Theorising experiences of disabilities and chronic illnesses in higher education. London: University College London Press, S. 164–181.
- Lelwica, Michelle M. (2020): The Cultural and Religious Production of Disability Shame and the Saving Power of Heretical Bodies. In: Review of Disability Studies: An International Journal 15, 3, S. 56–72.
- Lévinas, Emmanuel (1981): Otherwise than being or beyond essence. Martinus Nijhoff philosophy texts, Band 3. The Hague: Nijhoff.
- Liddiard, Kirsty (2013): The work of disabled identities in intimate relationships. In: Disability & Society 29, 1, S. 115–128.
- Liddiard, Kirsty (2014): Liking for Like's Sake. The Commodification of Disability on Facebook. Media Review. In: Journal on Developmental Disabilities 20, 3, S. 94–101.
- Liddiard, Kirsty (2018): The intimate lives of disabled people. London: Routledge.
- Liddiard, Kirsty/Slater, Jen (2018): The Crip, The Fat and The Ugly in an Age of Austerity. Resistance, Reclamation and Affirmation. Forum Introduction. In: Review of Disability Studies: An International Journal 14, 2, S. 3–11.
- Liddiard, Kirsty/Watts, Lucy (2022): Co-production, Participatory and Emancipatory Disability Research. In: Liddiard, K./Whitney-Mitchell, S./Evans, K./Watts, L./Spurr, R./Vogelmann, E./Runswick-Cole, K./Goodley, D. (Hrsg.): Living Life to the Fullest. Disability, Youth and Voice. Bingley: Emerald, S. 25–42.
- Liddiard, Kirsty/Whitney, Sally/Evans, Katy/Watts, Lucy/Vogelmann, Emma/Spurr, Ruth/Aimes, Carrie/Runswick-Cole, Katherine/Goodley, Dan (2019): Working the edges of Posthuman disability studies. Theorising with disabled young people with life-limiting impairments. In: Sociology of health & illness 41, 8, S. 1473–1487.

- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3. ergänzte, überarbeitete und neu gestaltete Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Livingston, Julie (2010): Debility and the moral imagination in Botswana. African systems of thought. Bloomington: Indiana University Press.
- Longmore, Paul K. (1995): The Second Phase. From Disability Rights to Disability Culture. <https://www.independentliving.org/docs3/longm95.html> [Zugriff: 07.06.2024].
- Lorde, Audre (1997a): The cancer journals. Special ed. San Francisco: Aunt Lute Books.
- Lorde, Audre (1997b): The Uses of Anger. In: Women's Studies Quarterly 25, ½, S. 278–285.
- Lorenzo, Theresa (2003): No African renaissance without disabled women. A communal approach to human development in Cape Town South Africa. In: Disability & Society 18, 6, S. 759–778.
- Love, Heather (2009): Feeling backward. Loss and the politics of queer history. First Harvard University Press paperback edition. Cambridge: Harvard University Press.
- Mallett, Rebecca (2010): Claiming Comedic Immunity. Or, What Do You Get When You Cross Contemporary British Comedy with Disability. In: Review of Disability Studies: An International Journal 6, 3, S. 5–14.
- Marks, Deborah (1999): Dimensions of Oppression. Theorising the embodied subject. In: Disability & Society 14, 5, S. 611–626.
- Marks, Deborah (2002): Healing the Split Between Psyche and Social. Constructions and Experiences of Disability. Some Concluding Notes. In: Disability Studies Quarterly 22, 3, S. 46–52.
- Marx, Dorothee (2023a): Mukoviszidose 2.0? Medizinischer Fortschritt, crip time und cure. In: Zeitschrift für Disability Studies 3, 1, S. 1–9.
- Marx, Dorothee (2023b): Sanitizing Chronic Illness? In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 17, 2, S. 217–232.
- Maskos, Rebecca (2004): Leben mit dem Stigma. Identitätsbildung körperbehinderter Menschen als Verarbeitung von idealisierenden

und entwertenden Stereotypen. Diplomarbeit, Universität Bremen, Fakultät für Psychologie.

<https://bidok.library.uibk.ac.at/obvbidoa/download/pdf/6850369?originalFilename=true> [Zugriff: 31.05.2024].

Maskos, Rebecca (2008): Zwischen Idealisierung und Entwertung.

Zur Identitätsbildung behinderter Menschen. Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Zentrum für Disability Studies (ZeDiS), Universität Hamburg. https://www.zedis-hamburg.de/wp-content/download-pdfs/maskos_zwischen_idealisation_und_entwertung.pdf [Zugriff: 27.05.2024].

Maskos, Rebecca (2011): Bist Du behindert oder was?! Behinderung, Ableism und souveräne Bürger_innen. Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Zentrum für Disability Studies (ZeDiS), Universität Hamburg. https://www.zedis-hamburg.de/wp-content/download-pdfs/maskos_14122011.pdf [Zugriff: 31.05.2024].

Maskos, Rebecca (2015a): Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. In: Zeitschrift für Inklusion 10, 2, o.S.

Maskos, Rebecca (2015b): Bewundernswert an den Rollstuhl gefestelt. Medien und Sprache in einer noch nicht inklusiven Gesellschaft. In: Degener, T./Diehl, E. (Hrsg.): Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe. Schriftenreihe / Bundeszentrale für Politische Bildung, Band 1506. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, S. 308–319.

Maskos, Rebecca (2018): „Und dann hab' ich gemerkt, wie viel Spaß das auch macht“. Rekonstruktionen von Behinderung und Nichtbehinderung am Beispiel der Rollstuhlnutzung. Vorläufige Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit gehbeeinträchtigten Menschen. In: Journal für Psychologie 26, 2, S. 50–74.

- Maskos, Rebecca (2020): Posthuman Risks? Some Thoughts on Posthuman Disability Studies and ‘Strategic Humanism’. In: Atkinson, R./Goodley, D. (Hrsg.): *Humanity Under Duress*. Sheffield: Multitude Press, S. 46–49.
- Maskos, Rebecca (2021): Ignoriert. Behinderte Menschen in der Pandemie. In: *Blätter*, 4, S. 17–20.
- Maskos, Rebecca (2022a): Behinderte Subjekte als „Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse“. Oder: Schlaglichter auf einen nicht-reduktionistischen Materialitätsbegriff in den Disability Studies. In: *Zeitschrift für Disability Studies* 2, 1, S. 1–9.
- Maskos, Rebecca (2022b): Rollstuhlvermeidung und Rollstuhlaneigung im Kontext von Ableismus. Eine qualitative Untersuchung. Dissertation (Dr. phil.), Universität Bremen: Universität Bremen.
- Mason-Bish, Hannah (2013): Conceptual issues in the construction of disability hate crime. In: Roulstone, A./Mason-Bish, H. (Hrsg.): *Disability, hate crime and violence. Routledge advances in disability studies*. London: Routledge, S. 11–24.
- Massumi, Brian (2002): *Parables of the Virtual. Movement, Affect, Sensation*. Durham: Duke University Press.
- Mathews, Ian (2018): Representations of vulnerability, innocence and evil in the murder of a disabled person. In: *Disability & Society* 33, 10, S. 1620–1638.
- Mayblin, Lucy/Wake, Mustafa/Kazemi, Mohsen (2020): Necropolitics and the Slow Violence of the Everyday. *Asylum Seeker Welfare in the Postcolonial Present*. In: *Sociology* 54, 1, S. 107–123.
- Mbembe, Achille (2001): *On the postcolony. Studies on the history of society and culture*, Band 41. Berkley: University of California Press.
- Mbembe, Achille (2003): Necropolitics. In: *Public Culture* 15, 1, S. 11–40.
- McLaughlin, Janice/Goodley, Dan (2008a): Theorising Parents, Professionals and Disabled Babies. Chapter 1. In: McLaughlin, J./Goodley, D./Clavering, E./Fischer, P. (Hrsg.): *Families raising disabled children. Enabling care and social justice*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 1–20.

- McLaughlin, Janice/Goodley, Dan (2008b): *Unmaking Children. Chapter 4*. In: McLaughlin, J./Goodley, D./Clavering, E./Fischer, P. (Hrsg.): *Families raising disabled children. Enabling care and social justice*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 53–77.
- McLaughlin, Janice/Goodley, Dan/Clavering, Emma/Fischer, Pamela (Hrsg.) (2008): *Families raising disabled children. Enabling care and social justice*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- McRuer, Robert (2006): *Crip theory. Cultural signs of queerness and disability*. Cultural front. New York: New York University Press.
- McRuer, Robert (2017): *No Future for Crips. Disorderly Conduct in the New World Order; or, Disability Studies on the Verge of a Nervous Breakdown*. In: Waldschmidt, A./Berressem, H./Ingwersen, M. (Hrsg.): *Culture – Theory – Disability. Encounters between Disability Studies and Cultural Studies*. Bielefeld: transcript, S. 63–77.
- Meekosha, Helen (2000): *A Disabled Genius in the Family. Personal musings on the tale of two sisters*. In: *Disability & Society* 15, 5, S. 811–815.
- Meekosha, Helen (2011): *Decolonising disability. Thinking and acting globally*. In: *Disability & Society* 26, 6, S. 667–682.
- Meekosha, Helen/Shuttleworth, Russell (2009): *What's so 'critical' about critical disability studies?* In: *Australian Journal of Human Rights* 15, 1, S. 47–75.
- Meekosha, Helen/Soldatic, Karen (2011): *Human Rights and the Global South. The case of disability*. In: *Third World Quarterly* 32, 8, S. 1383–1397.
- Menninghaus, Winfried (1999): *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Merker, Barbara (2009): *Einleitung*. In: Merker, B. (Hrsg.): *Leben mit Gefühlen. Emotionen, Werte und ihre Kritik*. Paderborn: Mentis, S. 7–43.
- Metje, Frederik (2023): *Gefühlspolitische Selbst-Bildung*, Band 155. Bielefeld: transcript.

- Mills, China (2018): 'Dead people don't claim'. A psychopolitical autopsy of UK austerity suicides. In: *Critical Social Policy* 38, 2, S. 302–322.
- Milton, Damian E. M. (2012): On the ontological status of autism. The 'double empathy problem'. In: *Disability & Society* 27, 6, S. 883–887.
- Mingus, Mia (2011a): Access intimacy. The missing link. <https://leavingevidence.wordpress.com/2011/05/05/access-intimacy-the-missing-link/> [Zugriff: 07.06.2024].
- Mingus, Mia (2011b): Moving Toward the Ugly. A Politic Beyond Desirability. Keynote Speech Femmes of Color Symposium, Oakland, California. <https://leavingevidence.wordpress.com/2011/08/22/moving-toward-the-ugly-a-politic-beyond-desirability/> [Zugriff: 07.06.2024].
- Mintz, Susannah B. (2011): On a Scale from 1 to 10. Life Writing and Lyrical Pain. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 5, 3, S. 243–259.
- Mitchell, David T./Snyder, Sharon L. (2000): *Narrative prosthesis. Disability and the dependencies of discourse. Corporealities: discourses of disability*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Mitchell, David T./Snyder, Sharon L. (2017): Memorializing Disability. Contemplating Less Capacitated Alternative Citizenries. In: *Parallax* 23, 4, S. 421–434.
- Mollow, Anna (2014): Criphystemologies. What Disability Theory Needs to Know about Hysteria. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 8, 2, S. 185–201.
- Mollow, Anna (2015): Disability Studies Gets Fat. In: *Hypatia* 30, 1, S. 199–216.
- Mollow, Anna/McRuer, Robert (2012): Introduction. In: McRuer, R./Mollow, A. (Hrsg.): *Sex and disability*. Durham: Duke University Press, S. 1–34.
- Montgomerie, Margaret Anne (2010): Visibility, empathy and derision. Popular television representations of disability. In: *ALTER – European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 4, 2, S. 94–102.

- Mühlhoff, Rainer (2019): Affective resonance. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): Affective societies. Key concepts. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 189–199.
- Muñoz, Lorena (2015): Selling Memory and Nostalgia in the Barrio. Mexican and Central American Women (Re)Create Street Vending Spaces in Los Angeles. Chapter 5. In: Graaff, K./Ha, N. (Hrsg.): Street Vending in the Neoliberal City. A Global Perspective on the Practices and Policies of a Marginalized Economy. New York: Berghahn Books, S. 101–117.
- Murphy, Robert (1995): Encounters. The Body Silent in America. In: Ingstad, B./Reynolds Whyte, S. (Hrsg.): Disability and Culture. Berkeley: University of California Press, S. 140–158.
- Naemiratch, Bhensri/Manderson, Lenore (2009): Pity and pragmatism. Understandings of disability in northeast Thailand. In: Disability & Society 24, 4, S. 475–488.
- Narduzzi, Dilia (2013): Regulating Affect and Reproducing Norms. Alice Munro’s “Child’s Play”. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 7, 1, S. 71–88.
- Neckel, Sighard (2013): Arlie Russell Hochschild. Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. In: Senge, K./Schützeichel, R. (Hrsg.): Hauptwerke der Emotionssoziologie. SpringerLink Bücher. Wiesbaden: Springer VS, S. 168–173.
- Ngai, Sianne (2004): Ugly Feelings. Cambridge: Harvard University Press.
- Nitschmann, Hannah (2024): Inklusion und Anerkennung. Zur Körperllichkeit von Differenzaushandlungen im Unterricht. Perpektiven sonderpädagogischer Forschung. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Nolan, Syreeta L. (2022): The compounded burden of being a black and disabled student during the age of COVID-19. In: Disability & Society 37, 1, S. 148–153.
- Nussbaum, Martha Craven (2013): Political emotions. Why love matters for justice. Cambridge: The Belknap Press of Harvard University Press.

- Olney, Marjorie F./Brockelman, Karin F. (2003): Out of the Disability Closet. Strategic use of perception management by select university students with disabilities. In: *Disability & Society* 18, 1, S. 35–50.
- Olsen, Jason (2018): Socially disabled. The fight disabled people face against loneliness and stress. In: *Disability & Society* 33, 7, S. 1160–1164.
- Osborne, Tanya (2019): Not lazy, not faking. Teaching and learning experiences of university students with disabilities. In: *Disability & Society* 34, 2, S. 228–252.
- Papadimitriou, Christina (2008): Becoming en-wheeled. The situated accomplishment of re-embodiment as a wheelchair user after spinal cord injury. In: *Disability & Society* 23, 7, S. 691–704.
- Parrey, Ryan (2020): Embracing Disorientation in the Disability Studies Classroom. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 14, 1, S. 37–56.
- Paterson, Kevin/Hughes, Bill (1999): Disability Studies and Phenomenology. The carnal politics of everyday life. In: *Disability & Society* 14, 5, S. 597–610.
- Patsavas, Alyson (2014): Recovering a Cripistemology of Pain. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 8, 2, S. 203–218.
- Patsavas, Alyson (2023): Good Doctors, Bad Lovers, and the Desire for Biomedical Authority in *The Pain Chronicles* and *Pain: The Science and Culture of Why We Hurt*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 17, 2, S. 199–215.
- Peers, Danielle (2015): From inhalation to inspiration. A genealogical auto-ethnography of a supercrip. In: Tremain, S. (Hrsg.): *Foucault and the Government of Disability*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Pestka, Katrina/Wendt, Sarah (2014): Belonging. Women living with intellectual disabilities and experiences of domestic violence. In: *Disability & Society* 29, 7, S. 1031–1045.
- Pisani, Maria/Grech, Shaun/Mostafa, Ayman (2016): Disability and Forced Migration. Intersections and Critical Debates. Chapter 18. In: Grech, S./Soldatic, K. (Hrsg.): *Disability in the Global South*.

- The Critical Handbook. International Perspectives on Social Policy, Administration, and Practice. Cham: Springer, S. 285–301.
- Poser, Anita von/Heyken, Edda/Ta, Thi Minh Tam/Hahn, Eric (2019): Emotion repertoires. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): Affective societies. Key concepts. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 241–251.
- Price, Margaret (2015): The Bodymind Problem and the Possibilities of Pain. In: *Hypatia* 30, 1, S. 268–284.
- Price, Margaret (2016): “An Unstable and Fantastical Space of Absence”. The Entanglement of Memory and Emotion. “Disability and the Emotions” Seminar Series, Centre for Culture & Disability Studies, Liverpool Hope University.
<https://www.youtube.com/watch?v=sGbxxe6fC9c> [Zugriff: 07.06.2024].
- Price, Margaret (2017): What Is a Service Animal? A Careful Re-thinking. Research Article. In: *Review of Disability Studies: An International Journal* 13, 4, S. 1–19.
- Price, Margaret (2021): Time Harms. In: *South Atlantic Quarterly* 120, 2, S. 257–277.
- Price, Margaret (2024): Crip spacetime. Access, failure, and accountability in academic life. Durham: Duke University Press.
- Price, Margaret/Kerschbaum, Stephanie L. (2016): Stories of Methodology. Interviewing Sideways, Crooked and Crip. In: *Canadian Journal of Disability Studies* 5, 3, S. 18–56.
- Procknow, Greg (2017): Trump, proto-presidency, and the rise of sane supremacy. In: *Disability & Society* 32, 6, S. 913–917.
- Procknow, Greg (2018): I, ‘Madman’. An Autosomatography of Schizoaffective Disorder and Mad Subjectivity. In: *Disability Studies Quarterly* 38, 4, o.S.
- Puar, Jasbir (2011): Coda: The Cost of Getting Better. Suicide, Sensation, Switchpoints. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies* 18, 1, S. 149–158.
- Puar, Jasbir (2013): Homonationalism as Assemblage. Viral Travels, Affective Sexualities. In: *Jindal Global Law Review* 4, 2, S. 23–43.

- Puar, Jasbir (2017): *The Right to Maim. Debility, Capacity, Disability*. Anima. Durham: Duke University Press.
- Quackenbush, Nicole (2011): Speaking of – and as – Stigma. Performativity and Parkinson’s in the Rhetoric of Michael J. Fox. In: *Disability Studies Quarterly* 31, 3, o.S.
- Quayson, Ato (2002): Looking awry. Tropes of disability in postcolonial writing. In: Goldberg, D. T./Quayson, A. (Hrsg.): *Relocating postcolonialism*. Malden: Blackwell Publishers, S. 217–230.
- Quayson, Ato (2007): Aesthetic nervousness. Disability and the crisis of representation. New York: Columbia University Press.
- Radtke, Nati (2011): Wahrnehmungen aus der Zwischenwelt. In: Mürner, C./Sierck, U. (Hrsg.): *Behinderte Identität?* Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher, S. 114–142.
- Rainey, Sarah A. Smith (2014): Love Before and After They Came Back. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 8, 1, S. 17–32.
- Raisborough, Jayne/Ogden, Cassandra/Guzman, Vanessa Stone de (2019): When fat meets disability in poverty porn. Exploring the cultural mechanisms of suspicion in *Too Fat to Work*. In: *Disability & Society* 34, 2, S. 276–295.
- Rakes, H. (2019): Crip Feminist Trauma Studies in *Jessica Jones* and Beyond. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 13, 1, S. 75–91.
- Raphael, Raphael (2017): Picturing Scary Places. The Horror Genre and Mental Illness. Review of Disability Studies Interview with Perry Blackshear. Multimedia. In: *Review of Disability Studies: An International Journal* 13, 2, S. 1–6.
- Reeve, Donna (2012): Cyborgs, Cripes an iCrip. Reflections on the Contribution of Haraway to Disability Studies. In: Goodley, D./Hughes, B./Davis, L. J. (Hrsg.): *Disability and Social Theory. New Developments and Directions*. Hounds mills: Palgrave Macmillan, S. 91–111.
- Reeve, Donna (2014): Psycho-emotional disablism and internalised oppression. In: Swain, J./French, S./Barnes, C. I./Thomas, C.

- (Hrsg.): *Disabling barriers - enabling environments*. Third edition. London: SAGE, S. 92–98.
- Reeve, Donna (2015): Disgust, self-disgust and disability. A disability studies perspective. In: Simpson, J./Powell, P. A./Overton, P. G. (Hrsg.): *The Revolting Self. Perspectives on the Psychological, Social, and Clinical Implications of Self-Directed Disgust*. London: Karnac Books, S. 53–74.
- Reeve, Donna (2020): Psycho-emotional disablism. The missing link? Chapter 7. In: Watson, N./Vehmas, S. (Hrsg.): *Routledge Handbook of Disability Studies*. Second edition. London: Routledge, S. 102–116.
- Reid-Pharr, Robert (2001): Black gay man. Essays. *Sexual Cultures*. New York: New York University Press.
- Rembis, Michael A. (2013): Athlete First. A Note on Passing, Disability, and Sport. Chapter 7. In: Wilson, D. J./Brune, J. A. (Hrsg.): *Disability and passing. Blurring the lines of identity*. Philadelphia: Temple University Press, S. 111–141.
- Rich, Adrienne (1980): Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 5, 4, S. 631–660.
- Richardson, Jack/Eisenhauer, Jennifer (2014): *Dr. Phil*, Medical Theaters, Freak Shows, and Talking Couches. The Talking Stage as Pedagogical Site. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 8, 1, S. 67–80.
- Riegler, Christine (2011): Identität und Anerkennung. In: Mürner, C./Sierck, U. (Hrsg.): *Behinderte Identität?* Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher, S. 20–33.
- Rockwood, Kenneth/Song, Xiaowei/MacKnight, Chris/Bergman, Howard/Hogan, David B./McDowell, Ian/Mitnitski, Arnold (2005): A global clinical measure of fitness and frailty in elderly people. In: *CMAJ – Canadian Medical Association Journal / Journal de l'Association Medicale Canadienne* 173, 5, S. 489–495.
- Rogers, Chrissie (2015): Who gives a damn about intellectually disabled people and their families? Care-less spaces personified in the case of LB. In: *Disability & Society* 30, 9, S. 1439–1443.

- Rommel, Alexander/Lippe, Elena von der/Treskova-Schwarzbach/Scholz, Stefan (2021): Bevölkerung mit einem erhöhten Risiko für schwere COVID-19-Verläufe in Deutschland. Auswertungen der Studie GEDA 2019/2020-EHIS. In: *Journal of Health Monitoring* 6, 2, S. 1–15.
- Rosa, Hartmut (2019): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. 1. Auflage. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Band 2272. Berlin: Suhrkamp.
- Rotzoll, Maike/Hohendorf, Gerrit/Fuchs, Petra (2010): Die nationalsozialistische „Euthanasie“-Aktion „T4“ und ihre Opfer. Geschichte und ethische Konsequenzen für die Gegenwart. Schöningh and Fink History: Early Modern and Modern History E-Books Online, Collection 2007-2012, ISBN: 9783657100026. Leiden: Brill Schöningh.
- Roulstone, Alan/Mason-Bish, Hannah (Hrsg.) (2013): Disability, hate crime and violence. Routledge advances in disability studies. London: Routledge.
- Roulstone, Alan/Thomas, Pam/Balderston, Susie (2011): Between hate and vulnerability. Unpacking the British criminal justice system's construction of disabled hate crime. In: *Disability & Society* 26, 3, S. 351–364.
- Runswick-Cole, Katherine (2013): “Wearing it all with a Smile”. Emotional Labour in the Lives of Mothers and Disabled Children. Chapter 9. In: Curran, T./Runswick-Cole, K. (Hrsg.): *Disabled Children's Childhood Studies. Critical Approaches in a Global Context*. New York: Palgrave Macmillan, S. 105–118.
- Runswick-Cole, Katherine (2014): ‘Us’ and ‘them’. The limits and possibilities of a ‘politics of neurodiversity’ in neoliberal times. In: *Disability & Society* 29, 7, S. 1117–1129.
- Runswick-Cole, Katherine/Goodley, Dan (2015a): Disability, Austerity and Cruel Optimism in Big Society. Resistance and “The Disability Commons”. In: *Canadian Journal of Disability Studies* 4, 2, S. 162.

- Runswick-Cole, Katherine/Goodley, Dan (2015b): DisPovertyPorn. Benefits Street and the dis/ability paradox. In: *Disability & Society* 30, 4, S. 645–649.
- Runswick-Cole, Katherine/Ryan, Sara (2019): Liminal still? Unmothing disabled children. In: *Disability & Society* 34, 7/8, S. 1125–1139.
- Ryan, Sara (2019): NHS Inquiries and Investigations. An Exemplar in Peculiarity and Assumption. In: *The Political Quarterly* 90, 2, S. 224–228.
- Saerberg, Siegfried (2011): Stoff und Kristall. Blinde Schönheiten und Identität. In: Mürner, C./Sierck, U. (Hrsg.): *Behinderte Identität?* Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher, S. 54–79.
- Saffer, Jessica/Nolte, Lizette/Duffy, Simon (2018): Living on a knife edge. The responses of people with physical health conditions to changes in disability benefits. In: *Disability & Society* 33, 10, S. 1555–1578.
- Samuels, Ellen (2017): Six ways of looking at crip time. In: *Disability Studies Quarterly* 37, 3, o.S.
- Samuels, Ellen/Freeman, Elizabeth (2021): Introduction. In: *South Atlantic Quarterly* 120, 2, S. 245–254.
- Sandahl, Carrie (2003): Queering the crip or criping the queer? Intersections of Queer and Crip Identities in Solo Autobiographical Performance. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies* 9, 1, S. 25–56.
- Sandle, Rowan Voirrey/Day, Katy/Muskett, Tom (2018): Working to Feel Better or Feeling Better to Work? Discourses of Wellbeing in Austerity Reality TV. In: *Review of Disability Studies: An International Journal* 14, 2, S. 63–81.
- Sanmiquel-Molinero, Laura/Pujol-Tarrés, Joan (2020): Putting emotions to work. The role of affective ableism and ableism in the constitution of the dis/abled subject. In: *Disability & Society* 35, 4, S. 542–569.
- Sartre, Jean-Paul (2010 [1949]): *The Imaginary*. Routledge classics. London: Routledge.

- Sauerborn, Elgen (2019): Gefühl, Geschlecht und Macht. Affektmanagement von Frauen in Führungspositionen. Frankfurt am Main: Campus.
- Sauerborn, Elgen/Albrecht, Yvonne (2024): Relationalität des Sozialen. Zur empirischen Erforschung von Affektivität. In: Diefenbach, A./Zink, V. (Hrsg.): Emotions- und Affektsoziologie. De Gruyter, S. 305–318.
- Scheff, Thomas (2015): Toward Defining Basic Emotions. In: Qualitative Inquiry 21, 2.
- Scheff, Thomas J./Retzinger, Suzanne M. (2001): Emotions and violence. Shame and rage in destructive conflicts. Lexington books series on social theory. New York: iUniverse.
- Scheler, Max Ferdinand (1994 [1912]): Ressentiment. Milwaukee: Marquette University Press.
- Scherke, Katharina (2009): Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie. 1. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Scheuer, Christina (2011): Bodily Compositions. The Disability Poetics of Karen Fiser and Laurie Clements Lambeth. In: Journal of Literary & Cultural Disability Studies 5, 2, S. 155–172.
- Scheve, Christian von (2009): Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung. Frankfurt: Campus.
- Scheve, Christian von/Slaby, Jan (2019): Emotion, emotion concept. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): Affective societies. Key concepts. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 42–51.
- Schlyter, Charlotta (2002): International labour standards and the informal sector. Developments and dilemmas. Working paper on the informal economy 2002/3. https://www.ilo.org/employment/Whatwedo/Publications/WCMS_122056/lang--en/index.htm [Zugriff: 07.06.2024].
- Schmeichel, Corinna (2022): Working Out on Body Feelings or Ambivalent Feeling Rules and Killjoys in Queer Fitness Groups. In: Kasmani, O./Lüthjohann, M./Nikoleit, S./Pettier, J.-B. (Hrsg.): Nothing Personal?! Essays on Affect, Gender and Queerness. 1. Auflage. Berlin: b-books, S. 143–156.

- Schönwiese, Volker (2011): Behinderung und Identität. Inszenierungen des Alltags. In: Mürner, C./Sierck, U. (Hrsg.): *Behinderte Identität?* Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher, S. 143–162.
- Schülle, Mirjam (2017): Geflüchtete Menschen mit Behinderungen. Versorgungslage, Zugang zum Hilfesystem und Unterbringung. In: *Recht und Praxis der Rehabilitation* 4, 3, S. 21–29.
- Schweik, Susan (2009): *The ugly laws. Disability in public. The history of disability.* New York: New York University Press.
- Schweik, Susan (2017): Agent orange, monsters, and we humans. In: *ALTER – European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 11, 1, S. 65–77.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1993): *Tendencies.* Series Q. Durham: Duke University Press.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2004): *Touching feeling. Affect, pedagogy, performativity.* Second print. Series Q. Durham: Duke University Press.
- Sépulchre, Marie (2021): *Disability and citizenship studies. Interdisciplinary Disability Studies.* Abingdon: Routledge.
- Shakespeare, Tom (1994): Cultural Representation of Disabled People. Dustbins for Disavowal? In: *Disability & Society* 9, 3, S. 283–299.
- Shakespeare, Tom (2011): Choices, reasons and feelings. Prenatal diagnosis as disability dilemma. In: *ALTER – European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 5, 1, S. 37–43.
- Shakespeare, Tom (2013): Nasty, Brutish, and Short? On the Predication of Disability and Embodiment. In: Bickenbach, J./Felder, F./Schmitz, B. (Hrsg.): *Disability and the Good Human Life.* Cambridge: Cambridge University Press, S. 93–112.
- Shapiro, Joseph P. (1994): *No pity. People with disabilities forging a new civil rights movement.* New York: Three Rivers.
- Sheppard, Emma (2017): Pain as an emotional experience. Research on pain patients engaging in BDSM. “Disability and the Emotions” Seminar Series, Centre for Culture & Disability Studies, Liverpool Hope University.

<https://www.youtube.com/watch?v=9Y6RevSFC9E> [Zugriff: 07.06.2024].

- Sheppard, Emma (2018): Using Pain, Living with Pain. In: *Feminist Review* 120, 1, S. 54–69.
- Sheppard, Emma (2019): Chronic Pain as Fluid, BDSM as Control. In: *Disability Studies Quarterly* 39, 2, o.S.
- Sheppard, Emma (2020a): Chronic Pain as Emotion. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 14, 1, S. 5–20.
- Sheppard, Emma (2020b): Performing Normal but Becoming Crip. Living with Chronic Pain. In: *Scandinavian Journal of Disability Research* 22, 1, S. 39–47.
- Sherry, Mark (2010): *Disability Hate Crimes. Does Anyone Really Hate Disabled People?* London: Routledge.
- Sherry, Mark (2013): International perspectives on disability hate crime. In: Roulstone, A./Mason-Bish, H. (Hrsg.): *Disability, hate crime and violence. Routledge advances in disability studies.* London: Routledge, S. 80–91.
- Sherry, Mark (2019): Brain Injury Survivors. Impairment, identity and neoliberalism. In: *Canadian Journal of Disability Studies* 8, 4, S. 60–83.
- Shildrick, Margrit (2005a): The disabled body, genealogy and undecidability. In: *Cultural Studies* 19, 6, S. 755–770.
- Shildrick, Margrit (2005b): Unreformed Bodies. Normative Anxiety and the Denial of Pleasure. In: *Women's Studies* 34, 3/4, S. 327–344.
- Shildrick, Margrit (2007a): Contested Pleasures. The Sociopolitical Economy of Disability and Sexuality. In: *Sexuality Research & Social Policy: Journal of NSRC* 4, 1, S. 53–66.
- Shildrick, Margrit (2007b): Dangerous Discourses. Anxiety, Desire, and Disability. In: *Studies in Gender & Sexuality* 8, 3, S. 221–244.
- Shildrick, Margrit (2010): *Embodying the monster. Encounters with the vulnerable self.* Theory, culture & society. London: SAGE.
- Shildrick, Margrit (2015): Staying Alive. Affect, Identity and Anxiety in Organ Transplantation. In: *Body & Society* 21, 3, S. 20–41.

- Shildrick, Margrit (2017): *Border Crossings. The Technologies of Disability and Desire*. In: Waldschmidt, A./Berressem, H./Ingwersen, M. (Hrsg.): *Culture – Theory – Disability. Encounters between Disability Studies and Cultural Studies*. Bielefeld: transcript, S. 137–151.
- Siebers, Tobin (2008): *Disability Theory. Corporealities*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Siebers, Tobin (2009): *Zerbrochene Schönheit. Essays über Kunst, Ästhetik und Behinderung* (übersetzt aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Stumpf und Gabriele Werbeck). *Disability Studies. Körper - Macht - Differenz*, Band 3. Bielefeld: transcript.
- Siebers, Tobin (2017): *Disability and the Theory of Complex Embodiment. For identity politics in a new register*. In: Davis, L. J. (Hrsg.): *The disability studies reader*. Fifth edition. New York: Routledge, S. 313–332.
- Sierck, Udo (2011): *Goldener Käfig a. D. Identitätsfindung trotz SonderSchule*. In: Mürner, C./Sierck, U. (Hrsg.): *Behinderte Identität?* Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher, S. 8–19.
- Skinner, Tina (2011): *Dyslexia, mothering and work. Intersecting identities, reframing, ‘drowning’ and resistance*. In: *Disability & Society* 26, 2, S. 125–137.
- Sklar, Howard (2011): “What the Hell Happened to Maggie?”. *Stereotype, Sympathy, and Disability in Toni Morrison’s “Recitatif”*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 5, 2, S. 137–154.
- Slaby, Jan/Mühlhoff, Rainer (2019): *Affect*. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): *Affective societies. Key concepts*. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 27–41.
- Slaby, Jan/Mühlhoff, Rainer/Wüschnert, Philipp (2016): *Affektive Relationalität. Umrisse eines philosophischen Forschungsprogramms*. In: Eberlein, U. (Hrsg.): *Zwischenleiblichkeit und bewegtes Verstehen. Intercorporeity, movement and tacit knowledge. Körperkulturen*. Bielefeld: transcript, S. 69–108.
- Slaby, Jan/Scheve, Christian von (Hrsg.) (2019a): *Affective societies. Key concepts*. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge.

- Slaby, Jan/Scheve, Christian von (2019b): Affective Societies. Key Concepts. Introduction. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): Affective societies. Key concepts. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 1–24.
- Soldatic, Karen (2007): Disgust and the moral economy of Disability. TASA / SAANZ Joint Conference 2007.
<https://www.tasa.org.au/wp-content/uploads/2008/12/356.pdf>
[Zugriff: 14.06.2018].
- Soldatic, Karen (2015): Postcolonial reproductions. Disability, indigeneity and the formation of the white masculine settler state of Australia. In: Social Identities 21, 1, S. 53–68.
- Soldatic, Karen (2020): Disability's Circularity. Presence, Absence and Erasure in Australian Settler Colonial Biopolitical Population Regimes. In: Studies in Social Justice 14, 2, S. 306–320.
- Soldatic, Karen/Meekosha, Helen (2012): The Place of Disgust. Disability, Class and Gender in Spaces of Workfare. In: Societies 2, 3, S. 139–156.
- Soldatic, Karen/Morgan, Hannah (2017): “The Way You Make Me Feel”. Shame and the Neoliberal Governance of Disability Welfare Subjectivities in Australia and the UK. In: Louth, J./Potter, M. (Hrsg.): Edges of identity. The production of neoliberal subjectivities. Issues in the social sciences, Band 10. Chester: University of Chester Press, S. 106–133.
- Soldatic, Karen/Pini, Barbara (2009): The three Ds of welfare reform. Disability, disgust and deservingness. In: Australian Journal of Human Rights 15, 1, S. 77–95.
- Sousa, Amy C. (2015): “Crying Doesn’t Work”. Emotion and Parental Involvement of Working Class Mothers Raising Children with Developmental Disabilities. In: Disability Studies Quarterly 35, 1, o.S.
- Spivak, Gayatri C. (1988): Can the subaltern speak? In: Nelson, C. (Hrsg.): Marxism and the interpretation of culture. Urbana: University of Illinois Press, S. 271–313.
- Stienstra, Deborah (2012): Race/Ethnicity and Disability Studies. Towards an explicitly intersectional approach. In: Watson,

- N./Roulstone, A./Thomas, C. (Hrsg.): Routledge handbook of disability studies. Routledge handbooks. New York: Routledge, S. 376–389.
- Stodulka, Thomas (2019): Orders of feeling. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): Affective societies. Key concepts. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 310–318.
- Stöhr, Robert (2023): Technik als Hilfsmittel, als Dispositiv und als Antwort. Perspektiven auf den Einsatz von Technik im Kontext Behinderung. In: Sonderpädagogische Förderung heute 68, 3, S. 248–261.
- Stöhr, Robert/Lohwasser, Diana/Noack Napoles, Juliane/Burghardt, Daniel/Dederich, Markus/Dziabel, Nadine/Krebs, Moritz/Zirfas, Jörg (2019): Schlüsselwerke der Vulnerabilitätsforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Stulman Dennett, Andrea (1996): The Dime Museum Freak Show re-configured as Talk Show. In: Garland-Thomson, R. (Hrsg.): Freakery. Cultural spectacles of the extraordinary body. New York: New York University Press, S. 315–326.
- Sulaimani, Mona F./Gut, Dianne M. (2020): Dealing with Shame. Saudi Mothers' Responses to Their Children's Diagnosis of Autism Spectrum Disorder. In: Review of Disability Studies: An International Journal 15, 3, 18-35.
- Summers-Effler, Erika (2002): The Micro Potential for Social Change. Emotion, Consciousness, and Social Movement Formation. In: Sociological Theory 20, 1, S. 41–60.
- Swartz, Leslie (2013): Oscar Pistorius and the melancholy of intersectionality. In: Disability & Society 28, 8, S. 1157–1161.
- Swartz, Leslie/Watermeyer, Brian (2008): Cyborg anxiety. Oscar Pistorius and the boundaries of what it means to be human. In: Disability & Society 23, 2, S. 187–190.
- Tabin, Jean-Pierre/Piecek, Monica/Perrin, Céline/Probst, Isabelle (2020): Three Dimensions in the Register of Shame. In: Review of Disability Studies: An International Journal 15, 3, S. 88–105.

- Tervooren, Anja (2002): Der verletzliche Körper als Grundlage einer pädagogischen Anthropologie. In: *Heipädagogik online* 1, 1, S. 28–43.
- Tervooren, Anja (2003): Phantasmen der (Un-)Verletzlichkeit. Körper und Behinderung. In: Lutz, P. (Hrsg.): *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden*, Band 2. Köln: Böhlau, S. 280–293.
- The Co-Researcher Collective (2020): Key findings. <https://livinglifetothefullesttoolkit.com/key-findings/> [Zugriff: 22.01.2020].
- Thiara, Ravi K./Hague, Gill (2013): *Disabled women and domestic violence. Increased risk but fewer services*. In: Roulstone, A./Mason-Bish, H. (Hrsg.): *Disability, hate crime and violence. Routledge advances in disability studies*. London: Routledge, S. 106–117.
- Thomas, Carol (1999): *Female forms. Experiencing and understanding disability. Disability, human rights, and society*. Buckingham: Open University Press.
- Thomas, Carol (2007): *Sociologies of disability and illness. Contested ideas in disability studies and medical sociology*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Thomas, Pam (2011): ‘Mate crime’. Ridicule, hostility and targeted attacks against disabled people. In: *Disability & Society* 26, 1, S. 107–111.
- Thonhauser, Gerhard (2019): Feeling. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): *Affective societies. Key concepts. Routledge studies in affective societies*, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 52–60.
- Thorneycroft, Ryan (2020): Crip Theory and Mad Studies. Intersections and Points of Departure. In: *Canadian Journal of Disability Studies* 9, 1, S. 91–121.
- Thorneycroft, Ryan/Asquith, Nicole L. (2015): The Dark Figure of Disablist Violence. In: *Howard Journal of Criminal Justice* 54, 5, S. 489–507.
- Titchkosky, Tanya (2011): *The Question of Access. Disability, Space, Meaning*. 2nd ed. Toronto: University of Toronto Press.

- Titchkosky, Tanya (2020): The Bureaucratic Making of Disability. In: *New Formations* 34, 100/101, S. 198–208.
- Tsakiri, Maria (2018): NoBody's Perfect. Charm, Willfulness and Resistance. In: *Review of Disability Studies: An International Journal* 14, 2, S. 50–62.
- Turner, Victor (1969): The ritual process. Structure and anti-structure. Lewis Henry Morgan lectures, Band 1966. Chicago: Aldine.
- Union of the Physically Impaired Against Segregation/The Disability Alliance (1976): Fundamental Principles of Disability. <https://disability-studies.leeds.ac.uk/wp-content/uploads/sites/40/library/UPIAS-fundamental-principles.pdf> [Zugriff: 02.04.2020].
- Vaahtera, Touko (2016): 'We swam before we breathed or walked'. Able-bodied belonging in popular stories of evolutionary biology. In: *Disability & Society* 31, 5, S. 591–603.
- Valente, Joseph (2018): All Better? Recovery Anxiety in the Writing of Autism. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 12, 4, S. 477–494.
- Valeras, Aimee Burke (2010): "We don't have a box". Understanding hidden disability identity utilizing narrative research methodology. In: *Disability Studies Quarterly* 30, ¾, o.S.
- van Dam, Julie C. (2016): Re-viewing Disability in Postcolonial West Africa. Ousmane Sembène's Early Resistant Bodies in *Xala*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 10, 2, S. 207–221.
- Vickers, Margaret H. (2017): Dark Secrets and Impression Management. Workplace Masks of People with Multiple Sclerosis (MS). In: *Employee Responsibilities and Rights Journal* 29, 4, S. 175–195.
- Vidali, Amy (2010): Out of Control. The Rhetoric of Gastrointestinal Disorders. In: *Disability Studies Quarterly* 30, ¾, o.S.
- Virdi, Jaipreet (2020): Hearing happiness. Deafness cures in history. Chicago: University of Chicago Press.

- Voronka, Jijian (2017): Turning Mad Knowledge into Affective Labor. The Case of the Peer Support Worker. In: *American Quarterly* 69, 2, S. 333–338.
- Voronka, Jijian (2019a): Storytelling beyond the psychiatric gaze. Resisting resilience and recovery narratives. In: *Canadian Journal of Disability Studies* 8, 4, S. 8–30.
- Voronka, Jijian (2019b): The mental health peer worker as informant. Performing authenticity and the paradoxes of passing. In: *Disability & Society* 34, 4, S. 564–582.
- Waldschmidt, Anne (2008): „Wir Normalen“ – „die Behinderten“? Erving Goffman meets Michel Foucault. In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Verhandlungen des Deutschen Soziologentages, Band 33*. Frankfurt: Campus.
- Waldschmidt, Anne (2011): Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma? Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 36, 4, S. 89–106.
- Waldschmidt, Anne (2012): *Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer*. 2., korrigierte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Waldschmidt, Anne (2020): *Disability Studies zur Einführung. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Waldschmidt, Anne/Klein, Anne/Tamayo Korte, Miguel (2009): *Das Wissen der Leute. Bioethik, Alltag und Macht im Internet. 1. Aufl. Theorie und Praxis der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS.
- Walthes, Renate (2014): *Einführung in die Pädagogik bei Blindheit und Sehbeeinträchtigung*. 3., überarb. Aufl. Utb, Band 2399. München: Reinhardt.
- Watermeyer, Brian (2009): Claiming loss in disability. In: *Disability & Society* 24, 1, S. 91–102.
- Watermeyer, Brian (2014): Disability and Loss. The Psychological Commodification of Identity. In: *Psychology Journal* 11, 2, S. 99–107.

- Watermeyer, Brian (2017): "I Don't Have Time for an Emotional Life". Marginalization, Dependency and Melancholic Suspension in Disability. In: *Culture, Medicine, and Psychiatry* 41, 1, S. 142–160.
- Watermeyer, Brian/McKenzie, Judith Anne (2014): Mothers of disabled children. In mourning or on the march? In: *Journal of Social Work Practice* 28, 4, S. 405–416.
- Watermeyer, Brian/Mckinney, Victor (2021): Disability, relationship, and the negotiation of loss. In: *Medical humanities* 48, 2, S. 2–8.
- Watermeyer, Brian/Swartz, Leslie (2008): Conceptualising the psycho-emotional aspects of disability and impairment. The distortion of personal and psychic boundaries. In: *Disability & Society* 23, 6, S. 599–610.
- Watermeyer, Brian/Swartz, Leslie (2016): Disablism, Identity and Self. Discrimination as a Traumatic Assault on Subjectivity. In: *Journal of Community & Applied Social Psychology* 26, 3, S. 268–276.
- Weaver, Hilary N. (2015): Disability through a Native American lens. Examining influences of culture and colonization. In: *Journal of social work in disability & rehabilitation* 14, 3-4, S. 148–162.
- Wechuli, Yvonne (im Review): Emotion work and feeling rules. Applications and open questions for Dis-ability Research. In: *ALTER - European Journal of Disability Research / Revue Européenne de Recherche sur le Handicap*.
- Wechuli, Yvonne (2019): Strangers in their own land. Anger and mourning on the American right, by Arlie Russell Hochschild, New York, The New Press, 2016, 351 pp., 18,99€ (hardback), ISBN 978-1-62097-225-0. In: *Disability & Society* 34, 5, S. 855–857.
- Wechuli, Yvonne (2022): Between crippling and reclaiming. Epistemological implications of Disability Studies' feeling strategies. In: *Emotions and Society* 4, 2, S. 142–160.
- Wechuli, Yvonne (2023a): Behindernde Affekte im Hochschulkontext. Ungleich geteilte Emotionsarbeit in einer ableistischen Akademie. In: Leinfellner, S./Thole, F./Simon, S./Sehmer, J. (Hrsg.):

- Bedingungen der Wissensproduktion. Qualifizierung, Selbstoptimierung und Prekarisierung in Wissenschaft und Hochschule. Opladen: Barbara Budrich, S. 157–173.
- Wechuli, Yvonne (2023b): Die Medikalisierung der Gefühle behinderter Menschen. Symptom einer ableistischen Gesellschaft. In: Schübel, T./Friele, B. (Hrsg.): Medikalisierung und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer Nature, S. 31–46.
- Wechuli, Yvonne (2023c): Medicalizing disabled people's emotions. Symptom of a dis/ableist society. In: *Frontiers in Sociology* 8, S. 1–12.
- Wechuli, Yvonne (2023d): Zwischen Crippling und Reclaiming. Wie die Disability Studies strategisch mit Gefühlen umgehen. In: *Zeitschrift für Disability Studies* 3, 1, o.S.
- Wechuli, Yvonne (2024a): Behindernder Affekt. Auswirkungen von Emotionen auf Lebenswirklichkeiten aus Perspektive der Disability Studies. In: Dederich, M./Schuppener, S. (Hrsg.): Ambivalente Emotionen im Kontext von Inklusion und (Geistiger) Behinderung. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 50–64.
- Wechuli, Yvonne (2024b): Between abjection and fetishisation. Challenges of writing about emotional othering in Disability Studies. In: *eCadernos CES* 41, o.S.
- Wechuli, Yvonne (2024c): Passing as able-bodied, disabled, or supercrip. Acknowledging three facets of a survival strategy in an ableist society. In: *Symbolic Interaction* 48, 3, S. 293–314.
- Wechuli, Yvonne (2025a): Crippling Auto-/Ethnography? In: *Frontiers in Sociology* 10, o.S.
- Wechuli, Yvonne (2025b): Strategische Umgangsweisen mit Gefühlen in den Disability Studies zwischen Selbst-Sorge und Solidarität. In: Schuppener, S./Budde, J./Boger, M.-A./Leonhardt, N./Goldbach, A./Hackbarth, A./Mackert, S./Doğmuş, A. (Hrsg.): Sorge und Solidarität. Erziehungswissenschaftliche Verhältnisbestimmungen zwischen Inklusion und Exklusion. Opladen: Barbara Budrich, S. 61–72.
- Wechuli, Yvonne (2025c): Verpflichtende Nichtbehinderung, grausamer Optimismus und Schuldabwehr. Eine kulturwissenschaftliche

- Betrachtung emotionaler Reaktionen auf Behinderung. In: Menschen 2025, 5-6, 55–59.
- Wechuli, Yvonne/Afeworki Abay, Robel (2024): Disabled Romani people in Germany. Learning from the Notion of Indigeneity in Disability Studies outside of Settler-Colonial States. Chapter 5. In: Afeworki Abay, R./Soldatic, K. (Hrsg.): Disability Intersectional Colonialities. Theoretical Approaches and Methodological Reflections. London: Routledge, S. 86–99.
- Wechuli, Yvonne/Hirschberg, Marianne (2023): Von postkolonialen, dekolonialen und indigenen Studien lernen. Ein Scoping Review. In: Hoffmann, M./Hoffmann, T./Pfahl, L./Rasell, M./Richter, H./Sebo, R./Sonntag, M./Wagner, J. (Hrsg.): Raum. Macht. Inklusion. Inklusive Räume erforschen und entwickeln. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 90–96.
- Wechuli, Yvonne/Hirschberg, Marianne (2024): Learning from Post-colonial Studies, Decolonial Theory and Indigenous Studies in Disability Studies. A Scoping Review. Chapter 6. In: Chataika, T./Goodley, D. (Hrsg.): The Routledge Handbook of Postcolonial Disability Studies. London: Routledge, S. 63–73.
- Wechuli, Yvonne/Lusweti, Sellah/Shauri, Halimu/Wacker, Elisabeth (2023): Social entrepreneurship between earning a living and emancipation. Impact of microfinance on people with disabilities in Kenya. Chapter 66. In: Robinson, S./Fisher, K. (Hrsg.): Research handbook on disability policy. Elgar handbooks in social policy and welfare. Cheltenham: Elgar, S. 773–788.
- Wechuli, Yvonne/York, Jana (im Druck): Arbeit an Emotionen in Partizipativer Lehre. Potentiale und ambivalente Nebeneffekte der Sichtbarmachung ungleich geteilter Emotionsarbeit. In: Hauser, M./Schuppener, S./Goldbach, A./Hellmann, H./Leonhardt, N. (Hrsg.): Zur (Weiter-)entwicklung Partizipativer Lehre. Fragen an Theorie und Praxis in einem sich neu entwickelnden Feld. Bielefeld: transcript.
- Wegner, Gesine (2020): Reflections on the Boom of Graphic Pathography. The Effects and Affects of Narrating Disability and Illness

- in Comics. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 14, 1, S. 57–74.
- Weisser, Jan (2007): Rassismusanalyse und Behinderung. Über das Politische in den Disability Studies. In: *Behinderte Menschen. Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten* 3, 4, S. 38–47.
- Wendell, Susan (1989): Toward a feminist theory of disability. In: *Hypatia* 4, 2, S. 104–124.
- Wendell, Susan (1996): *The Rejected Body. Feminist Philosophical Reflections on Disability*. New York: Routledge.
- Wetherell, Margaret (2012): *Affect and Emotion. A New Social Science Understanding*. Los Angeles, London: SAGE.
- Wettergren, Åsa (2015): How do we know what they feel? In: Flam, H./Kleres, J. (Hrsg.): *Methods of exploring emotions*. Abingdon: Routledge, S. 115–124.
- Weygand, Zina (2016): Blind Love. A Love under Constraints? In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 10, 2, S. 223–237.
- Whitney-Mitchell, Sally/Evans, Katy (2022): Living Life to the Fullest. Our Project. In: Liddiard, K./Whitney-Mitchell, S./Evans, K./Watts, L./Spurr, R./Vogelmann, E./Runswick-Cole, K./Goodley, D. (Hrsg.): *Living Life to the Fullest. Disability, Youth and Voice*. Bingley: Emerald, S. 1–9.
- Whitney-Mitchell, Sally/Runswick-Cole, Katherine (2022): Disability and Faith. In: Liddiard, K./Whitney-Mitchell, S./Evans, K./Watts, L./Spurr, R./Vogelmann, E./Runswick-Cole, K./Goodley, D. (Hrsg.): *Living Life to the Fullest. Disability, Youth and Voice*. Bingley: Emerald, S. 61–77.
- Wiesse, Basil (2019): Affective practice. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): *Affective societies. Key concepts*. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 131–139.
- Wilson, Daniel J. (2013): Passing in the Shadow of FDR. Polio Survivors, Passing, and the Negotiation of Disability. Chapter 2. In: Wilson, D. J./Brune, J. A. (Hrsg.): *Disability and passing. Blurring*

- the lines of identity. Philadelphia: Temple University Press, S. 13–35.
- Wilson, Daniel J./Brune, Jeffrey A. (Hrsg.) (2013): Disability and passing. Blurring the lines of identity. Philadelphia: Temple University Press.
- Wilton, Robert D. (2008): Workers with disabilities and the challenges of emotional labour. In: *Disability & Society* 23, 4, S. 361–373.
- Winter, Noa (2023): Aesthetics of Pain, Fatigue, and Rest. Working Methods of Chronically Ill Artists within Disability-led Performances. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 17, 2, S. 233–250.
- Wolfe, Patricia de (2002): Private Tragedy in Social Context? Reflections on Disability, Illness and Suffering. In: *Disability & Society* 17, 3, S. 255–267.
- Wolfe, Patricia de (2012): Reaping the benefits of sickness? Long-term illness and the experience of welfare claims. In: *Disability & Society* 27, 5, S. 617–630.
- Yeo, Rebecca (2015): ‘Disabled asylum seekers?...They don’t really exist’. The marginalisation of disabled asylum seekers in the UK and why it matters. In: *Disability and the Global South* 2, 1, S. 523–550.
- Yoshino, Kenji (2007): Covering. The Hidden Assault on Our Civil Rights. New York: Random House.
- Young, Stella (2012): We’re not here for your inspiration. <https://www.abc.net.au/news/2012-07-03/young-inspiration-porn/4107006> [Zugriff: 01.06.2024].
- Zander, Michael (2021): Corona-Pandemie und Behinderung – ein Überblick. In: *Zeitschrift für Disability Studies* 1, 1, S. 1–10.
- Zeavin, Hannah (2021): Hot and Cool Mothers. In: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 32, 3, S. 53–84.
- Zink, Veronika (2019): Affective communities. In: Slaby, J./Scheve, C. von (Hrsg.): Affective societies. Key concepts. Routledge studies in affective societies, Band 3. Abingdon: Routledge, S. 289–299.

Zola, Irving K. (1993): Self, identity and the naming question. Reflections on the language of disability. In: Social science & medicine 36, 2, S. 167–173.



A. Hackbarth, A. V. Häseker,
S. Bender, M.-A. Boger, K. Bräu,
J. A. Panagiotopoulou (Hrsg.)

Erfahrungen von Exklusion

Differenzsensible und
diskriminierungskritische
Perspektiven auf pädagogische
Handlungsfelder

*Schriftenreihe der AG Inklusionsforschung der Deutschen
Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE)*
2024 • 247 Seiten • kart. • 54,90 € (D) • 56,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-3016-2 • eISBN 978-3-8474-1953-2 (Open Access)

Der Band entfaltet empirische und theoretische Perspektiven auf Erfahrungen und Risiken der Exklusion, ausgehend von der Annahme der Intersektionalität von Differenzkategorien wie race, class, gender und disability. In welchem Verhältnis stehen Exklusion und Inklusion? Wie finden Exklusion und Inklusion im Rahmen schulischer Praktiken statt? Die Beiträge vertiefen diese Themen der 6. Arbeitstagung der DGfE AG Inklusionsforschung.

Janina von Niebelschütz



Übergangsprozesse von Kindern mit Behinderungen aus integrativen Kindertageseinrichtungen in Grundschulen

Analyseergebnisse einer qualitativen und multiperspektivischen Längsschnittuntersuchung

Janina von Niebelschütz

Übergangsprozesse von Kindern mit Behinderungen aus integrativen Kindertageseinrichtungen in Grundschulen

Analyseergebnisse einer qualitativen und multiperspektivischen Längsschnittuntersuchung

2024 • 270 Seiten • kart. • 38,00 € (D) • 39,10 € (A)

ISBN 978-3-96665-087-8 • eISBN 978-3-96665-911-6

Der Übergang von der Kindertageseinrichtung in die Grundschule markiert für alle Kinder und Eltern einen besonderen Abschnitt in der Bildungsbiografie. Für Kinder mit Behinderungen geht er mit einem erhöhten Risiko einher, aus dem allgemeinen Bildungssystem ausgeschlossen zu werden. Die Autorin erforscht erstmals den Einfluss der subjektiven Einstellungen der beteiligten Mütter, Erzieher*innen, Lehrer*innen und Therapeut*innen auf den Übergangsprozess von Jungen mit Behinderungen aus integrativen Kindertageseinrichtungen in Grundschulen.

shop.budrich.de



Yvonne Wechuli

Perspektiven auf Gefühle in den Disability Studies

Ein explorativer Überblick über Begriffe und Konzepte

Was kann es heißen aus der Perspektive der Disability Studies über Gefühle zu schreiben? Ausgehend von der Annahme, dass Gefühle sozio-kulturelle Phänomene mit Konsequenzen sind, bietet das Buch einen Überblick über die Theoriebildung zu Affekt, Emotionen und Gefühlen in diesem Feld. Yvonne Wechuli schlägt eine geteilte Terminologie für eine noch ausstehende übergreifende Auseinandersetzung mit gefühlsbezogenen Themen in den Disability Studies vor.

Die Autorin: Dr. phil. Yvonne Wechuli, Vertretungsprofessur für das Fachgebiet Behinderung, Inklusion, soziale Teilhabe, Institut für Sozialwesen, Universität Kassel

ISBN 978-3-96665-113-4



9 783966 651134

www.budrich-academic-press.de